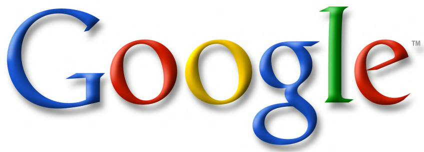


Im Wupperthal

Barmer Geschichten aus dem 15. Jahrhundert

von Clara Hohrath







Im Wuppertal



Von derselben Verfasserin ist bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig erschienen:

Fintje

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel

Kartoniert 3 Mark

*

Dan und Lizzi

Ein Roman von den Normannischen Inseln

Fein gebunden 3½ Mark

*

Im Wuppertal

Barmer Geschichten
aus dem fünfzehnten Jahrhundert

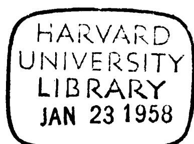
von

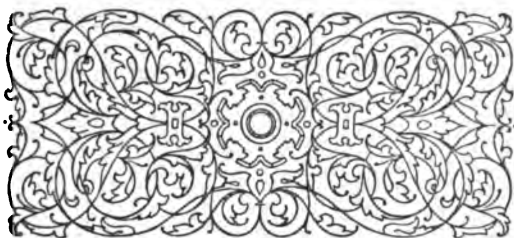
Clara Hohrath

Albert Weyersberg.
Weihnachten 1907.



Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1907


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JAN 23 1958



Es kam im Sauerland in Westfalen ein Quell aus der Erde geschossen.

Nein, wie hat er es eilig, sagten die alten Bäume, die seine Wiege umstanden. Ich lauf zum Rhein, sagte das Flußkind und sprang über Steine und Wurzeln und stieß sich hier und stieß sich dort und ließ sich das gar nicht bekümmern. Die Vögel lachten über sein lustiges Gebaren.

Seht doch, wie das kleine Mädel hüpft und wippt, sagten sie, wir wollen sie Wipper taufen.

Die junge Wipper aber sprang eilig zum Wald hinaus und ins bergische Land hinein und rannte durch Wiesen und Felder und Felsenklüfte.

Wo willst du nur hin? fragten die grauen Weiden an ihrem Wege.

Natürlich zum Rhein, sagte die Wipper.

Sie aber schüttelten die weisen Köpfe. Du hältst ja stracks auf die Nordsee zu, du läufst

falsch! sagten sie. Zum Rhein kommst du nie, der fließt im Westen, und dahin führt kein Weg.

Ach was, ich werde schon einen finden, sagte die Wipper.

Sie lief nun an den Berghängen entlang und suchte in jeder Spalte, ob sich kein Weg nach Westen auftun möchte. Aber die Bergwände lachten und hielten sich steif bei den Händen und ließen sie nirgend durchschlüpfen.

Die Wolken am Himmel kniffen die Augen zu; sie konnten es nicht mehr mit ansehen, wie der kleine Erdenfluß unter ihnen hin und her lief und unermüdlich vor- und rückwärts schoß und sich nicht zufrieden geben wollte. Man wird ja schwindlig vom bloßen Hinsehen, meinten sie.

Die Wipper achtete wenig auf ihr Schelten. Laßt mich zufrieden, ich laufe zum Rhein, sagte sie.

Und darüber wurde sie größer und älter. Sie ist nun ausgewachsen, sagten die Leute von ihr, sie soll nicht länger Wipper heißen, denn das ist ein kindischer Name, jetzt wollen wir sie Wupper nennen.

So hieß sie denn nun Wupper und gab sich alle Mühe, ehrbar einher zu schreiten, aber das Langsamgehn wollte ihr nicht recht gelingen.

Sie lief also und suchte den Weg nach Westen. Und wie sie nach der Beyenburg kam, tat sie einen Freudensprung, denn sie sah einen Weg nach Westen sich auftun. Und mit schönem Schwung machte sie linksum kehrt und bog ein in den langen Hohlweg, den die Menschen nach ihr das Wuppertal benannt haben.

Nun will ich Atem schöpfen, sagte sie, und mich recht des Lebens freuen, denn nun bin ich auf dem rechten Wege. Und sie breitete die Arme aus und umfaßte ein Stück Erde und küßte es. Und an der Stelle, die sie geküßt hatte, blieb ein Weiher stehn, hell und still und unergründlich tief. Und weiter ging die Wupper mit sichern, freudigen Schritten durch dieses Tal und grüßte mit freundlichen Augen die Hufen, die da verstreut an ihrem Wege lagen, den freien Hof zu Barmen und die alte Burg auf dem Elverfelde.

Alle Vögel aber freuten sich an ihrem Glück: Juchhe, endlich läuft sie richtig! riefen sie.

Es nahm aber der Hohlweg ein Ende. Da stand die Wupper und wußte nicht weiter. Doch sie besann sich kurz und schlug den Weg nach Süden ein.

Da schüttelten alle alten Weidenbäume die Köpfe und schalten:

Zuerst bist du nordwärts gelaufen tage- und monatelang, und nun rennst du wieder südwärts, du mußt rein närrisch sein. Oder willst du etwa das Kunststück probieren, das die Schlange kann, und versuchen, dich in den eignen Schwanz zu beißen?

Die Wupper ließ die Bäume ruhig spotten. Ich laufe zum Rhein, sagte sie. Immer lief sie und lief, bis sich wieder ein neues Tor auftat nach Westen. Und endlich erblickte sie den Rhein und jauchzte auf und warf sich ihm freudetrunken in die Arme.

Gott sei Dank, sagten die Wolken oben am Himmel; nun gibt das rastlose, hartnäckige Ding endlich Ruhe! Und weil sie selbst so hoch standen und alles übersehen konnten, alle Wege und Stege der Erde, schüttelten sie die Köpfe über die vielen Umwege, die die Wupper gemacht hatte, um ans Ziel zu kommen. Ein paar Stunden vom Rhein ist sie geboren und ist Tage und Wochen durch die Welt gelaufen, bis sie ihn erreicht hat, höhnten sie.

Aber die Vögel, die der Wupper wohl gesinnt waren, antworteten ihnen: Wär die kleine Wipper, wie sie aus dem Walde kam, gleich in den Rhein gesprungen, ihr Leben wäre nur kurz gewesen, und ihr Name wäre wenig genannt worden. Nun

aber ist sie straßauf und ab gewandert durchs bergische Land, hat viel Burgen und Kirchen und Höfe und Städte gesehen, hat manches gelernt und erfahren, sodaß man nun von ihrem Leben sagen kann: es ist reichhaltig und lang gewesen. Sie hat sich viel Mühe und Arbeit gemacht, aber ihr Ziel hat sie glücklich erreicht. Sie ist ein echtes bergisches Kind!

Das ist die Geschichte der Wupper, die in ihrer Kindheit Wipper hieß.

Und nun will ich von dem langen Hohlweg erzählen, der die Wupper rheinwärts führte, und den die Menschen das Wuppertal heißen. Von jenem Stückchen Land, das die Wupper in ihrer Herzensfreude in die Arme nahm und es küßte, von dem will ich noch im besondern erzählen, denn auf diesem wasserumgürteten Erdenfleck lag im Westen der Herrenhof Barmen, im Osten eine Hufe, der Werdt geheißen. Diese beiden Güter aber trennte die alte Gemarkenweide, und darin stand, von Erlen umsäumt, ein Weiher, hell und still und unergründlich tief. Der wandelte sich im Laufe der Zeit in einen Sumpf, und der Sumpf wieder in Weideland. Darauf wurde ein Schul- und Amtshaus gebaut. Und die alte Gemarke wurde endlich parzelliert, eine Kirche und Häuser

erwuchsen darauf, und im achtzehnten Jahrhundert legte sich der Fleck einen tönenden Namen zu: die Hauptstadt Gemarke. Und der Name Gemarke ist dem ältesten Stadtteil Barmens noch heute geblieben. Das einstige Gemarkenstädtchen aber hat sich bald breit ausgedehnt und langsam alles Barmer Land überflutet.

Die alten Bauernhäuser sind zerfallen, die Hufen parzelliert worden, denn aus den einstigen Hüfnern sind Garnbleicher und Färber, dann Lintwirker und Kaufleute und aus denen endlich wieder Fabrikanten und Großindustrielle geworden. Und die klare, flinke Wupper ist im Laufe der Zeiten schwarz und ölig geworden vom Abguß der vielen Farbenfabriken. Die Stille des Tales hat sich in ohrenbetäubenden Lärm verwandelt.

Wohl stehn hier und da noch Häuser auf demselben Fleck, wo einst die alte Hofstatt der Familie gewesen ist, und Träger desselben Namens wohnen noch heute in ihnen. In enger Straße, zwischen hochaufstrebenden, charakterlosen Neubauten stehn sie breit und still, in altmodischer, vornehmer Abgeschlossenheit und Behaglichkeit, schieferumkleidet mit weißen Fensterkreuzen und grünen Läden, Häuser im Eigenkleid des Wuppertals, wie sie ebenso sonst nirgend in der Welt

zu finden sind. Diese Häuser haben ein still bekümmertes und verträumtes Aussehen, so, als trieben alte Erinnerungen ihr heimliches Wesen in ihnen, als sei die Vergangenheit ihnen wichtiger als die Gegenwart. Und an der engen Straße, an dem alten Haus steht der alte Name. Und der Name spottet über das wichtigtuerische Rückerinnern des alten Patrizierhauses, denn sein Gedächtnis geht noch um viele Jahrhunderte weiter zurück. Des strohgedeckten Kottens, der einst an dieser Stelle gestanden hat, entsinnt er sich. Und er entsinnt sich weiter noch dunkel der Zeit, wo zum erstenmal ein Mann mit Axt und Schaufel ins einsame, wilde Tal der Wupper hinabgestiegen kam und rodete die Büsche aus und zimmerte das erste Gebau darauf und wurde nach dem sumpfigen Lande, das er sich zu eigen gemacht hatte, der Mann im Bruch geheißen. Er hatte aber einen Bruder gehabt, dem es unten im Tal nicht gefallen wollte, und der sich droben zwischen Wald und Heide niedergelassen hatte, den hießen sie den Mann am Heid. Die alten Namen wissen das alles noch. Von dieser ganz fernen Vergangenheit aber will ich hier nicht erzählen, sondern von dem Barmen des fünfzehnten Jahrhunderts.

Still war es auch damals noch im Wuppertal. Das Wasser des Flusses war noch klar und durchsichtig wie Glas, und die Barmer breiteten ihr eigen gesponnenes Garn zum Bleichen an seinen Ufern aus. Die Hüfner und Kötter, die damals auf ihren verstreut liegenden Gehöften saßen, große, blonde, breitschultrige Menschen, bauten ihre Felder, mästeten ihre Schweine und waren mehr darauf bedacht, ihre geräumigen Scheuern als ihren Geldschrein zu füllen. Sie waren mit dem Boden, den sie bestellten, noch eng verwachsen, sie lebten von ihm und stritten sich um ihn und nannten sich nach ihm.

Eine Amtsrechnung aus dem Jahre 1466, in der alle Höfen und Kotten samt deren Vorsteher, ihren Abgaben an Vieh, Getreide und Geld aufgezählt sind, und die alte Hofesrolle, das Weistum, das den versammelten Markgenossen jährlich einmal am Gerichtstage vorgelesen wurde, das sind die beiden einzigen Dokumente, die wir aus dem Barmen des fünfzehnten Jahrhunderts noch besitzen. Das eine überbringt uns die Namen, das andre die Lebensbedingungen, Gesetze und Bräuche jener alten Zeit. Von den Schicksalen der Namensträger aber, ihren Leiden und Freuden, von ihrem Hoffen und Hassen

und Lieben und Sterben steht nirgends geschrieben.

Aber Namen verstehn auch zu reden.

Da treten sie an in langer Reihe, keiner gleicht dem andern, alle tragen sie Eigenzüge, es gibt gutmütige Gesichter unter ihnen, verkümmerte und stolze, schöne und häßliche. Und sie sprechen den alten Dialekt ihrer Heimat: Hänneskken im Broek (Bruch), Albert am Heed (Heid), Arnd to Wulffink, Tiele vurm Broegel (Brückensteg), Hilla in der Awen, Hans im Werdt, Nolde bei der Wupper, Wineke op der Kapellen, Nesa to Klauhus, Pitter to Heckinghus, Hermann opm Selhoff!

Die Namen sehen mich an. Weißt du wirklich nichts von uns? fragen sie. Bist du nicht Blut von unserm Blut? Halt einmal still und lausche zurück in eine ferne, ferne Vergangenheit, horch in dich selbst hinein, denn ein wenig von uns ist in dir noch lebendig geblieben, höre uns zu.

Und ich habe ihnen zugehört, und in diesem Buche werde ich nun ihre Geschichten wiedererzählen.

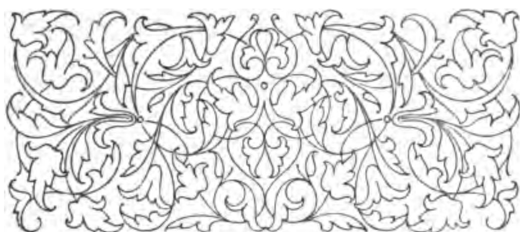
Arnd to Wulffink tritt zuerst vor mich hin, breitspurig und selbstbewußt, der Stammvater

derer zu Wulffing, der alten Wuppertaler Familie, die sich heute nur noch kurzweg Wülfing heißt. Meine Großmutter ist eine Wülfing gewesen. Ich schlage die Familienchronik auf, ohne Fehl steht der hohe, breite Stammbaum vor mir, nur unten bei der Wurzel gähnt eine Lücke. Das Bindeglied zwischen Peter zu Wulffing, im sechzehnten Jahrhundert erbeingesessen auf dem Hof Wulffing, und meinem Arnd to Wulffink aus der Amtsrechnung des fünfzehnten Jahrhunderts fehlt. Nach diesem unbekannten Sohn des Arnd ist viel geforscht und gefahndet worden in staubigen Archiven, in schweinsledernen Büchern und vergilbten Pergamenten. Er aber hat sich von den eifrigen gelehrten Herren nicht finden lassen. Da hab ich nun meinen alten Vorfahren kecklich selbst gefragt: Sag mir, wie dein ältester Sohn, der Erbe deines Hofes, geheißen hat! Auf die Frage hat sich sein Gesicht verfinstert: Das wißt ihr von heute nicht einmal? Aber das sieht freilich meinem Ältesten ähnlich, seinen guten Namen so bescheidentlich mit ins Grab zu nehmen, er ist immer ein Duckmäuser gewesen! Lüdger hat er geheißen. So hat Arnd to Wulffink mir geantwortet. Und auf meinen leisen Ruf ist der bescheidne Lüdger vor mich hingetreten, hat mich

mit guten, freundlichen Augen angesehen und mir in schlichten Worten seine Geschichte erzählt. Und noch von einer andern hat er gesprochen, von ihr, die er lieb hatte, der Trin vom Seelhof. Und nun will ich alles getreulich wieder erzählen, zwar nicht in der Wuppertaler Sprache des fünfzehnten Jahrhunderts, die uns kaum mehr verständlich ist, sondern im glatten Deutsch unsrer heutigen Tage.



Auf dem Seelhof



Damals, in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, stand noch der alte Seelhofkotten, von der Wupper nur durch die Laak, ein dürres, von Weiden und Erlen bestandnes Land, getrennt. Das Strohdach, vom Alter geschwärzt, drückte schwer auf die niedern Hausmauern des langgestreckten, einstöckigen Gebäudes und gab ihm ein schwermütiges, beinahe finstres Aussehen.

Alte Leute erzählten, der Kotten stünde an der Stelle des alten Herrenhauses, was man auch aus dem Namen: der Seelhof, der an dem Kotten haften geblieben war, deutlich ersehen konnte, denn Seelhof bedeutet nichts andres als Herrenhof. Es sollte dieser aber vorzeiten auf der märkischen Seite der Landwehr liegende Seelhof eines starken Ritters Eigentum gewesen sein, dem viele Hufen des Wuppertals gehört hatten. Dieser hatte sich mit den Unterirdischen eingelassen. Ein Kobold, der unter der Gemarken-

weide hauste und das Wuppermännchen genannt wurde, war ihm in allem zu Diensten gewesen, sodaß er es zu großem Gut und Reichtum brachte, bis ihn seine Habgier zu einem Treubruch gegen den hilfreichen Kobold verleitete, und dieser ihn im Zorn in den Weiher auf der Gemarkenweide hinabzog. Da, auf dem Grunde des Sumpfes, sollte er immer noch liegen und auf ein ehrliches Begräbnis in einem christlichen Kirchhof mit Schmerzen warten, weil seine Seele vorher nicht zur Ruhe kommen konnte und als Irrlicht in schwarzen Nächten umherschweifen mußte. Des Ritters Haus war bei seinem Tode unter lautem Krachen eingestürzt. Die Trümmer waren unberührt viele Jahre liegen geblieben, denn jeder scheute sich, die verwunschne Stätte zu betreten. Endlich hatten sich zwei arme mutige Leutchen, ein Köttersohn und seine Braut, die Erlaubnis bei dem neuen Herrn in den Barmen geholt, der auf der bergischen Seite der Landwehr zwischen Wupper und Mühlenstrang seinen Hof hatte, sich aus den Trümmern des alten, verlassenen Seelhofs einen Kotten aufzubauen. Über dieser Arbeit nun war ihnen das Wuppermännchen erschienen und hatte sein Anrecht auf die Trümmer des alten Hauses geltend gemacht und sich das Recht

ausbedungen, in dem Kotten ein und aus gehn und auf dem Dachbalken überm Herd sitzen und sich im aufsteigenden Rauch wärmen zu dürfen, so oft es ihn danach verlange.

Und darum, das wußte im Wuppertal jedes Kind, wars nicht geheuer unterm großen Dach des Seelhofkottens, zuzeiten sollte sich da ein unheimliches Lachen vernehmen lassen, und ein paar alte Weiber wollten im Dunkeln das Wuppermännchen mit einem hohen, silbernen Hütchen auf dem kleinen Kopf über die Laak nach dem Seelhof haben laufen sehen. Da nahm es dann niemand wunder, daß nie ein rechtes Glück aufkommen konnte unter diesem Dach, und daß dem jetzigen Hauswirt, Hermann auf dem Seelhof, die Frau nach kurzer Ehe gestorben war, und er seither mit gesenktem Kopf und mißmutigem Wesen umherging, ebenso schwermütig und finster ins Leben schauend wie sein großes Hausdach. Verwunderlich war es auch nicht, daß seine Tochter Trin so verständig redete wie ein altes Weib, und nie ein lautes Lachen aus ihrem Munde kam; so gehörte es sich ja für eine aus der Sippschaft der Seelhofleute.

Verwunderlich war allein die Tatsache, daß unter dem spukhaften Dach noch ein Mensch zu

leben sich erkühnte, der nicht traurig, nicht einmal ernst aus den Augen sah, und daß diese Frohe, Frische, Starke eine alte Frau war, Hermanns Mutter und Trins Großmutter. Doch nicht nur dieses verständigen Mädchens Großmutter war sie, sondern die einer großen Menge Menschen jeglichen Alters und Geschlechts, die in verstreuten Gehöften im Tal und auf den Wupperbergen hausten. „Bestemoderken“ wurde sie von all den vielen genannt, die nach dem Seelhof kamen, Rat und Hilfe zu suchen, denn ihr Gebet hatte eine große, wundertätige Kraft, ihr kluger Rat hatte schon manches Unrichtige wieder zurechtgerückt, ihr tröstlicher Zuspruch manchem Verzweifelten neuen Mut gegeben.

Wie wohl einmal eine schöne Blume frisch und herrlich aufwächst inmitten einer unheimlichen Trümmerstätte, so war diese alte Frau mit den leuchtenden blauen Augen und dem guten, fröhlichen Lächeln das lebendige Wunder des alten, verwünschten Seelhofkottens, zu dem die Leute gepilgert kamen wie zu einer gnadenreichen Wallfahrtskapelle. Sie hats in den Augen, sagten sie von Bestermoderken, denn sie trauten ihrem Blick heilende Kraft zu.

Sie wußten auch, daß diese Augen Geheim-

nisse der Seele erschauten, die kein Mund verraten hatte. Und sie kannten die Neugier dieser Augen, die wie Kinder immer durstig auf Geschichten waren und sich niemals müde oder verdrossen abwandten. Darum war es leichter, dieser alten Frau auf dem Seelhof zu beichten als dem Priester in der Liebfrauenkirche zu Schwelm.

So sprachen und dachten die Leute.

Es war noch früh am Morgen, da pochte Koeneken aus den Springen schon an das kleine Fenster der Seelhofdiele. Dahinter saß Bestemoderken in ihrem großen hölzernen Lehnstuhl, den sie ihr mit Kissen ausgepolstert hatten, denn sie war gelähmt und konnte nicht mehr auf den Füßen stehen oder gehen und saß hier tagaus tagein, und nichts regte sich an ihr als die magern Hände, die langsam Perle an Perle ihres Rosenkranzes weiterschoben.

Bestemoderken nickte dem Draußenstehenden aufmunternd zu.

Da kam Koeneken, der krummbeinige, kleine Mann, erfreut hereingestampft auf die große Diele, die Wohnraum und Küche zugleich bedeutete. Dämmerig wars hier und dunstig vom Rauch des Herdes, der langsam aufwärtskriechend seinen Weg zum Windauge suchte. Die weiße Haube

der Frau winkte durch das Düster, und Koeneken fand sich zu ihr hin und ließ sich schwerfällig auf den Schemel neben ihrem Lehnstuhl nieder.

Er brachte ein Anliegen vor, das die freundliche alte Frau in Verlegenheit setzte: seinen kranken Hund sollte sie gesund beten. Nun wußte die erfahrne Beterin aber nicht, ob die Himmlischen solche Bitte um das Heil eines Tieres nicht als Beleidigung aufnehmen würden.

Du kannst dich ja an einen kleinern Heiligen wenden, der nicht viel in Anspruch genommen wird und froh ist, auch einmal Arbeit zu bekommen, riet der praktische Koeneken.

Bestemoderken aber hatte mehr Vertrauen in die schrankenlose Mildtätigkeit Unsrer lieben Frau.

So berieten sie leise hin und her, während am andern Ende der Diele Trin, die Enkelin, leise herumhantierte. Sie war es gewohnt, den einen oder andern Nachbar in heimlichem Geflüster bei der Großmutter sitzen zu sehen, und wandte den Kopf nicht einmal nach ihnen herum. Sie war groß gewachsen und bewegte sich eckig wie ein Junge. Ihre Augen blickten frei und gut, ihr Mund aber schien gern bereit, sich zu einem verächtlich überlegnen Lächeln zu ver-

ziehen. Das kam daher, weil sie so gar verständig war und sich über die Torheit der andern häufig wundern mußte.

Es ist ein ganz besondres Vieh, ein guter Hund, Bestemoderken, beteuerte Koeneken.

Die alte Frau sah gedankenvoll vor sich hin, und nach einer Weile sagte sie: Weil es so ein guter Hund ist, will ichs versuchen, Nachbar. Da stand der Mann leise auf und versuchte mit den Zehen aufzutreten, um beim Gehen keinen Lärm zu verursachen. Und wie er zur Tür hinaus war, schmunzelte er listig und vergnügt. Nun hatte ers doch durchgesetzt. Wenn er heimkam in die Springen, würde ihm der Hund schon entgegenlaufen. Denn Bestemoderken betete!

Ja, Bestemoderken betete, aber ein leise sorgenvoller Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Es war ja das erstemal, daß sie ihrer himmlischen Gönnerin um eines Tieres willen Mühe machte. Und wenn diese ihr solches nicht übel nahm und huldvoll ihre Bitte erfüllte, so würde Koeneken in den Springen sicherlich nicht über die Sache schweigen.

Und nun sah die Betende schon im Geiste eine lange Reihe von Tieren auf den Seelhof gepilgert kommen: da kam Goßwins kranke Ziege

vom Loh heruntergehinkt, hinter ihr Hartliefs übermästete Schweine und Nesa zu Klauhusens magere Tiere. Da kamen sie mit ihren Kälbern und Sterken, mit Hunden und Katzen, und alle Schäden dieses lieben Viehzeugs sollte sie zurecht und heil beten. Wo sollte sie die Zeit hernehmen, alle die neuen Kunden zu befriedigen? Es waren ja der Menschen schon so viele, und ihr Herz glich einem bunten, bunten Bilderbuch, darin all die närrischen und traurigen Geschichten ihrer Beichtkinder eingetragen standen, und nun sollten auch die Tiere noch ihr Plätzchen drin finden? Aber das Menschenherz ist ja ein verwunderlich großes und geräumiges Ding. Und dankbar empfand sie es, daß sie trotz ihrer lahmen Glieder und hoch im Winter ihres Lebens so viel begehrt und nütze sein durfte auf der Welt.

Nun geh ich hinauf in den Wald, um Sprocken zu lesen, sagte Trin und warf einen prüfenden Blick auf der Großmutter ernstes Gesicht. Als sie auf ihre leise gesprochnen Worte keine Antwort erhielt, wunderte sie sich nicht, denn sie kannte Bestemoderkens versonnene Art. Sie bückte sich und trat durch die niedere Tür in den lichten Sommermorgen hinaus. Den Hohlweg längs der alten Landwehr, einem mit Gestrüpp überwachsnen

Wall, der das Barmer Tal von Norden nach Süden durchlief und in zwei Hälften teilte, ging sie hinauf. Sie schritt schnell aus mit großen, festen Schritten. Die Linien ihrer Gestalt waren herb, ihre Bewegungen linkisch, obschon sie bereits zweiundzwanzig Jahre zählte, so hatte sie doch noch das Aussehen eines zu groß gewordnen Kindes, denn die großen, starkknochigen Menschen des Wuppertals sind ein spät reifendes und zähes Geschlecht.

Trin hob den Kopf immer höher und freier, je weiter sie sich vom Seelhof entfernte. Das Gefühl der Helle und Weite um sie her, die an die lastende Düsterkeit ihres Hauses gewohnt war, weckte einen seltnen Übermut in ihr, der vernünftigen Tochter eines mürrischen, ewig bekümmerten Vaters. Bunte, kühne Gedanken liefen ihr durch den Sinn. Wenn jetzt über jene Wiese ein Kind gelaufen käme, und hinter ihm mit gierigen Augen und fletschendem Gebiß ein Wolf, da würde sie sich mit einem einzigen Sprung zwischen das Tier und sein Opfer stürzen, und der Wolf würde stutzen, und er und sie würden einander fest in die Augen sehen ein paar Augenblicke lang, bis er sich winselnd niederducken müßte. Sie aber würde mit beiden Händen seine Kinnladen fassen und ihre ganze wilde Kraft

einsetzen und mit einem scharfen Ruck den Kopf auseinanderreißen, so wie man dürres Holz zerreißt! Und dann würde sie tief Atem holen, sich hoch aufrichten und die tote Bestie von sich schleudern — so! Und dann würde sie niederknien bei dem weinenden Kinde und es umfassen — so, und ans Herz drücken.

Da stand die große Trin mitten auf dem Wege still und bückte sich und umfaßte liebevoll einen alten Weidenstrunk.

Darauf fuhr sie erschreckt in die Höhe und sah sich bestürzt nach allen Seiten um.

Da hab ich die alte Weide im Arm gehabt, nein, wie ich heute närrisch bin, dachte sie und versuchte sich zu schämen. Aber weil niemand da war, der an ihrem wunderlichen Gebaren Anstoß hätte nehmen können, nichts als Bäume und Blumen und Vögel um sie her, und weil sie allein auf freier Höhe stand, und ein frischer Wind sie umwehte, wurde sie wieder keck und froh und warf den Kopf zurück und stürmte ausgelassen und täppisch wie ein junger Hund das letzte Stück Weg hinan, dem Wald in die grünen offnen Arme. Aber im Walde war es still, geheimnisvoll und dämmrig wie in einer Kirche. Hinter jedem Baumstamm lauerten unsichtbare

Dinge. Es gab keinen hellen Himmel und keine Ferne hier. Gedämpft war das Licht, gedämpft jeder Laut, heimlich wars und unheimlich zugleich. Da fiel alle Ausgelassenheit von ihr ab, glitt an ihr hinunter wie ein fremdes Kleid, dessen sie sich zu schämen hatte. Sie senkte den Kopf und beugte die Schultern und begann mit der mühseligen Arbeit des Sprockenlesens. Und ihr Blick war scheu, wenn er hier und da seitwärts glitt in die grünen verschleierten Tiefen zwischen den Stämmen. Bestemoderken hatte ihr viel Geschichten erzählt von Wichtelmännchen, Alraunen und anderm spukhaftem Waldgesindel.

Und wie sich nun unerwartet von einem dicken Buchenstamm eine Gestalt löste und auf sie zutrat, schrie sie laut auf vor Schreck. Es war aber nur ein schlanker Mensch in buntem verschabtem Wams, der eine Geige unter dem Arme trug. Ein wandernder Spielmann, der den Weg verloren hat, sagte sich Trin beruhigt und ließ den Fremden an sich herankommen.

Wo bist du zu Hause? fragte er.

Da unten im Wuppertal.

Gehört ihr zum Hof Barmen?

Ja.

Der ist des Herzogs von Berg Eigentum?

Ja, das ist unser lieber gnädiger Herr, und der Ritter zu Beyenburg ist unser Amtmann.

Der Fremde fragte noch allerlei, und dann entdeckte er ihr, daß er von Düsseldorf herkomme, wo ihm das Unglück begegnet sei, in einer Rauferei einen Bürger der Stadt erschlagen zu haben. Er sei seinen Verfolgern aber glücklich entkommen und laufe nun seither als ein landesräumiger Flüchtling friedlos einher, auf der Suche nach einem bergenden Unterschlupf in irgendeiner Freiheit des Landes.

Da wurde Trin eifrig. So kommt in unser Barmen, sagte sie. In unserm Weistum steht geschrieben: So einer von außen hereinkäme und hätte einen Totschlag getan aus Unglück, demselbigen mag man allhie binnen der Freiheit Geleit geben Jahr und Tag und so lang als er ein gut Gesell sein will. Derselbige Totschläger soll an den Hofesschulzen gehn und begehren das Geleit, und der Hofesschulze soll ihm das Geleit geben und es fortstrecken an den Amtmann zur Beyenburg, und dieser soll ihm das Geleit verfrischen. Und das soll also bündig sein und vollmächtig, als hätte es ihm unser gnädiger Landesfürst und Herr selber gegeben durch die ganze Freiheit im Barmen.

Atemlos hielt Trin inne, stolz auf ihre wörtliche Kenntnis des alten Barmer Rechts.

Der Spielmann nickte. Das hatte er hören wollen. Willst du mich zu euerm Schulzen führen? fragte er.

Aber als sie sich nun eilig aufrichtete und sich anschickte, ihm voranzuschreiten, wehrte er ihrem Eifer mit einer nachlässigen Handbewegung. Solche Eile hat es nicht. Lies nur zusammen, was du noch an Reisig brauchst. Wir werden uns währenddem schon die Zeit vertreiben.

Und mit Verwunderung sah Trin, wie sich der Fremde, der einen Totschlag begangen hatte und seinen Häschern erst knapp entwischt war, gemächlich auf einen Baumstumpf niederließ, die Fiedel lächelnd schulterte und zu spielen begann.

Dünn und fein wie eine Vogelstimme girrte der Sang der Saiten durch den großen Wald. Es ist eine neue Weise, in Düsseldorf wird sie bei den Festen gespielt, wenn Herzog Gerhard dort Hof hält, es tanzt sich gut darauf, das magst du mir glauben, sagte der Spielmann.

Trin hatte nie getanzt. Sie fühlte nur, daß ihr die Arbeit im Takt der rhythmischen Klänge leichter als sonst von der Hand ging, und daß ihr dabei seltsam traumhaft zumute wurde. End-



lich richtete sie den gekrümmten Rücken gerade. Nun hab ich genug, nun können wir gehn.

Der Fremde lachte. Nun ruh dich erst ein Weilchen aus, denn nach der Arbeit das Vergnügen, weißt du wohl!

Sie schüttelte unwillig den Kopf. Dafür hab ich keine Zeit, sagte sie, bei Tage macht man nicht Feierabend. Wir Leute aus dem Wuppertal sind keine Faulenzer!

Da nickte der andre. Ja, ich kenn die Art: Lasttiere seid ihr, schwerfällig, ehrlich und dumm. Solche Leute haben die Herren gern auf ihren Äckern sitzen, zum Kriegsdienst sind sie ungeschickt, aber zum Fronen sind sie prächtig zu gebrauchen, viel Arbeit, wenig Lohn, so sind sies zufrieden.

Und du, sagte Trin und maß ihn mit einem Blick der Verachtung, wenig Arbeit und viel geschenkt, das wird dein Wahlspruch sein, so seid ihr ja alle, ihr Fahrenden!

Warum nicht? Man ist nicht auf der Welt, um zu arbeiten, sondern um sich seines Lebens zu freuen!

Das glaubst du? fragte Trin und trat in ihrem ehrlichen Erstaunen einen Schritt näher zu ihm hin, um ihm in die Augen zu sehen. Sprichst du im Scherz oder im Ernst?

Sie schlug jedoch unter seinem Blick die Augen eilig nieder. Es muß kein guter Mensch sein, denn man kann ihm nicht in die Augen sehen, fuhr es ihr durch den Sinn. Doch der Gedanke verflog so schnell, wie er aufgetaucht war, denn sie mußte auf die wunderlichen Reden des Fremden acht haben.

An allen schönen Dingen hab ich meine Freude, sagte er. Ich sehe aber auch tausend schöne Dinge, die ihr Arbeitstiere nicht seht!

Das verstehe ich nicht, sagte sie, und in ihrer Stimme zitterte verhaltner Groll.

Der Spielmann lachte und streckte den Arm aus: Siehst du die weiße Blume dort? Du hast sie nicht beachtet. Vor dem schwarzen Baumstamm steht sie fein und licht wie eine Altarkerze. Und wenn du nahe hingehst, so siehst du, daß sie sieben kleine durchsichtige Blumenröcklein übereinander angezogen hat, und daß sie darunter ein goldnes Krönlein versteckt.

Und solche Dinge sind dir wichtig? fragte Trin verblüfft.

Ich hab meine Freude daran. Und Freude führt den Menschen ins Paradies.

Nein, sagte Trin fest und hart, in die Hölle führt die Freude! Pflicht und Arbeit führen ins Paradies!

Er wiegte den Kopf hin und her und sah sie von der Seite an.

Es tut mir leid, daß auch du zu den Maulwürfen gehörst, die sich nicht zu freuen verstehn! sagte er.

Wir können uns auch freuen, sagte Trin, aber auf unsre Art! Sie wandte sich ab, daß er ihre Augen nicht sehen sollte, in denen heiße Zornestränen brannten.

Nun sprang er von seinem Sitz auf.

Weinst du vor Zorn? Es steht dir gut, wenn du so böse dreinschaust, so gefällst du mir. Möchtest du mich schlagen? Ich will still halten. Ich will dir sogar dein Bündel tragen; komm!

Trag du deine Fiedel, ich trag mein Holz!

Stolz bist du also auch? Du gefällst mir immer besser. Ich will dir eine schöne Geschichte erzählen, wenn du mich an deiner Seite dulden willst.

Ich bin zu dumm, um deine Geschichten zu verstehn!

So ernst wars nicht gemeint, was ich von dir und deinen Leuten sagte. Ihr habt eure Art, und ich die meine. Ich bin dir jetzt noch fremd, aber schnell würdest du mich verstehen lernen. Sieh, seit meine Mutter, die ein adliches Fräulein war, vor meinen Augen erdrosselt wurde von

den Händen meines Vaters, des Fahrenden, um dessentwillen sie Heimat und Eltern und Ehre und Reichtum verlassen hatte, um mit ihm als Spielweib straßauf und ab zu ziehn, seitdem bin ich unstet und einsam umhergewandert in der Welt. Ich habe viel gesehen und mancherlei gelernt, wovon sich ein Bauer, der auf seiner Scholle festsitzt, nichts träumen läßt, und ich habe gierig alle Freuden aufgegriffen, deren ich auf meinem Wege habhaft werden konnte, und habe gelacht und gesungen und gespielt und die Leute närrisch vergnügt gemacht mit meiner Kunst. Aber einsam bin ich immer geblieben. Und jetzt bin ich das ewige Wandern gründlich müde. An einem heimeligen Ort möchte ich ausruhen unter stillen, guten Menschen, unter einem großen, warmen Strohdach. Kannst du das verstehen, Mädchen? Kannst du das mitfühlen, diese Müdigkeit, dies heiße Sehnen nach Geborgenheit und Frieden?

Trin sah scheu zu ihm auf. War das noch derselbe Mensch, der sie soeben beleidigt hatte? Seine Stimme hatte einen andern Klang jetzt, aller Spott war daraus geschwunden, und was er sagte, ging ihr tief zu Herzen.

Bist du mir noch böse? Er legte die Hand leise auf ihren Arm. Du verstehst mich wohl, sagte er.

Da schmolz ihr Groll dahin wie Schnee an der Sonne. Sie nickte ernsthaft. Ich verstehe wohl, wie dir zumute ist, sagte sie. Komm nur mit. Ich werde dafür sorgen, daß du alles das bekommst, wonach du dich sehnst.

Das war wie eine Mutter gesprochen. Der heimatlose Flüchtling stand jetzt unter ihrem Schutz. Jetzt war er geborgen.

Heimlich lächelte der Fremde über soviel treu=herzige Gutmütigkeit.

So traten sie miteinander aus dem Walde.

Da lagen im Tal und an den Hängen der Hügel verstreut die Bauernhöfe und Kotten der Barmer Gemarkung im warmen Mittagssonnen=schein.

Trin streckte den Arm aus und zeigte ihrem Begleiter leuchtenden Auges seine neue Heimat. Siehst du, große warme Strohdächer genug und stille gute Menschen wirst du auch finden.

Der Fremde deutete auf einen großen Hof, der gerade unter ihnen im Tale lag. Wem ge=hört die große Hufe?

Ein Schatten ging über Trins freundliches Gesicht. Das ist der Winkel, meiner Mutter Geburtshaus. Ich bin nie in dem schönen großen Hause gewesen, denn meiner Mutter Vater, der

Winkelhöfer, ist ein stolzer und harter Mann. Er hat es seiner Tochter nicht verzeihen können, daß sie ihrem reichen Hofnachbarn auf dem Kleef meinen Vater, der nur ein geringer Kötter ist, vorgezogen hat.

Der Fahrende ließ die schlauen Augen abschätzend über das Haus und die Scheuern und die angrenzenden Felder gleiten. Wer weiß, sagte er, im Alter werden die Menschen oft weichherzig, mag sein, daß du noch zur Erbschaft kommst!

Aber Trin schüttelte den Kopf. Ich hab auch den großen Hof nicht nötig, sagte sie, ich laß mir an unserm kleinen Seelhof genügen, der fällt mir einmal zu, denn Brüder hab ich nicht. Sieh, da unten dicht bei der Wupper, der niedrige Bau mit dem übergroßen Dach, das ist er. Da erwarten mich der Vater und die Großmutter. Und nun müssen wir eilen, denn es ist spät geworden. Du wirst auch Durst und Hunger haben und kannst bei unsrer Mittagssuppe mithalten, wenn sie dir nicht zu gering ist. Danach führ ich dich dann zum Schulzen.

Der Fremde nickte, und nun stiegen sie zur Seite der alten Landwehr ins Tal hinunter.



Bestemoderken war endlich aus ihrem tiefen Sinnen erwacht und sah sich nun suchend um.

Da gewahrte sie ihren Sohn beim Herdfeuer stehen und mit ungeschickter Gebärde im Kochtopf rühren.

Wo ist Trin? fragte sie.

Im Wald. Sie hält sich lange auf nach Mädchenart. Sie bedenkt nicht, daß der Mittagsbrei gekocht sein will, kam es mürrisch zurück. Bestemoderken schüttelte unmerklich den Kopf. Ihr Sohn war ein alter Mann, unfroh und lebensüberdrüssig. Seit seines Weibes Tode war er so. Die war die Tochter des Winkelhöfers Koenen auf dem Kleef gewesen, dessen Hufe im Winkel zwischen der Landwehrbeek und der Wupper lag. Gegen den Willen des stolzen Vaters hatte die Hofestochter den armen Kötter gefreit, und dieser hatte sich beinahe die Seele aus dem Leibe gearbeitet, um der Verwöhnten das Leben im niedern Seelhofkotten behaglich zu gestalten. Trotz seines Mühens aber war die Gerit schnell bleich und müde geworden, und als sie bald nach des Kindes Geburt gestorben war, hatten die Augen Hermanns auf dem Seelhof einen scheuen Blick angenommen, und er hatte den Kopf hängen lassen wie einer,

der eine schwere Schuld trägt, und gelacht hatte er seither nie mehr. Und er konnte das Lachen auch bei keinem andern Menschen sehen, nicht einmal bei seiner jungen Tochter.

Ach, min Jong, schilt man nicht auf unsre Trin, sie ist fleißig und gewissenhaft und ernst und verständig über ihre Jahre hinaus, mahnte Bestemoderken.

Ich weiß wohl, Mutter, daß du nichts auf sie kommen läßt, immer haltet ihr ja zusammen, ihr zwei, du und die Trin. Aber ich mein, wenn ein Mädchen mutterlos aufwachsen muß, so ist das solch ein Leid ....

Ich weiß wohl, wie du darüber denkst, mein Junge, aber ich alte Frau und auch die Tote, deine Gerit, denken anders. Es wird die Verstorbne nicht beleidigen, hörte sie ihr Kind auch einmal von Herzen lachen, denn eine Mutter gönnt ihrem Kinde jede Freude, auch wenn sie im Grabe liegt.

So redete Bestemoderken, aber Hermann auf dem Seelhof schüttelte zu allem den Kopf.

Das Lachen ist uns Seelhofleuten nicht erlaubt, das weißt du wohl, Mutter, sagte er bedeutungs- und vorwurfsvoll.

Die Alte im Lehnstuhl fuhr zusammen. Ja, sie wußte es. So hatten ihre Eltern schon zu

ihr gesprochen: Im Seelhof darf man nicht lachen! Da durfte nur ein einziger lachen, der heidnische Kobold, das Wuppermännchen. Und wer den einmal lachen hörte, der vergaß wohl das eigne Lachen darüber. Sie selbst ist ein fröhliches Kind gewesen, gedankenlos, übermütig und lachlustig, bis zu jenem Augenblick, wo sie den Hausgeist hat lachen hören. In jener Nacht, die sie nicht vergißt, wo sie nahe am Fenster stand und wußte, daß er kommen würde. Er war ein Gast auf der Burg zum Elverfelde, ein ritterbürtiger Herr und geübt auf der Laute und im Gesang. Der hatte ein Auge auf sie, die lustige kleine Köttерstochter, geworfen. Sie fühlte sich hoch geschmeichelt, daß ein Ritter ihr seine Minne schenkte, aber sie wußte auch, was sie ihrer eignen Ehre und der ihres zukünftigen Gatten schuldig war, denn sie war mit Pitter, eines Nachbarn Sohn, versprochen, und dieser sollte zugleich mit ihrer Hand auch mit dem Seelhof belehnt werden. Der junge Ritter scheute aber keine Mühe, das Herz des hübschen Kötter-kindes zu betören. Er sang und spielte vor ihr; daran hatte sie eine gar große Freude. Sein Gesang übte einen Zauber auf sie aus, der ihren ehrlichen Willen und ihr christliches Gewissen

ohnmächtig machte. Der ritterliche Junker wußte das wohl. Und er kam in jener warmen Sommernacht vor den Seelhof und sang. Die Eltern schliefen, die weckte nach der harten Tagesarbeit kein Gesang. Das junge Ding aber, das Treintgen, stand mitten auf der Seelhofdiele, hielt die Hände über die Brust gekreuzt und den Kopf gesenkt und horchte. Ach, war das schön! Es hatte bisher gar nicht gewußt, daß das Leben so geheimnisvolle Wonnen birgt — hatte nur von Arbeit und Mühe alle Welt reden hören. Der da draußen aber sang ein feines, wunderfeines Liedchen:

Wenn einer wandert da vorbei
An den Rosen, er wohl mag —
Tandaradei —
Merken, wo das Haupt mir lag —

Da schlich sich Treintgen zur Tür hin, sah sich bang lauschend um und legte die Hände an den Riegel, um ihn zurückzuziehen. Aber in diesem Augenblick vermeinte sie über sich unterm Strohdach des Seelhofs ein Lachen zu vernehmen, sodaß sie erschrak und in die Knie sank. Es war ein höhnisches, gespenstisches, schreckliches Lachen, das ihr Grauen einflößte. Sie sah hinauf nach dem Dachfirst, aber da wars dunkel. Sie wußte

jedoch, daß da das Wuppermännchen hockte, mit seinem silbernen Hütlein spielte und beobachtend auf sie heruntersah. Sie fürchtete sich und schämte sich. Sie mußte an den guten Pitter denken, und was sie ihm hatte antun wollen. Auf den Knien blieb sie liegen und hielt ihr Gesicht in den Händen versteckt. Das Lachen hatte sie aufgeweckt aus ihrem nachtwandlerischen Tun. Draußen rief der Junker ihren Namen, sie hatte des nicht acht. Sie schämte sich. Dann begann sie zu weinen und zu beten, lange.

Wie sie sich im Morgengrauen von den schmerzenden Knien erhob, war sie das alte Treintgen, das lachlustige, gedankenlose Kind nicht mehr. Ihre Eltern sahen sie forschend an, und ohne zu fragen, wußten sie es, daß ihre Tochter den Seelhofgeist hatte lachen hören. Nun wird sie wie wir, nun ist es aus mit ihrem fröhlichen Wesen, dachten sie, nun wird sie allem Lachen feind!

Die alte Frau im Lehnstuhl schüttelte den Kopf. Nein, sie war dem Lachen nicht feind geworden, die Erfahrung in jener Nacht hatte ihrem Herzen die stille Fröhlichkeit nicht geraubt und es nicht bitter gemacht, nur nachdenken, beten und andrer Menschen Wohl und Wehe über das

eigne stellen hatte sie in jener Stunde gelernt. Deutlich war es ihr da zum Bewußtsein gekommen: im Himmel hält jemand Wache über dich und dein Tun, eine Mutter, der sogar ein Heidenkobold Engeldienste verrichten muß, wie gut meint sie es doch mit dir! Wie eine Mutter warnt sie. Und seliges Vertrauen hatte sie erfaßt: Unsre liebe Frau, du gnadenreiche Mutter aller Menschen, wie gut bist du! Warte, nun kenne ich dich — nun kenne ich dich!

Die Leute hatten es ihr fortan abgefühlt, in welch traulichem Verhältnis sie zu Unsrer lieben Frau stand, und daß ihr Gebet eine wundersame Kraft hatte, und waren zu ihr gekommen mit all ihren Nöten und Anliegen. Und so hatte sie ein reiches Leben gehabt. Nur eines hatte sie nicht erreicht: das störrische Gebot aus der Welt zu schaffen, das alle Generationen geknebelt hatte, die unter diesem Dach groß geworden waren: im Seelhof soll nicht gelacht werden! Es hatte sich doch aus der Heidenzeit noch herübergerettet, dieses finstere, mitleidlose Gebot. Die gnadenreiche Gottesmutter aber blies es nicht fort mit einem freundlichen Hauch ihres lächelnden Mundes, wie der Wind das Wolkenflöckchen am blauen Sommerhimmel verweht! Das war der einzige

Punkt, in dem sie und ihre himmlische Gönnerin sich nicht verstanden. Aber sie gab die Hoffnung nicht auf, mit zäher Hartnäckigkeit und Ausdauer der Himmlischen Widerstand zu besiegen.

Und als jetzt ihr Sohn in seiner müden, mürrischen Art das böse Wort wieder aussprach, da war ihr gewesen, als rühre er ihr an eine versteckte Wunde. Sie richtete sich in ihrem Stuhl steil auf wie ein Junge und sah nach ihm hin, der in schlaffer Haltung neben dem Herd stand, in ihre Augen kam Glanz und Leben, ein heimlicher Zorn leuchtete aus ihnen.

Und ich erzwing es doch! sagte sie laut vor sich hin.

Sie war jetzt jünger anzusehen als der Seelhofwirt, ihr Sohn.

Da ging die Tür auf, und Trin kam mit ihrem Bündel herein, und ein fremder Mensch folgte ihr auf dem Fuße.

Zugleich wurde es hell im dämmrigen Raum, der Fremde hatte die Tür aufstehn lassen, und hinter ihm flutete die Mittagsonne herein. Geblendet sah die erregte alte Frau auf die unerwartete Erscheinung. Der Gast trug eine Geige unterm Arm, sein Wams war bunt und aus-

gezackt, an jeder Zacke baumelte ein Glöcklein. Wenn er sich bewegte, so klingelten sie leise.

Trin, wen bringst du uns da?

Einen fahrenden Spielmann, Bestemoderken, einen wegemüden Gesellen, der weither aus Süddeutschland gewandert kam. Nun will er hier rasten und mit uns essen.

Trins Stimme hatte einen fremden erregten Klang. Geschäftig räumte sie die Sprocken zur Seite und wischte dann mit ihrer Schürze über die Bank.

Da, setz dich, das Essen bring ich gleich.

Auch der unzugängliche Seelhofwirt wußte, was er einem Gaste schuldig sei. Schwerfällig kam er zum Tisch hinüber und hielt dem Fremden die schwielige Hand hin.

Sei willkommen bei uns. Und hast du Hunger und Durst, so teile Essen und Trinken mit uns.

Willkommen im Seelhofkotten! sagte auch Bestemoderken, während ihre Augen voll warmer Neugierde auf dem phantastisch gekleideten Gast ruhten. Ihr ahnte, daß sich hinter der bunten Kleidung auch bunte Geschichten, Abenteuer und Erlebnisse verbargen. Und sie war es immer noch nicht müde, Geschichten erzählt zu bekom-

men, die neugierige Großmutter aller Kinder des Wuppertals.

Trin stellte die Schüssel mit Haferbrei auf den Tisch und steckte die hölzernen Löffel hinein. Vor den Gast stellte sie den mit dünnem Schemberbier gefüllten Krug.

Der Spielmann sprach erst dem Brei, dann dem wässerigen Gebräu eifrig zu. Als er nun gesättigt war, erzählte er. Er war weit herumgekommen in fremden Ländern und kannte deren eigne, wunderliche Bräuche.

Er richtete sich wie selbstverständlich mit seinen Erzählungen an die Alte im Lehnstuhl. Mit ihren leuchtenden Augen, ihrem verständigen Kopfnicken gab sie ihm ihre rege Teilnahme kund.

Kannst du singen? fragte sie ihn jetzt unvermittelt.

Ein spöttisches Lächeln zuckte dem Fahrenden bei dieser Frage um die Lippen.

Das Singen ist mein Handwerk und meine Nahrung. Und dies da ist meine Liebste! sagte er und strich mit der Hand über die neben ihm liegende Fiedel, die dabei einen leisen Ton aushauchte.

Dich gelüstet wohl nach einem Liede, Mutter?

Ach, wenn du singen wolltest, sagte Bestemoderken und holte tief Atem, das ist dem Seel-

hof und mir lange nicht mehr geschehn! Lange nicht.

Der Gast nickte, stand auf und trat ein paar Schritte vom Tisch fort. Er stand im vollen Sonnenschein, hinter ihm die offen gebliebne Haustür; seine schlanke Gestalt in der phantastischen Tracht hob sich scharf ab von dem Licht in seinem Rücken, das einen Heiligenschein um seinen rotblonden Lockenkopf wob. Wie ein Märchenprinz stand er da vor den schlichten Seelhofleuten. Er reckte sich hoch auf, die Glöckchen an seinem Schalksgewand klirrten sacht, und mit zurückgeworfnem Kopf hob er an sein Lied zu singen, ein Lied, von dem er wußte, daß die bergischen Leute es gern hörten; den Sang von Jan Vorluut: Es tobt der Kampf auf der Worringer Heide, Waffen klirren und Helden fallen, und Siegfried, der stolze Erzbischof von Köln, dringt siegreich vor. Schon weichen die Scharen von Brabant und Jülich, da gellt das Feldgeschrei des bergischen Landvolkes durch die Lüfte, das siegesgewisse: Romerike Berge!*) Es erschüttert die Luft, die Erde bebt, und es erbleicht der kühne Kirchenfürst. Rings weichen die Mannen, Helden fallen, Helden siegen: Romerike Berge!

*) Ruhmreiche Berge.

Der siegestrunkne Schlachtruf durchbrauste den verschlafnen Seelhof, erschütterte die Luft, das alte Strohdach, die brüchigen Wände, sodaß alles lebendig wurde und Stimme bekam und jauchzend einfiel. Der Sänger war längst verstummt, und noch war es, als jubelten sich die Rufe zu von Wand zu Wand.

Der Fremde aber stand da wie ein Fürst aus dem Zauberlande. Leise klirrten die Glöckchen an seinem Wams. Seine Zuhörer verharrten regungslos. Die verständige Trin lächelte nicht überlegen, sondern hielt die Hände vor der Brust gefaltet und atmete schwer. Bestemoderken hatte ihren Rosenkranz zu Boden fallen lassen, ohne dessen acht zu haben, und Hermann auf dem Seelhof saß da mit vornüber gebeugtem Rücken, wie einer, der nicht auf das hört, was um ihn vorgeht, sondern eignen, schweren Gedanken nachhängt.

Und drüben reckte die Kuh ihren Hals in die Diele hinein und schrie nach der gewohnten Wartung, aber sie rief und mahnte umsonst, zum erstenmal in ihrem Leben schien sie der Hauswirt vergessen zu haben.

Der fremde Spielmann hatte die Seelhofleute behext mit seinem Gesang.

Trin führte nun den Fremden, der seines Wanderlebens müde geworden war und ansässig zu werden begehrte, in der Barmer Gemarkung zu Arnd zu Wulffink, dem derzeitigen Hofschulzen.

Der stand so breitspurig unter der Tür seines stattlichen Hauses, wie die Riesen auf den Jahrmärkten vor ihren Zelten zu stehn pflegten. Gleich einem Aushängeschilde trug sein rundes, grobzügiges Gesicht den Ausdruck der Gutmütigkeit zur Schau, während sich in seinen kleinen Augen viel Bauernschlauheit verbarg. Die Daumen hatte er in den Ledergurt gesteckt, so sah er den Kommenden wartend entgegen.

Guten Tag, Hofschulze! grüßte ihn Trin, hier bring ich Euch einen Fremden, der Euch um das Geleit hier in Barmen angehn möchte.

Das hörte Arnd zu Wulffink gern. Stand er doch hier in seiner Schulzenwürde als Stellvertreter des Amtmanns von der Beyenburg, des Ritters Quade, und höher hinauf als der des Landesherrn, Herzog Gerhard von Berg, der der Eigentümer des freien Hofes in den Barmen war. In dessen Namen nahm er jetzt den landräumigen Fremden gnädig unter seine obrigkeitlichen Flügel.

Da er ein Wichtigtuer war, stellte er viele Fragen an seinen Mann und knüpfte viele Ermahnungen dran. Aber er machte alles mündlich ab, vor seiner Haustür stehend, denn seiner derben Faust wog der Gänsekiel zu leicht, und ein Schreiber war ihm nicht beigegeben.

Von seiner amtlichen Leistung befriedigt, zog der Schulze endlich die Daumen aus dem Gürtel und rieb sich vergnügt die Hände, seine kleinen Augen blinzelten listig. In seine gemütliche niederdeutsche Sprechweise zurückfallend sagte er:

Nun ist die Sache in Ordnung, Kinder. Nun bist du, Johannes aus Schwaben und bisher ein Fahrender, aufgenommen und in unsers Hofes Bann und Friede. Aber wer glaubst du, wird dich hier in sein Haus aufnehmen? Jung, da kannst du lang anklopfen!

Ich dächte, so nahe vor der Ernte wär mancher froh an ein paar willigen Händen. Arbeit gibts doch wohl hier wie überall im Überfluß, sagte der Fremde in seiner unbekümmerten Weise.

Arbeit, ja, das gibts, und Mangel an Händen auch. Aber fremde Hände, siehst du, die gelten wenig bei uns, die lassen wir nicht gern an unsre Arbeit. Wenig Vertrauen haben wir da, wenig Vertrauen! Und ich wüßt in der ganzen Ge-

markung nur einen Mann, der gutmütig genug wäre, dich ins Haus zu nehmen. Das wäre der Wineke droben auf der Kapelle. Von dem weiß mans ja: der hat eine Landstreicherin unbesehen samt ihrer Teufelsbrut in sein Nest genommen und hat sie zu seinem Weib gemacht, die uilike Graite!*) Ja, der, der Wineke, der täts wohl. Aber sonst wüßt ich dir niemand. Nein.

Arnd zu Wulffing wiegte bedenklich das Haupt, wobei er die feingliedrige Gestalt des Süddeutschen einer geringschätzigen Musterung unterzog.

Es wird schwer halten, dich unterzubringen, Hänneskèn, recht schwer!

Da trat Trin vor den Schulzen hin; mit zurückgeworfnem Kopf und kecker, als es sonst ihre Art war, sagte sie:

Ihr könnt Euch das Weiterreden sparen, Hofschulze! Der neue Markgenosse braucht an keine Tür zu klopfen, wir vom Seelhof nehmen ihn gern, wir sind froh an ein paar Händen, und wenn sie auch nicht im Wuppertal gewachsen sind.

Verblüfft sah der Hofschulze die zungenfertige Kötterstochter an, die ihm mit solcher Dreistigkeit das Wort abgeschnitten hatte.

---

*) Närrische Grete.

Und noch ein paar andre Augen hefteten sich jetzt voll Verwunderung auf Trin. Sie gehörten Lüdger an, Arnd zu Wulffinks ältestem Sohne, der mit leisem Gang um die Hausecke herumgekommen war und nun still beobachtend an des Hofschulzen Seite stand. Wie dieser war er hochgewachsen, mit breiten Schultern, in seiner Haltung aber sprach sich anstatt trotzigen Selbstgefühls nur Schüchternheit und linkische Unsicherheit aus. Wer ihn so neben seinem Vater stehen sah, hätte ihn eher für dessen verdrossenen Knecht als für den Sohn und Erben gehalten. Wie einem guten Bekannten nickte die Köttertochter ihm zu. Dann wandte sie sich eilig zum Gehen, ehe der Hofschulze zu einer Entgegnung Zeit gefunden hatte.

Komm, sagte sie zu dem Fremden, wir sind hier fertig und können gehen.

Die beiden Männer vor der Wulffinkschen Haustür standen und sahen dem ungleichen Paar eine Weile regungslos nach. Dann brach der Hofschulze in ein lautes Gelächter aus, das den Sohn erschreckt zusammenfahren ließ. Er schlug Lüdger wie einen Knaben unsanft auf die Schulter.

Hast dus gehört, wie sich die Seelhöfersche in Eifer geredet hat für den Landfahrer? Da, sieh, wie sie es eilig hat, ihren bunten fremden

Vogel ins Nest zu bringen! Nun wirds Musik und Tanz im alten Seelhofkotten geben. Meiner Seel, der alte Kopfhänger, der Hermann, wird sich noch wundern über den neuen feinen Knecht! He, Lüdger, wirst es jetzt verlernen müssen, im Seelhofkotten herumzuhocken wie ein verlaufner Hund! Meinst du, weil deine Mutter mit der verstorbnen Seelhoferschen Freundschaft gehalten hat, so wäre das ein Grund, die halbe Zeit deines Lebens bei den Köttersleuten zu vertrödeln? Ich mein, du wärst endlich alt genug, um zu wissen, wo du zu Hause bist und auf welchen Platz du gehörst, du Duckmäuser, du fauler Herumschleicher!

Ohne eine Miene zu verziehn, nahm der große Sohn die barschen Worte hin, nur seine Augen wurden unruhig, und sein Gesicht rötete sich bis unter die Haarwurzeln. Eine Entgegnung fand er nicht. Arnd zu Wulffink schien auch keine zu erwarten, er steckte zwei Finger in den Mund und ließ ein paar schrille Pfiffe über den Hofraum gellen. Daraufhin kamen ein Knecht und eine Magd aus den Wirtschaftsgebäuden und aus dem Haus eine Schar halbwüchsiger Jungen und Mädchen gelaufen, gefolgt von einem müde und abgehetzt aussehenden Weibe.

Als sie nun alle um ihn her standen, reckte sich der Hofschulze hoch auf wie ein Feldherr und sah seines Hauses Ingesinde aus seinen kleinen, funkelnden Äuglein der Reihe nach an.

Mette, Mergen, Gritje, schrie er die Töchter an, aufs Bleichblech an die Arbeit, soll ich euch Beine machen, ihr faulen Dinger!

Für alle hatte er unerwartete Befehle, Drohungen und Ermahnungen. Verwirrt rannten sie durcheinander. Der Hof hallte wider von allem Geschrei, und das Federvieh sah sich veranlaßt mitzutun bei diesem allgemeinen, zwecklosen Lärmen. Des Hauswirts Stimme aber schwebte siegreich über dem Tumult.

Die jüngsten Söhne liefen eilfertig nach dem Stall, während Lüdger allein und ungefragt in der Stille seinen eignen Weg zu gehn gedachte und eben um die Hausecke gebogen war, als ihn die dröhnende Feldherrnstimme rauh zurückrief.

Du leiser, scheinheiliger Faulenzer, du hilfst den Jungens den Stall aufputzen, vorwärts!

Lüdger kam zurück, ergriff wortlos die hölzerne Mistgabel, die an die Hauswand gelehnt stand, und folgte den Brüdern. Im Stall ging nun ein lärmendes Treiben los. Die Jungen wußten, wie empfindsam der stille Älteste gegen unnützes

Gepolter und Unfrieden war, und versuchten ihn jetzt zu einem seiner seltnen Zornanfälle aufzustacheln durch wüstes Spektakeln. Lüdger aber arbeitete ohne sich umzusehen, ohne in seinem mechanischen Tun jemals einzuhalten, als ob er beides, taub und blind wäre. Nach seiner Gewohnheit verschanzte er sich ganz hinter seinen geheimen Gedanken.

Es ist wieder unerträglich heute hier auf unserm großen Hof, sagte er zu sich, auf dem ich keinen Winkel weiß, in dem ich mich zu Hause fühlen könnte, obwohl ich alles einst erben werde. Aber endlich muß es heute ja auch Abend werden, und dann gehe ich hinüber nach dem Seelhof. Unter dem niedern Dach, bei den drei stillen Menschen sitz ich dann, und es wird mir wohl, und ich bin daheim. Bestemoderken erzählt, und der Hauswirt sitzt müd in seiner Ecke und seufzt zwischenein, und Trin — Trin sieht hie und da nach dem hölzernen Gerät, das er, Lüdger, mit seinen großen, klobigen Händen zurechtschnitzt, und sie sagt ihm hie und da ein ermunterndes, meist aber irgendein spottendes Wort, aber ihre Stimme tut ihm niemals weh, sie ist nicht schrill wie die der Schwestern, und es klingt keine Bosheit hindurch. Überlegen darf Trin ja sprechen, denn

was ist er anders neben ihr als ein ungelenker, dummer, unfertiger Junge! Schlägt er nicht vor jedermann, der ihm mit Selbstbewußtsein entgegentritt, die Augen nieder wie ein Feigling und benimmt sich so unsicher wie ein junger Hund, der sich niemals vor Fußtritten sicher weiß? Trin aber geht immer ruhig und sicher ihres Wegs. Und heute ...

Da bricht der alte Kreislauf seiner Gedanken jählings ab wie ein ins Stocken gekommnes Uhrwerk. Ist sie nicht keck, wie er sie nie zuvor gesehen, vor den Vater hingetreten und hat gesagt: Wir vom Seelhof nehmen ihn gern! Wie ihre Augen dabei leuchteten! Und das war für den fremden bunten Narren mit den Schellen am Wams gesprochen! Und wie hatte der Vater gesagt? Nun gibt es Musik und Tanz im Seelhof! Jetzt erfaßte er es ganz: wenn er heute Abend nach dem Seelhof ginge, würde er die drei Seehofleute nicht mehr allein finden. Auf dem Platz, den er seit seiner Kindheit allabendlich eingenommen hatte, säße der fremde Geselle, und Bestemoderken würde ihre Geschichten jetzt dem neuen Gaste erzählen, und Trin, auch Trin würde nicht mehr nach dem alten, langweiligen Kameraden hinsehen ... schon unter der Tür

würde er wieder umdrehn, er war nicht mehr zu Hause da!

Nein, ich werde nicht nach dem Seelhof gehn heute Abend, und morgen nicht und niemals mehr; nein, niemals mehr! Lüdger, das mußt du nun zu fassen versuchen! Für dich ist kein Platz im Seelhofkotten! Heut Abend sitzt du auf der großen Wulffinkschen Diele zwischen den andern, und sie werden dich hänseln und verspotten, und du wirst wie ein fremder Bettler dasitzen, so linkisch und unfroh. So wirst du fortan alle Abende sitzen, versteh das wohl, Lüdger, du feiger Duckmäuser!

Seine Hände zitterten, die den Stiel der Gabel umklammert hielten, aber er gönnte den zuckenden Armen keine Rast. Immer weiter, immer weiter, immer weiter, ohne nach rechts oder links zu sehen, ohne zu hören oder zu denken, so wie der Ochs im Joche läuft, mit zusammengebissenen Zähnen arbeitete er.

Aber der Höllenlärm um ihn her steigerte sich mit jedem Augenblick, erbarmungslos peitschten sie ein mit ihrem Spott und ihrem Getöse auf sein verwundetes und gereiztes Gemüt.

Nie mehr wird er im Seelhofkotten sitzen, keinen Abendfrieden mehr haben! Auch das wollen sie ihm noch nehmen, auch das noch!

Und plötzlich brüllte er auf wie ein angeschossenes Raubtier, das Arbeitsgerät in seiner Hand wandelte sich um zu einer Waffe, hoch über seinem Kopfe schwang er sie, sein Gesicht war wutverzerrt.

Ihr Teufel!

Behend wie die Katzen stoben die Brüder unter dem erhobnen Arm des Rasenden her zur Stalltür hinaus.

Da stand er allein im leeren Stall, wie ein Irrsinniger anzusehen, mit blutunterlaufnen Augen und keuchender Brust, und nicht Vieh noch Mensch um den Weg, woran er seine Kampfesgier hätte befriedigen können.

Dann sank ihm der Arm schlaff herunter. Ächzend tastete der starke Mensch nach einer Stütze umher.

Von fern standen die Jungens und spähten lauschend nach dem Stall hinüber und sahen einander halb ängstlich, halb belustigt an.



Es kam, wie Arnd zu Wulffink vorausgesagt hatte, es begann im alten Seelhofkotten verwunderlich laut und lustig herzugehn. Bestemoderken behielt nicht mehr so viel Zeit zum Beten übrig,

und wenn die Nachbarn Einkehr hielten, vergaßen sie Bestemoderken ihre Schicksale anzuvertrauen über dem Zuhören und Anstarren des fremden Spielmanns, dem sie bald den Namen: der Fiedelhannes beilegten.

Der Fiedelhannes, das ist ein kluger und ein seltsamer Mensch, aber, aber ... So sprachen sie, wenn sie vom Seelhof fortgingen, und schüttelten mißbilligend die Köpfe.

Ja, er ist ein kluger und seltsamer Mensch, so dachte auch Trin, während ihre treuherzigen blauen Augen seinem fremdartigen Gebaren neugierig zuschauten. Sie schlich ihm nach, wenn er sich plötzlich von der Arbeit fortstahl. Sie sah ihn lang ausgestreckt auf dem warmen Heideboden liegen und träumend in das flimmernde Laub der Birken hinaufstarren. Dann wieder sah sie ihn an einen Baum gelehnt stehn, die Geige schulternd und so eifrig spielend, als sei er dabei, einem unsichtbaren Volk zum Tanz aufzuspielen; dabei hatten seine Augen einen sonderbar abwesenden Blick. Sie stand von ferne in ihrer Bescheidenheit und wagte nicht, ihn durch Fragen zu stören. Ich verstehe ihn nicht, dachte sie, ich bin zu dumm dazu, er ist klüger als wir andern hier, zwischen denen er jetzt leben muß.

Und es schmeichelte ihr, daß er ihr nicht mit Verachtung begegnete, sondern mit Freundlichkeit und Zutrauen wie einer Gleichstehenden. Dafür war sie ihm dankbar. Und wie er sie aufforderte, zum Moosholen mit ihm in den Wald zu gehn, folgte sie ihm, und als er sie da anfaßte und küßte, erschrak sie zwar und wollte ihn wie einen Zudringlichen zurückstoßen, aber dann dachte sie nach, wer und wie er sei, und daß ihr eine große Ehre durch seine Liebe widerfahre, und da versprach sie ihm, seine Frau zu werden.

Da wurden drei Nachbarn auf den Seelhof bestellt, Winnemar vom Heid und Koene aus den Springen und der Weber von Heckinghus, und vor den drei ehrbaren Zeugen wurden Trin, Hermanns auf dem Seelhof Tochter, und der Fiedelhannes einander anverlobt.

Auf dem Heimweg aber sagte Koeneken zu dem vom Heid: Nun ist ihm der Seelhof sicher, dem Landstreicher. Der kann lachen! Aber der alte Seelhöfer tut mir leid, wenn der sich einmal bei dem windigen Tochtermann wird müssen in die Leibzucht geben. Nein nein, das hätte man nicht gedacht, daß sich die leibliche Enkelin des hochmütigen Winkelshöfer von so einem herum=

kriegen ließe! Und ich sage es voraus: Beste-moderken wird noch viel zu tun bekommen! Welche Arbeit er aber damit verstand, deutete Koeneken dadurch an, daß er seinen Hund, den die Alte wieder gesund gebetet hatte, liebevoll auf den Rücken klopfte: Mehr noch als du wird der ihr zu tun geben, beteuerte er, viel mehr!



Heiß wirds heut werden, sagten sie bedeutungsvoll zueinander, die sich trafen auf dem Wege nach dem Herrenhof, kleine Leute, Kötter und ihre Kinder, alle mit Sicheln ausgerüstet, herbefohlen nach dem freien Hof in den Barmen, ihren Pflichttag abzudienen und das Korn auf den Feldern des gnädigen Herrn zu schneiden.

Westlich von der Landwehr lag der Herrenhof, von Wupper und Mühlenstrang umflossen. Die Leute betraten den Hof und seine unansehnlichen Wirtschaftsgebäude mit einiger Scheu. Hier tagte ja alljährlich das Freihofgeding, hierher mußten sie ihre Herbst- und Lichtmeßgelder, ihre Hühner, Schweine und Kornabgaben bringen, und hier empfingen sie ihre Lehenhand. Hierher auch mußten sich im Frühjahr die stolzen Hofeserben

bequemen mit ihren Pferden, die herrschaftlichen Äcker zu bebauen.

Es wird ein heißer Tag heute!

Sie standen im Kreise um den Opfermann aus Elverfeld herum, der ihnen die üblichen Heringe und Eier zur Morgenkost austeilte. Neben Trin stand der Fiedelhannes, der neue Markgenosse, der heute gekommen war, den Seelhofwirt bei der Fronarbeit zu vertreten. Obwohl er bäuerliche Tracht angelegt hatte und gleich den andern eine Sichel in der Hand hielt, stach er als ein Fremder mit seinen schlanken, feinen Gliedern aus dem Kreise heraus, und Arnd zu Wulffink, der beaufsichtigend das Häuflein Fronarbeiter umschritt, warf spöttische Blicke auf diesen Neuen.

An die eisernen Ringe der Stallmauer waren zwei Pferde angebunden. Die Ungleichheit dieser beiden Tiere fiel Trin, die ihnen zunächst stand, ins Auge. Das eine war ein Herrenpferd von edelm Bau, mit beweglichen Nüstern und schlankem Hals, das andre ein Ackergaul, schwergliedrig, neben dem vornehmen Kameraden dumm und verschlafen aussehend. Verstohlen strich sie mit der Hand über den glänzenden Rücken des adlichen Tieres.

Währenddem löste ein Bauer das Halfter des andern Gauls und warf ihr einen belustigten Blick zu.

Das sticht dir wohl in die Augen, das glatte Herrenpferd? Ich möchte es gegen meines da nicht eingetauscht bekommen. Spann das vornehme Tier einmal vor einen Lastwagen, ob es da vom Flecke kommt! Und dann sieh meinem Gaul zu, wie der zieht, stetig und geduldig. Der versteht zu arbeiten. Der ist mir lieber, und er paßt zu mir, wie der andre zu dem Ritter paßt, dem Herrn Amtmann von der Beyenburg. Wie der Herr, so der Knecht, sagt man wohl.

Trin nickte, der Mann mochte wohl Recht haben, aber lieber sah sie doch das Herrenpferd als den Ackergaul an.

An die Arbeit!

Sie krümmten die Rücken, und die Sicheln flogen im altgewohnten Takt verheerend durch den Wald der harten, trocknen Ährenstengel. Unter Aufsicht arbeiteten die Leute, stumm und gleichmäßig. Der Amtmann, der Ritter Quade, war in eigner Person mit seinen beiden großen Rüden gekommen, den Bestand der landesherrlichen Felder, deren Ertrag in seinen Haushalt floß, zu besichtigen.

Doch wo der Amtmann ging und stand, hörte er seines Schultheißen dröhnende Stimme die Schnitter zu emsigem Fleiße anspornen. Lächelnd bestieg er wieder sein schönes Pferd, winkte den hünenhaften Schulzen heran und klopfte ihm lachend auf die Schulter.

Scheint mir, ich bin hier überflüssig, Arnd zu Wulffink, sagte er. Ich laß dir meine Vertretung; ich seh, sie liegt bei dir in tüchtigen Händen!

Dann gab er seinem ungeduldigen Pferde die Sporen, die Hunde bellten freudig auf, der Reiter jagte davon, eine dicke Staubwolke hinter sich aufwirbelnd. Arnd zu Wulffink schaute ihm eine Weile nach, sein Gesicht war gerötet, in seiner vorgebeugten Haltung drückte sich respektvolle Bewunderung aus.

Dann aber drehte er sich um und warf sich in die Brust, jeder Zoll ein stellvertretender Amtmann, ein Despot, ein Sklavenaufseher. Nun mochten sich die Müden, die Schwächlichen in acht nehmen! Arnd zu Wulffink führte die Aufsicht!

Und die Sonne stand heiß am Himmel, gegen Mittag wurde die Hitze unerträglich, aber die krummen Rücken der Schnitter richteten sich nicht auf, ohne Rast zuckten die Blitze der mähenden Sicheln hin und her.

Zwischen den Köttern arbeitete auch Lüdger, des Schulzen Sohn. Wenn Trin die Augen aufhob, sah sie hinter des Fiedelhannes schmalem Rücken die breiten Schultern des Wulffinkschen Hoferben auftauchen. Dabei fiel ihr das ungleiche Pferdepaar, das Herrenpferd und der Ackergaul, die am Stall angebunden gestanden hatten, wieder ein. Sie beobachtete nun die beiden und gab acht auf ihre Art zu arbeiten. Dem Spielmann war das Kornschneiden ja ein ungewohntes Geschäft. Trotzdem regierte seine gelenkige Hand die Sichel leicht und flink, sodaß das Korn bei jedem Schnitt weit auseinander sprühte, doch fiel es nicht geordnet nieder, die Bahn, die dieser Schnitter hinter sich ließ, war ein wüstes Durcheinander.

Er hat die Übung nicht, dachte sie entschuldigend; und sie sah auf Lüdgers gefällte Halmenreihen, wie sie ehrbar in Reih und Glied dalagen. Sie sah seinen ruhigen, stetigen Bewegungen zu, die soviel zuwege brachten, ohne Aufsehen zu erregen. Der arbeitet wie der Ackergaul, dachte sie wieder.

Arnd zu Wulffink hatte der Durst endlich vom Felde fort ins Haus getrieben. Manche der Schnitter richteten sich verstohlen auf und wischten

aufatmend den perlenden Schweiß von der Stirn. Wie Trin den Kopf hob, fehlte ein Schnitter in der Reihe, der Platz zwischen ihr und Lüdger war frei geworden. Suchend schaute sie um sich und sah den Fiedelhannes auf dem gemähten Teil des Feldes stehn, eine rote Mohnblume im Munde, die Sichel hing ihm lässig in der herab-baumelnden Hand. Seine Augen starrten auf ein schwarzhaariges, zierliches Mädchen, das in seiner Nähe arbeitete. Er sieht Lisa de swaart an und prüft, ob sie wohl schön oder häßlich sei, das zigeunerhafte Ding, sagte sie sich. Er hat eine Freude an allem, was schön ist, ein Wunder, daß ich ihm gut genug bin, wo ich doch weder schön noch klug bin. Trotzdem ist er mir gut, dafür kann ich ihm nicht dankbar genug sein. Unterdessen war Lüdger mit ein paar langen Schritten zu ihr hingetreten, und Trin sah verwundert zu ihm auf. Der alte Spielkamerad kam ihr mit einemmale verwandelt vor.

Aus ihm war ein ernster Mann geworden mit entschlossenem Gesicht, er erinnerte kaum an den scheuen, linkischen Jungen, der Abend für Abend seit Jahren neben ihr auf der Mühbank gesessen hatte, dem gegenüber sie sich immer überlegen gefühlt hatte, trotzdem er ein Hofeserbe und

sie nur eine Köttersstochter war. Und doch waren nur wenig Wochen verflossen, seit sie einander nicht mehr gesehen hatten.

Komm mit, sagte er, wir wollen uns unser Essen holen und damit nach der Korzart*) gehn, dort weiß ich einen schattigen Platz.

Trin wunderte sich wieder. Auch seine Stimme klang anders als früher. Seine Worte enthielten keine Bitte, sondern einen Befehl.

Warum sollen wir nach der Korzart gehn, sagte sie zaudernd, warum soll ich meine Mittagsrast nicht hier auf dem Felde halten, zusammen mit den andern?

Weil es hier heiß ist und da drüben schön schattig, und — weil ich es will! Komm jetzt!

Mit wiegendem Gang, die rote Mohnblume im Munde, war unterdessen der Fiedelhannes zu den beiden getreten. Er war es, der auf die letzten Worte Lüdgers entgegnete:

Ja, du hast Recht, hier ist es verdammt heiß, wir wollen nach der Korzart gehn und dort im Schatten Mahlzeit halten.

Lüdgers Gesicht rötete sich vor Ärger, und auf den unbekümmerten Gesellen mit einem ver-

---

*) Später Korzert und endlich Kozert geschrieben.

ächtlichen Blick von seiner Höhe hinunterschauend sagte er:

Du bist nicht gemeint, du Faulenzer, du Landstreicher, für dich ist dies Feld und die Sonne noch zu gut, scher dich auf die Landstraße, wohin du gehörst, dort friß deine rote Blume und stiehl den ehrbaren Arbeitern hier nicht Kost und Trank. Aus dem Wege, du Narr!

Trin zuckte zusammen, aber der Fiedelhannes trat zur Seite, ohne dem Hoseserben Wort oder Blick zurückzugeben. Auf seiner Wanderschaft war er an schimpfliche Anreden und Fußtritte gewöhnt worden, er wußte sie hinzunehmen wie ein Hund: er trollte sich stumm, sah nicht hinter sich und schüttelte das Fell.

Mit gesenktem Kopf folgte Trin dem großen Schulzensohn nach dem brachliegenden Lande westlich von den Herrschaftsfeldern, die eingeschoben zwischen Wupper und Mühlenstrang lagen, deren Wasserläufe sich hier in einem spitzen Winkel vereinten. Zwischen den Wassern standen Erlen und Weiden, es war hier schattig und kühl. Nebeneinander am Boden sitzend verzehrten sie schweigend das karge Mahl. Trin wartete darauf, daß er beginnen möchte zu sprechen, aber seine Augen sahen nicht vom Boden auf, in den er die Blicke

hartnäckig eingebohrt hielt. Da hob sie endlich mit leiser Stimme an:

Du hast dich lange nicht mehr bei uns auf dem Seelhof sehen lassen.

Nun richtete er sich auf und holte tief Atem, seine Arme strafften sich, als gälte es, sich auf einen schweren Angriff vorzubereiten.

Ja, ich bin lange nicht mehr im Seelhof gewesen, seit dem Tage nicht mehr, wo ihr den Landstreicher ins Haus genommen habt.

Es ist noch Platz genug für dich, du weißt, daß unsre Diele groß ist.

Nein, nicht groß genug für ihn und mich, wir beide haben nicht Platz auf einer Bank. Und das hab ich dir sagen wollen, darum bin ich mit dir hierher gegangen.

Wie sollen wirs ändern? Wir können den neuen Hausgenossen nicht in den Stall weisen.

Ihr könnt ihn auf die Straße weisen, woher er gekommen ist, und wohin er gehört.

Wir können es nicht.

Warum könnt ihr das nicht? So schüchtern wußte ich dich nicht! Soll ich euch helfen, den Hund hinaustreiben? Es soll schnell getan sein.

Ich laß ihn nicht beschimpfen, hörst du! Und er wird nicht vom Seelhof gewiesen, der Jo=

hannes, und wenn er auch bisher ein Fahrender gewesen ist, so gehört er doch jetzt zu uns, und später — ja später einmal wird er die erste Hand am Seelhof bekommen, der Fiedelhannes, den du verhöhnst, weil er ein Fremder ist und anders als du — feiner und freundlicher und geschickter in allen zierlichen Dingen und Künsten, von denen ihr Bauern mit euern groben Arbeitshänden und unverständigem Sinn nichts versteht! Es ist lustig und schön geworden im alten Seelhofkotten, seitdem der Spielmann eingezogen ist!

Trin hatte sich in Zorn geredet, jetzt brach sie ab und fing dann leise und verlegen von neuem an: Ihm die Tür weisen? Wir könntens gar nicht, auch wenn wir wollten! Weißt du es denn noch nicht? Albert am Heid und Koeneken in den Springen sind zur Zeugenschaft gekommen am vergangnen Sonntag, da ist dem Johannes meine Hand zugelobt worden und der Seelhof dazu.

Unwillkürlich duckte sie sich nach diesem Bekenntnis, als erwarte sie einen Schlag. Den Spielkameraden und Nachbarn, der immer wie ein Bruder zu ihr gestanden hatte, mußte es ja ärgern, zu hören, daß sie einen verachteten Fremden zum Manne nahm! Aber was ging es ihn

denn eigentlich an? Ja, was konnte es den Hofeserben kümmern, wen die Kötterstochter zum Manne nahm? Nein gar nichts! Nur daß er Feierabends nicht mehr allein neben ihr auf der Mühbank sitzen konnte, wie ers gewohnt war — nur das!

Aber er fuhr nicht auf, wie sie es erwartet hatte. Ein wenig hob sie den Kopf und schielte zu ihm hinüber. Da gewahrte sie mit Verwunderung, daß wiederum eine Verwandlung mit ihm vorgegangen war. Da saß ja wieder der alte Lüdger, ein scheuer, in sich versunkner Junge, und starrte mit blödem Ausdruck auf seine großen ungefügen Hände nieder.

Erleichtert atmete sie auf.

Wie hatte sie sich nur vorhin einen Augenblick vor ihm fürchten können?

Ohne ein Wort zu sprechen, griff er endlich nach seiner Sichel, stand auf und ging, ohne sich mehr nach ihr umzusehen, auf das Feld zurück. Lüdger zu Wulffink war der erste, der die Arbeit wieder aufnahm. Der Hofschulze stand, die Hände in die Seiten gestemmt, und sah ihm vergnüglich schmunzelnd zu. Seinem Ältesten sollte es nichts schaden, zwischen den geringen Leuten zu fronen, grünes Holz mußte das Biegen vertragen können!

Trin aber kehrte nicht an ihren alten Platz zurück, sondern schritt durch die Furt im Mühlenstrang und machte sich hier auf einem mehr abseits liegenden Felde des Herrenhofes einsam an die Arbeit.



Es ist still geworden im Wuppertal; der Winter ist mit sachten Schritten über das Land gegangen und hat ein weißes Bahrtuch über die schlafende Erde gebreitet. Einsam liegen die heckenumzäunten Gehöfte auf dem großen, weißen Totenfeld. Aus den schneebelasteten Dächern steigen feine, bläuliche Rauchsäulen, der Atemhauch heimlich geborgnen Lebens, in die froststarre Luft hinauf. Unter die Dächer hatten sich die Menschen verkrochen, geduldig wartend auf die Rückkehr der guten Jahreszeit mit ihrer Arbeit, ihrer Wärme, ihrem Leben. Sie warteten, aber unterdessen lebten sie heimlich weiter in ihren verschneiten Höhlen. Sie trachteten danach, sich zu beschäftigen, sich Vergnügen zu verschaffen, die Zeit totzuschlagen, die sie nicht verschlafen konnten, die lebendigen Menschen, inmitten des großen, stummen, kalten Totenfeldes. Und über weg- und stegloses Land drängte sie zueinander das Sehnen nach Wärme und Leben.

Bestemoderken saß auf ihrem alten Platz im Lehnstuhl am kleinen Fenster, aber dieses war mit Stroh und Lumpen verdichtet, sodaß sie nicht hinaussehen konnte. Aber sie hörte die Schritte draußen und nickte vor sich hin. Da kamen sie, die Mädchen. Sie mochten ihren Faden nicht allein zu Hause spinnen, neben Trin, der jungen Hauswirtin, wollten sie auf der Seelhofdiele sitzen, dicht zusammengedrängt. Nicht nur Töchter geringer Leute, auch Erbinnen reicher Hofesmänner kamen jetzt auf den Seelhof. Diese zum erstenmal diesen Winter, sonst liebten sie es, sich bei Hilla in der Auen in deren stattlichen Spinnstube zu vereinigen. In diesem Winter jedoch sollte es sich im Seelhof besser arbeiten lassen als irgendwo anders. Bestemoderken wußte es wohl: nicht nur um ihre Geschichten zu hören, kamen diese jungen Menschenkinder auf den Seelhof, mehr noch lockte sie das Singen und Geigen, die lustigen Possen und Unterhaltungskünste des Fiedelhannes, ihrer Enkeltochter junger Ehemann. Und heute war das Julfest, die Weihnacht, da würde es spät werden und laut und lustig.

Auf der Hausstaffel traten sie den Schnee von den Füßen, schüttelten die Röcke und lachten. Eine ganze Flut reiner, wohlschmeckender Winter-

luft brachten sie mit zur Tür herein, die sie aber eilig wieder hinter sich zudrückten, damit die rauchdurchschwängerte, mühsam vom Herdfeuer durchwärmte Luft nicht entfliehen möchte, und mit ihr die trauliche Behaglichkeit des wohlverschlossenen Raumes. Neben dem Herde steckte der Kienspan und warf sein unruhiges Licht über die Diele; sachte prasselte das Holz unter dem großen Suppenkessel, den Trin schon vorsorglich an den Haill über das Feuer gehängt hatte. Jedes hatte seinen Beitrag zum Festmahl mitgebracht, Wurst und Speck und Mehl. Es sollte ein gemütlicher Abend werden. Und zuerst sollte Bestemoderken erzählen, bei ihren Geschichten spann es sich noch einmal so gut. Denn die Burschen kamen erst später nach, erst dann kam die Fiedel an die Reihe, die Lieder und die Reigen, das Essen und das Trinken und die laute Fröhlichkeit. Jetzt saßen sie noch fein sittsam im Kreise und sahen mit stillen, freundlichen und erwartungsvollen Augen vor sich hin.

Nun erzähle, Bestemoderken lieb!

Die alte Frau sah mit ihren strahlenden blauen, von innen heraus durchleuchteten Augen auf die spinnenden Mädchen und faltete die Hände im Schoß.

Nun wollt ihr wohl die alte Geschichte wieder hören vom Bumann auf der Gemarkenweide? fragte sie.

Und die Mädchen nickten.

Ja, Kinderken, das wißt ihr alle, daß in dunkeln Nächten ein feuriger Spuk auf unsrer Gemarkenweide umgeht, den die Kinder den Bumann heißen. Dieser aber ist nichts andres als die arme Seele eines Ritters, der vor langen Jahren hier auf dem Seelhof gehaust hat. Der liegt auf dem Grunde des Sumpfes bei der Landwehr, der vorzeiten ein tiefer, klarer Weiher gewesen sein soll. Dahinein haben ihn die Unterirdischen gezogen zur Strafe dafür, daß er einem von ihnen das Wort gebrochen hatte.

Das ist aber so zugegangen.

Der Ritter hatte einen Gehilfen, ein winzig klein Männchen, kaum vier Schuh hoch, der trug auf dem Kopf ein silbernes Hütchen zum Zeichen seiner Würde, denn er war der Hauptmann des Zwergvolkes, das da unter der Gemarkenweide tief unter der Erde haust. Das Wuppermännchen nennen die Leute diesen Zwergenkobold. Der tat dem Ritter viele Handleistungen, und als Lohn dafür hatte er ihm sein Wort geben müssen, daß er das Land beim Weiher, was wir heute unsre

Gemarkenweide heißen, unangetastet wolle liegen lassen, weil das Eggen und Pflügen über den Köpfen der kleinen Leute diesen als ein widerliches Geräusch erschien, das ihnen die Gemütlichkeit störte. Der Ritter aber, obschon er viele Äcker hatte, konnte es nicht lange mit ansehen, das Stück Land mitten in seinem Eigentum unbenutzt liegen zu lassen. Die Habgier plagte ihn, daß er seine Knechte hinsandte, die Büsche um den Weiher auszuroden und das Land in einen Acker umzugraben. Und als sie am ersten Tage bei der Arbeit waren, ging er selbst gegen Abend hin, um nachzusehen; aber wie er am Weiher vorüberkam, streckten sich viele kleine Hände aus dem Wasser heraus, griffen nach ihm und zerrten ihn in die Tiefe hinunter. In derselben Nacht fiel des Ritters Haus auf dem Seelhof ein mit großem Gepolter, und die Knechte, die auf der Gemarkenweide gearbeitet hatten, und des Ritters Hausfrau, die ihm zugeredet hatte, sich nicht an das Versprechen zu kehren, das er dem kleinen Heidenkobold gegeben hatte, die lagen erschlagen unter den Trümmern.

Das große Strafgericht der Unterirdischen diente allen Leuten zur Warnung, sodaß bis auf den heutigen Tag niemand daran denkt, das Land

zwischen dem Herrenhof und dem Werdt zu bebauen.

In jener Nacht aber, in der des Ritters Haus eingestürzt ist, kam noch spät ein Barmer Hofesmann aus dem Elverfelde heim von einer Hochzeit und ging über den Seelhof und blieb voll Verwunderung vor dem Trümmerhaufen stehn, der da an der Stelle lag, wo am Morgen noch das Herrenhaus gestanden hatte. Und wie er stand und staunte, hörte er ein leises Weinen und sah eine kleine Hand aus dem Gewirr von Steinen und Balken herausragen; die bewegte sich hin und her und schien ihn herbeizuwinken. Da lief er zu der Stelle hin und sah des Ritters Söhnlein, den kleinen Wulff, zwischen zwei Balken liegen, unverletzt wie in einer Wiege. Da erkannte er, daß es Gottes Wille sei, daß das Kind am Leben bliebe, zog es zwischen den Balken hervor und trug es heim in sein eigen Haus. Und da von des Ritters Verwandtschaft niemand Nachfrage tat wegen des Bübleins, behielt der Hüfner den Knaben und zog ihn auf wie einen eignen Sohn. Den Wulff aber, sobald er großjährig geworden war, trieb das ritterliche Blut von den Zieheltern fort, hinaus in die Welt, auf die Suche nach Abenteuern und Kämpfen.

Sieben Jahre blieb er dem Wuppertal fern, dann kam er heim als ein Ritter, hoch zu Roß, im Harnisch und schwertumgürtet, er hatte wohl viel Ehre erworben in Fehden adlicher Herren, aber Geld und Schätze nicht. Er war das unstete, friedlose Leben des herumschweifenden Ritters müde und sah sich um auf dem alten Seelhof seines Vaters nach einer Heimstätte, fand aber nur die alte Trümmerstätte am verwunschnen Ort. Die Länder bei der Wupper aber, die wohlbestellt in reicher Ernte standen und einst seinem Vater gehört hatten, die hatte unterdessen der adliche Herr, der auf der bergischen Seite der Landwehr seinen Hof hatte, an sich genommen, der junge Ritter aber hatte kein Geld, sich Knechte zu werben, um mit ihnen dem andern seine Güter wieder abzujagen. Da stieg er denn von seinem Roß, zog das Panzerhemd aus und ging in seiner Zieheltern Haus und begehrte da wieder aufgenommen zu werden als Sohn und Knecht. Der Hofesmann aber gab ihm seine jüngste Tochter zur Frau und gab ihm einen Spliß von seiner Hufe, darauf sich ein Haus zu erbauen und zu wirtschaften als ein Hofeserbe. Die Leute aber hießen das Haus, das sich der junge Ritter baute, und in das er mit seinem Weibe als ein friedlicher

Hüfner einzog, gleich den andern gemeinen Leuten seine Pflichttage abdienend, des Ritters Haus. Und das steht heute noch, ihr kennt es gut, eine unter euch aber kennt es am besten.

So erzählte Bestemoderken, und die Mädchen sahen jetzt alle von ihren Rocken auf.

Eine von ihnen hatte voll Zorn ihren Spinnrocken mit dem Fuße von sich gestoßen. Das war Geerd, des Rittershöfers Tochter. Und mit scharfer, klingender Stimme sagte sie:

Warum erzählst du das? Damit sie mich alle verhöhnen? Ich weiß wohl, daß ich hier auf meiner Väter Grund und Boden sitze. Wir Rittershäuser kennen die Geschichte unsrer Altvordern wohl! Vater und ich, wir beide vergessen es nicht! Wenn wir am Herrenhof vorüber müssen, ballen wir heimlich die Faust, weil wir daran denken, daß er unser sein müßte, anstatt des Herzogs! Und wenn der Pflichttag kommt, und Vater seine beiden Pferde mit den Knechten zur Fronarbeit auf den Herrenhof schicken muß, dann haben alle auf unserm Hof eine böse Zeit, und Mutter versteckt die kleinsten Kinder, daß sie dem übellaunigen Hauswirt nicht in den Weg laufen.

Geerd, Geerd, mahnte Bestemoderkens ruhige Stimme, wißt ihr denn nicht, du und dein Vater,

wie es in vielen Dingen ein Hüfner friedlicher und besser hat als sein Herr? Die adlichen und ritterbürtigen Herren, die kommen aus Kampf und Fehden und Schulden nicht mehr heraus, und für unsre Arbeit und unser Geld geben sie uns doch auch Schutz und Recht. So ist es also ein rechtlicher Handel.

Verächtlich warf Geerd da die Lippen auf.

Schutz und Recht? Als ob du es selbst nicht besser wüßtest! Man weiß doch um das wüste Treiben der ritterlichen Herren! Ihr Wild zerstampft uns die Felder, vor ihrer Begehrlichkeit sind nicht Marktwaren, noch Häuser, noch Mädchen sicher. Sie schlagen drein, wenn es ihnen paßt, und räumen aus dem Wege, was ihnen unbequem ist, ihre Höfe samt den Hüfnern und Köttern verschachern sie wie das Vieh. Hast du nie vom tollen Cotthusen und vom schwarzen Grafen reden hören?

Wenn es so schlimm steht mit den adlichen Herren, mein Kind, da müßt ihr ja dankbar sein, nicht zu dem bösen Volk der Ritterbürtigen gezählt zu werden. Es ist immerhin besser, unrecht leiden als unrecht tun.

Der Spruch ist mir ein Ärgernis, der ist gut für alte Weiber, stieß Geerd zornig heraus; ihr

schönes weißes Gesicht schien plötzlich in rosenfarbne Glut getaucht.

Geerd, komm einmal her zu mir, sagte Bestemoderken in freundlich bittendem Ton.

Da stand das Mädchen auf und ging in stolzer, steifer Haltung zum Lehnsessel der Alten hinüber.

Geerd, Töchterken, bück dich ein wenig zu mir herunter, daß ich dir in die Augen sehen kann. Du bist noch wenig hier gewesen. Aber deinen Großvater, Kind, den hab ich wohl gekannt. Wir waren zusammen jung. Er war groß wie du. Ihr Rittershäuser seid von stolzer, heftiger Art. Bück dich ein bißchen, Dochterken.

Widerstrebend neigte Geerd den unbeugsamen Nacken, bis ihr Gesicht dicht vor Bestemoderkens Augen war. Das Licht des Kienspans fiel auf des Mädchens schönes Gesicht, sein flackernder Schein tauchte in heißglänzende Augen hinein, in deren blauen, unergründlichen Tiefen er schimmernde Lichter weckte. Dahinein versenkten sich die Blicke der alten Frau mit einer großen, ernsthaften Neugier. Denn sie, die lange gelebt und in viele Augen gesehen hatte, sie wußte, daß Märchen über die Welt hingehn, und daß sie in den Augen geschrieben stehn. Mit dem Herzen

aber wollen sie gelesen sein. Märchen aus längst verklungner Zeit, die von Mutters Großmutter noch leise flüstern, und Märchen, die da weissagen von künftigen, noch ungebornen Tagen.

Und Bestemoderken las und sann und faltete die Hände in Andacht und vergaß das Mädchen, das noch immer in demütig geneigter Haltung vor ihr stand und auf die ermahnenden Worte wartete, die sie zu ihr zu sprechen gedacht hatte.

Die andern sahen verwundert auf die versteinerte Gruppe.

Trin aber kannte ihrer Großmutter Art und wußte, wie sie sich plötzlich in Gedanken verlieren konnte. Sie rief sie an, jedoch mit leiser, vorsichtiger Stimme, um sie nicht zu erschrecken, denn wer konnte wissen, wo sie eben weilen mochte, vielleicht gar im Himmel bei Unsrer lieben Frau.

Bestemoderken lieb, wir haben das Erzählen noch nicht satt bekommen. Nun sei gut und sags uns noch, wie dein Urgroßvater den Kotten auf dem alten Seelhof gebaut hat. Komm, Geerd, und setz dich wieder zu uns und hör zu.

Aber Geerd gehorchte nicht, sie hielt noch weiter still und wartete noch.

Bestemoderken aber war nun aufgewacht aus ihrem Träumen und sah das Mädchen vor sich

stehn. Da lächelte sie es an, hob die zitternde alte Hand und strich ihr liebkosend über Hals und Schultern.

Min liev Dochterken, min liev Kind!

Das war alles, was sie sagte. Geerd verwunderte sich. Wie Mitleid hatte es aus den weichen Worten der alten Prophetin geklungen. Ihr lief ein Schauer über den Leib, schweigend kehrte sie an ihren Platz zurück. Es war jetzt nichts Hochfahrendes und Trotziges mehr in ihrer Haltung. Sachte zog sie den Spinnrocken wieder zu sich heran.

Bestemoderken aber fing noch einmal zu erzählen an.

Mein Urgroßvater hatte ein Mädchen lieb. Da sah er sich um nach einem Haus. Er war aber arm, und sie besaß auch nicht Haus noch Gut. Da ging er zum gnädigen Herrn und bat ihn, ob er sich ein Haus aufzimmern dürfe aus den Trümmern der alten Seelhofburg und drum herum sich eine kleine Snaat einzäunen. Dazu erteilte ihm der Herr Erlaubnis. Denn es wollte niemand in dem verwunschnen Hause des Bumann wohnen. Mein Urgroßvater und sein Mädchen aber wagten es und begannen Balken und Steine zu einem Kotten zusammenzufügen. Während sie

bei der Arbeit waren, stand eines Abends plötzlich ein Männchen mit silbernem Hütchen neben ihnen und lachte. Da erkannten sie, daß es das Wuppermännchen sei.

Was treibt ihr da mit meinen Balken und Steinen? Wißt ihr nicht, daß dieses Haus zur Hälfte mir gehört? So fragte er. Da erschraken die beiden sehr.

Wir möchten in den Ehestand treten und haben nicht Dach noch Fach, wo wir unterkriechen können, entschuldigten sie sich.

Mir solls nicht leid sein, wenn ihr den Kotten fertig zimmert, gab der Kleine zur Antwort. Ihr mögt auch hineinziehn, wenn euch nicht graut, zusammen unter einem Dach mit einem alten Heidenkobold zu wohnen.

Da sahen mein Urgroßvater und sein Mädchen einander bestürzt in die Augen, dann aber nickten sie und sagten:

Was sollst du uns anhaben können! Unsre Liebe ist groß, wir wollen es wagen!

In derselben Nacht noch wurde der Kotten von unsichtbaren Händen fertig gebaut, das große Strohdach gedeckt, die Snaat umzäunt, und am folgenden Morgen zogen der neue Seelhofwirt und seine Frau hinein und haben darin gelebt

bis an ihr Ende und ihn danach ihren Kindern vererbt.

Wiederum war Bestemoderken im Begriff, sich in Gedanken zu verlieren, aber eine neugierige Mädchenfrage rief sie zurück.

Was ists mit dem Wuppermännchen? Man sagt, die Seelhofleute bekämen es hie und da einmal zu sehen und hörten es lachen und kichern? Wohnt es noch heutigen Tages hier im Seelhofkotten, unterm Dachfirst auf dem Balken da droben überm Herd?

Die Frage endigte in scheuem Flüsterton. Die Mädchenaugen hingen alle gespannt an den Lippen der alten Frau.

Diese nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf und warf einen Blick hinauf in die bläuliche Dämmerung unterhalb des Daches, aus der ein vertrocknetes Büschel Johanniskraut an einer Schnur herabhing, das in der aufsteigenden Glut des Herdfeuers langsam hin und her schaukelte. Und mit gedämpfter Stimme, der man die innere Erregung wohl anhörte, sagte sie:

Auf dem großen Balken unterm Dachfirst ist sein Platz, da hockt es und spielt Fangball mit seinem silbernen Hütchen und hat heimlich ein Auge auf all unser Tun und Treiben. Wer es

aber von uns Seelhofleuten einmal hat lachen hören, der hat das Leben fortan ernsthaft genommen und hat viel gebetet — viel gebetet —

Die Mädchen sahen sich an. Betete die alte Frau nicht den ganzen Tag? Ob sie denn auch einmal ...? Sie auch? Aber keine hatte den Mut, ihr die Frage zu stellen, nicht einmal Geerd.

Scheue, flüchtige Blicke sandten sie hinauf in die Höhe, wohin das unruhige Licht des Kienspans nur flackernde Streiflichter warf. Durch die Nebeldecke des träge unterhalb des Daches hinkriechenden Rauches vermochten sie die Umrisse des Balkens nur unklar zu erkennen. Aber das Büschel Johanniskraut, schwankte es jetzt nicht hin und her, wie von unsichtbarer Hand geführt? Nun spannen sie stumm mit großem Fleiß, und die Stille auf der Seelhofdiele wurde drückend. Nur die alte Frau mit ihren in die Vergangenheit hineinhorchenden Sinnen hörte ein feines Singen und Klingen durch diese geheimnisvolle Stille ziehn:

Wenn einer wandert da vorbei —
tan—da—ra—dei—

Die Jungens!

Vor einem derben Fußtritt flog die Tür zurück. Sie trugen den Kerstock, einen dicken Buchen=

klotz für das Weihnachtsfeuer, zwischen sich. Viel Lärm und frische Luft kam mit ihnen in den Raum. Sie fachten das Feuer neu an und wälzten den Kerstock darauf. Neugierig sahen sie in den Kessel und rissen die Bratpfanne von der Wand. Einer trug das Eierfaß herbei.

Hierher, Gritje, Neesken, Lisken, macht euch an die Arbeit!

„Sla de Eir in de Pann, kommen dar geen Kücken van!“

Die Mädchen schoben eins nach dem andern die Spinnrocken befriedigt zurück an die Wand. Wer vor Anbruch der Weihnacht seinen Rocken nicht leer gesponnen hatte, dem drohte ein Unglück. Sie waren aber alle mit ihrer Arbeit fertig geworden bis auf Lisa de swaart, die sie hinter dem Rücken das Zigeunerlisken hießen. Die hatte über Bestemoderkens Geschichten das Spinnen vergessen. Sie fuhr nun mit ihren braunen, zierlichen Händen böse zausend in den Flachsbund hinein.

Alter Struwelkopf, ich plag mich nicht länger mit dir ab, fort an die Wand, da steh du nun zwischen den gewissenhaften braven Kahlköpfen und schäm dich, du langhaariger Gesell.

Ihr Spinnrocken flog in die Ecke, während sie lachte, daß die weißen Nagezähnchen zwischen den

blutroten Lippen hervorleuchteten. Die Jungens lachten über ihr spaßhaftes Gebaren, während ihr die großen blonden Barmer Mädchen betroffen zusahen. Aber Lisa!

Die Eier her! Und im Maelmus gerührt!

So viel lebendige, frische Kraft ging von den lärmenden Burschen aus, daß die Mädchen nicht länger imstande waren, an Geisterspuk zu denken. Das Wuppermännchen war vergessen. Mochte es nun da oben auf dem Balken hocken und mit seinem silbernen Hütlein spielen oder nicht, sie hatten dessen nicht acht. Sie kochten und brieten und gossen das Bereitete in große Schüsseln, setzten sich drum herum und aßen und führten fleißig die steinernen Krüge zum Munde.

Der Winter ist eine böse Zeit, reich an Entbehrungen, an Stunden voll quälender Langeweile, arm an Arbeit, Sonne und Freude. Freuen aber wollen sich die Menschen auch im Winter, genießen und sich lebend fühlen; so feiern sie die alten Feste, die ihre Vorfahren in demselben Drange in diese trostlose Zeit des Jahres eingeschoben haben.

Sie sitzen beisammen und essen und trinken die lange Julnacht hindurch, sie singen, sie lärmen und springen ihren Reigen zum Klang der Fiedel.

Bestemoderkens Lehnstuhl hatten sie in die Ecke getragen, um besser Platz auf der Diele zum Reigen zu haben. Zwei starke Burschen, Hilbrand zu des Ritters Haus und Albert am Heid, hatten den Stuhl mit der gelähmten Frau wie ein gewichtloses Spielzeug aufgepackt und ihn dann in ihrer Eile, zum Spiel zurückzukehren, nicht allzu sanft auf den Boden gestellt. Trin hatte dem zugesehen. Sie rückte sich einen Schemel neben den Lehnstuhl und setzte sich zu der Großmutter, daß diese sich nicht so rücksichtslos aus dem Weg der Freude gestoßen und zurückgesetzt fühlen möchte.

Der Seelhofwirt aber hatte sich längst aus dem lärmenden Kreise fortgestohlen und im Stall beim stummen, unvernünftigen Vieh eine Zuflucht gesucht.

Wie der Fiedelhannes es verstand, die Leute lebendig zu machen! Wie die girrenden Locktöne seiner Fiedel sie beherten!

Trin sah ihrem jungen Eheherrn zu, wie er auf der Bank stand, wie seine Augen, all seine Bewegungen und am meisten sein Spiel die im Reigen Tanzenden zu toller Ausgelassenheit aufreizte. Je bunter und närrischer es zuging, desto lieber war es ihm. Sie sah nach dem unschein=

baren, braunen zitternden Ding, auf das er seine Wange lehnte, dem er all die wirren, teils süßen, teils wilden Stimmen entlockte. Seine Liebste nannte er es, streichelte sie und redete zu ihr. Sie schienen eng verwachsen miteinander, der Hannes und seine Fiedel, wie schmiegte sie sich ihm in den Arm, wie sang sie aus seinem Herzen heraus! Woher hatte sie so seltsame Kraft? Steckte ein Geheimnis dahinter, ein Zauber? War es wirklich nur ein ehrlich harmlos Kästlein von Holz, diese Liebste ihres Mannes? Warum ging ihr dann ein kalter Schauer durchs Herz, wie sie jetzt auf die beiden hinsah? So wie ihr mußte jenem Weib aus Bestemoderkens Märchen zumute gewesen sein, die zusehen mußte, wie ihr Mann ein silberschuppiges Nixlein herzte. Aber woher kamen ihr, der verständigen Trin, solch ungereimte Gedanken? Wurde ihr von der Musik und den Bewegungen der sich im Reigen vor ihr drehenden schwindlig? Kein Hexenmeister, ein einfacher Spielmann war der Fiedelhannes, ihr Hannes, ihr Mann und einstiger Seelhofwirt. Seelhofwirt! Nach ihres Vaters Tode würde der Name sein werden: Hannes auf dem Seelhof, Hermanns Tochtermann. So würde er sich in der Sippschaft der

Seelhofleute eingliedern, der erste Fremde, der erste, der den Mut hatte, lustig zu sein unterm alten Seelhofdach; denn die vor ihm kamen, waren alles ernste, fleißige, nachdenkliche Menschen gewesen. Ob dem tückischen kleinen Hausgeist, dem Wuppermännchen, dieser neue Mitbewohner wohl genehm war?

So saßen sie abseits in der Ecke zusammengeduckt, die beiden einzigen Zuschauer des lärmenden Festtreibens, Großmutter und Enkelin; sie sahen mit weitgeöffneten, verwunderten Augen zu, wie unter ihrem Dach die zügellose Lustigkeit umhertollte und laut hinauslachte in frischer Lebensfreude. Und fest hielten sie einander bei den Händen. Im Herzen der Alten wurden zwiespältige Empfindungen wach. War das Gnade, war es Strafe? Hatte sie sich dieses ertrotzt bei Unsrer lieben Frau? Dieses laute Lachen? So hatte sies nicht gemeint, so nicht. War das nicht zu viel, ertrug das der Seelhofgeist? Oder wolltens die Himmlischen so, daß ein Feuer das andre löschte, und das Lachen des Heidenkobolds von dem jungen Christenmenschen besiegt werde? War diese Lustigkeit ein von Gott gesandtes Ding? Ihr wollte es nicht so scheinen. Oder war sie zu alt geworden, die Fröhlichkeit der Jugend

verstehn zu können? Warum freute sie sich jetzt nicht von Herzen an dem Lachen, das den Seelhof füllte? Hatte sie nicht jahrelang darum gebetet?

Draußen hatte sich ein Wind erhoben, er strich ums Haus, ein Ächzen und Stöhnen ging durch die Winternacht und ihre sternenlose Dunkelheit, aber nur sie allein hörte darauf, die Jungen jauchzten und tollten ungestört weiter. In dieser Nacht war vor langen Jahren der Heiland zur Welt gekommen, um sich hernach am Kreuze für der Menschen Sünden, Weh und Not in wilden Schmerzen zu verbluten. Draußen die Bäume, die sich jammernd beugten, sie wußten es, der Wind erinnerte sie daran und wehklagte, und die Tiere fühlten es und drängten sich stumm aneinander in dieser Nacht. Und wer ein gebrochnes müdes Herz im Leibe trug, der wußte auch darum. Hermann, ihr Sohn, saß er nicht einsam im dunkeln Stall beim Vieh? Aber die Jungen wollten sich freuen auch in dieser Nacht!

Ihre Augen gingen suchend umher. Der, den sie lieb hatte wie einen Sohn, Lüdger zu Wulffink, war nicht unter ihnen. Lange war er nicht mehr auf den Seelhof gekommen. Trin

hatte ihr den Grund gesagt. Der Hofschulzensohn mochte nicht auf einer Bank mit dem hergelaufnen Spielmann sitzen. Und doch war Lüdger bisher nicht stolz oder hochmütig gegen geringe Leute gewesen, niemals. Aber dem Fiedelhannes ging er aus dem Wege wie einem räudigen Hund. Fragend und prüfend ließ sie die Augen auf ihrer Enkelin jungem Eheherrn ruhen. Ja, ihr und Trin hatte er sich ins Herz hineingesungen und gespielt. Sie hatte eine warme Freude an dem Feinen und Freundlichen in seinem Wesen, an seinen klugen Reden und bunten Erzählungen. Von ihrer Mädchenzeit her ist ihr die Liebe zum Absonderlichen und Vornehmen und Glanzvollen im Herzen geblieben, und dieser Spielmann hat sie an ihren ritterlichen Minnesänger erinnert, der einst in längstvergangnen Tagen in ihrem Herzen einen Klang geweckt hatte, der seither weitergeklungen hat, fein, fein, beinahe unhörbar und doch lebendig. Wenn der Klang in ihrem Herzen erstirbt, so ist sie, Bestemoderken, die neugierige, junge, erzählende und zuhörende nicht länger, sondern eine alte Frau, müde und still wie die andern Alten. Aber noch tönt es in ihr, noch freut sie sich an ihm, wie er schlank und rank drüben auf der Bank steht.

Staunend muß sie ihm zuhören, wie er buntschillernde Märchen durch den verräucherten Kotten daherjagen läßt und silberumsponnene, spinnwebzarte Träume umherstreut, dieselben, die sie als junges Mädchen vor langen Jahren einst geträumt hat. Nach ihnen greift ihr jung gebliebnes Herz, das von keinem Winter weiß, mit beiden Händen, und darüber vergißt sie das andre alles, die zweifelnden Fragen nach gut oder böse, den Heidenkobold, die Christnacht. —

Der Fiedelhannes hatte sein Instrument beiseite gelegt. Er wollte das Zigeunerlisken im Tanz unterweisen.

Ich bin tief im Ungarland drin gewesen, dort habe ich meine schönsten Tanzweisen hergeholt, denn dort verstehn sie sich aufs Tanzen, hatte er zu Lisa de swaart gesagt. Da laufen viel so gelenkige Katzen herum, wie du eine bist. Dir muß es auch im Blut liegen, das Tanzen. Komm her, ich lehr dich einen Ungartanz, du Zigeunertöchterchen. Das Lisken hatte finster die Brauen zusammengezogen, es mochte nicht an seine Abstammung von Vaters Seite gemahnt werden, es hielt sich in allem zu den ehrbaren Barmer Mädchen, es war ihm auch nichts Unschickliches nachzusagen bis auf die Farbe seiner Haare,

die fremd herausstach aus all dem Blond umher. Nun wollte es nicht vortreten und sich hier vor aller Augen abrichten lassen vom Fiedelhannes. Wild und scheu wie eine Katze hatte es sich hinter den Rücken der großen Mädchen versteckt und nach den Händen gebissen, die es vorzerren wollten. Aber die Hände hatten darum nicht losgelassen, der Hannes hatte sie zu sich herangezogen und unerbittlich festgehalten so lange, bis sie ganz still geworden war. Dann spitzte er die Lippen und begann eine seltsam klingende, fremde Weise zu pfeifen und sich in ihrem Takt hin und her zu wiegen, wobei das Mädchen, dessen Hände er immer noch hielt, wie behext alle seine Bewegungen mitmachte. Endlich konnte er sie freigeben, denn nun hielten seine Augen und seine Weise sie fest genug. Ihr schlanker Körper wand sich schmiegsam hin und her, sie glitt ihm unter dem Arm durch, sie strich wie ein verliebtes Kätzlein an ihm vorbei, sie wiegte sich und bog seitwärts aus und neckte ihn und lockte und winkte und floh vor ihm.

Die Barmer standen im Kreise und sahen den beiden zu und wunderten sich über die nie gesehenen Bewegungen der Tanzenden. Den Mädchen war Lisa de swaart, ihre Spielge-

fährtin, plötzlich unverständlich und unheimlich geworden. All die seltsamen Gerüchte und geflüsterten Erzählungen vom Hexensabbat, von nächtlichen, heimlichen Tanzgelagen auf gespenstigen Bergesgipfeln, wo sich die Geister der Hölle mit weißarmigen Hexen in buhlerischem Reigen drehen, sie kamen ihnen jetzt ins Gedächtnis. Und nun entsannen sie sich auch mit einemmale, daß heute Weihnacht war, und die Mitternacht längst überschritten! Sie sahen einander bedeutsam an, strichen die Haare von den glühend heißen Stirnen zurück und ordneten geschäftig ihre Kleidung.

Es wird Zeit, daß wir heimkommen!

Bestemoderken und Trin reichten sie die Hände und sprachen ihren Abschiedsspruch.

Gute Nacht beisammen. Es ist spät geworden; für die Herberge danken wir, es war eine lustige Nacht!

Wie sie die Tür öffneten, fuhr der Wind aus der schwarzen Nacht draußen herein und löschte das Licht, sodaß nur noch das rotglimmende Feuer des Kerstocks die Diele schwach beleuchtete. Die Burschen zündeten die Windlichter an, um sich in der Sturmnacht sicher heimzufinden. Lisa de swaart verharrte allein

noch zögernd auf der düstern Diele. Sonst, wenn sie vom Spinnen heimkam, wartete ihr großer Stiefbruder, der Jasper, beim Eingang des Waldes auf sie, er war ein wilder, scheuer Mensch, der sich gern in den Wäldern herumtrieb. Er war der geübteste Wolfsjäger weit und breit, doch schalten ihn manche auch einen Jagdfrevler. In dessen sicherm Geleit war sie sonst den weiten Weg durch die wilde Schlucht des Bärendahls*) aufwärts zur Kapelle gepilgert, wo sie daheim war. Denn ihre Mutter, die sie durch das ganze Wuppertal die „uilike Graite" hießen, war Wineken auf der Kapellens Ehefrau geworden, und sie, die Lisa, nannte den Kötter Vater, obschon sie eines andern Mannes Kind war.

Mit scheuer Stimme sagte sie jetzt: Ich fürchte mich, allein zu gehn, der Jasper wartet heute nicht auf mich. Ich muß weit durch den Wald, und wir sind in den Zwölften, und meinen Rocken hab ich nicht leer gesponnen.

Und bist so ein zahmes, schüchternes Ding, sagte der Fiedelhannes lachend. Ich will dich wohl für dieses mal nach Hause geleiten.

---

*) Später Berndahl und Bendahl geschrieben.

Er steckte die Laterne an und fühlte nach dem Messer in seinem Gurt. Nun komm, du bissige Katze.

Lisa de swaart streifte mit einem blitzschnellen Seitenblick die roten Blutspuren, die ihre spitzen Zähne auf der Hand, die die Laterne hielt, hinterlassen hatte. Dann senkte sie tief den Kopf und ging ihm wortlos nach.

Die andern waren schon vorausgegangen, die Mädchen mit hochgeschürzten Röcken, die Jungens darauf bedacht, die Unebenheiten und Fährnisse des Bodens mit ihren Windlichtern zu beleuchten. Beide Teile dachten nicht länger daran, das ausgelassene Scherzen und Schöntun, das sie drinnen auf der Diele getrieben hatten, hier draußen fortzusetzen. Mit einem Schlage waren sie nüchtern und verständig geworden, wie es in der Natur dieses Grenzvolkes der bergisch-märkischen Lande liegt, das da an der Landwehr, der alten Völkerscheide zwischen den leichtlebigen Rheinfranken und den biedern alten Sachsen, heraufgewachsen ist, bald wild ausgelassen, bald ernst und besonnen aufzutreten, je nachdem es die Umstände mit sich bringen.

Es war schwer, vorwärts zu kommen. Ein lauatmiger Südwind hatte die Schneemassen in

klebrige schwarze Nässe verwandelt. Die Luft roch nach Feuchtigkeit wie im Frühjahr und atmete sich weich ein. Sicher gingen die Mädchen im Geleit der Jungens durch diese schwarze, unheimliche Nacht, denn alle waren sie Barmer Kinder und gehörten zu verwandten Sippschaften, aufgewachsen in der Furcht und Hochachtung vor Familiengesetz und Familienehre, Brauch und Sitte.

Bei der Landwehr aber lösten sich zwei von der Gruppe und gingen allein dem Wald und dem schwülatmigen Wind entgegen. Diese beiden waren Fremde und keine Kinder des Wuppertals und von andrer Art als sie.

Gute Nacht, kommt gut nach Hause! Ihr habt noch weit zu gehen! Seht euch am Kreuzweg nicht um! Die heilige Jungfrau schütze euch! Ehrliche, treuherzige Stimmen riefen es den Einsamen nach. Sie hatten weit zu gehn, die beiden Einsamen.



Langsam ist der Frühling genaht. Die schneeschmelzenden Winde haben sich aufgemacht, sind brausend talauf und talab gefahren. Unter der Eisdecke der Wupper ist ein heimliches Leben er=

wacht, ein Krachen und Grollen. Dann hat über Nacht das Eistreiben begonnen, die Wupper hat ihren Schlangenleib geschüttelt und ist jählings erwacht aus ihrem unfreiwilligen Winterschlaf. Hochauf bäumt sie sich und gebärdet sich wie ein wildes, bösartiges Ungetüm. Die Höfe, die am Fluß liegen, wundern sich, die Leute laufen und bringen ihr Vieh und ihre Vorräte in Sicherheit, des Nachts fahren die Kinder aus dem Schlaf mit dem angstvollen Schrei: Die Wupper kommt!

Ein mächtiges Brausen und Dröhnen tönt durch die Luft, davor alles den Atem anhält.

Die Wupper kommt, sie ist irrsinnig geworden über Nacht, sie kennt sich selbst nicht mehr, greifen will sie, fressen und töten. Sie ist in ihrem Frühlingsrausch, blindlings stürmt sie daher über Wiesen, Äcker und Hecken.

Sie kommt über die Laak gelaufen bis dicht vor die Tür des Seelhofs. Da hält sie an und besinnt sich darauf, daß sie in einem christlichen Jahrhundert lebt, und zieht sich beschämt in ihr altes Bett zurück. Dort aber, wo sie hergelaufen ist, dampft jetzt der Boden, und die Luft saugt sich voll des Duftes, der von der getränkten Erde aufsteigt. Es riecht nach der Wupper, es riecht nach Frühling und keimendem Leben.

Die uilike Graite, die in allem Zauberwerk bewandert ist, kommt heruntergestiegen von ihrer Kapelle, geht um von Haus zu Haus und klopft mit einem eichnen Hammer den Söllvogel aus den verräucherten Höhlen des Winters aus. Dreimal schlägt sie auf die Türschwellen und ruft mit rostiger, schriller Stimme ihren Spruch:

'riut, 'riut, Sunnefugel,
Sünte Paiter, dai is kumen,
Sünten-Tigges kümet noch,
Hai verbütt di Hius und Huaf,
Land un Sand, Louf un Gras!

Auf allen Hufen und Kotten hörten sie die rufende Stimme:

'riut, 'riut, Sunnefugel!

Sie stehen eilig auf von der Bank beim Herd, die Alten wie die Jungen, wer gesunde Glieder hat, reckt und streckt sich und holt tief Atem. Sie suchen ihre Gerätschaften aus verstaubten Winkeln hervor und gehen hinaus auf die Felder und in die Gärten und tun den ersten Stich in die Erde. Da zittern ihnen die Hände, langsam straffen sich die Sehnen und schwellen die Muskeln an ihren Armen, und heiß wie Fieber steigt ihnen die Arbeitslust zu Kopf.

Allein saß Bestemoderken auf der Seelhofdiele. Keiner kam mit einem Anliegen zu ihr,

niemand ging sie um ein Gebet an. Wohl sagte sie es sich vor, ein ums andremal: um diese Zeit sind sie nie zu dir gekommen, sie bestellen ihre Äcker und rüsten ihre Garnbleichen, haben für nichts andres Zeit noch Sinn. Sie sagte es und glaubte doch nicht daran. Es war nicht die Arbeit, die die Leute abhielt, zu ihr zu kommen, sie hatten keinen Glauben mehr an die Alte im Seelhofkotten! Wie sollten sie auch! Sie selbst wußte ja nicht mehr, wie sie dran war. Ihre fröhliche Zuversicht war dahin. In ihr trautes Verhältnis zu Unsrer lieben Frau war ein Riß gekommen. Sie hatte keine Fühlung mehr mit denen da oben. Böse Zweifel, ob sie im Himmel noch gut angeschrieben sei, regten sich in ihr. Und dadurch fehlte ihrem Gebet die Kraft. Durfte sie überhaupt weiter beten, wie sie es seither getan hatte? War es nicht Sache der Priester? Die verstanden sich darauf. Aber sie war nur eine unwissende Frau. Das war, wie wenn ein kleines Kind mit seinem Vater über die Hufe ginge und sagte zu ihm: Vater, hier mußt du Roggen anstatt Hafer säen, den Kohl mußt du verpflanzen und die Blume dort mehr an die Sonne rücken! Ebenso hatte sie es gemacht: Du mußt Koenekens Hund gesund machen! Du mußt

Nolde vom Cleef die Mäuse aus den Äckern verjagen! Du mußt dem Weber zu Heckinkhaus Geld ins Haus bringen und Fijen in der Leimbeck von der Seuche befreien! So hatte sie gebetet und sich dabei ohne Vermittlung direkt an die Gottesmutter gewandt. Die hatte in ihrer himmlischen Güte wohl gnädig zu so viel keckem Unverstand gelächelt und dem Kinde die bunten Äpfel, um die es gebeten hatte, spaßweise in den Schoß geworfen. Darüber war sie dann immer zuversichtlicher geworden und dreister und hatte verlangt: Im Seelhof soll gelacht werden! Sie hatte gebettelt darum jahrelang, immer eindringlicher, bis es ein zudringliches Fragen und Mahnen geworden war: Wann kommt das Lachen denn? Da war Unsre liebe Frau endlich ungeduldig geworden und hatte das Lachen auf den Seelhof geschickt. Aber nicht als Segen, sondern als eine Strafe. Mit dem Fiedelhannes war es zur Tür herein gekommen. Heimlich hatte sich in seinem Gefolge aber auch Unglück, Sünde und Schande mit hereingeschlichen auf die alte stille Diele. Dafür war sie blind gewesen. Wie ein junges, unverständiges Mädchen hatte sie sich, die alte Frau, die Allerweltsgroßmutter, von dem Fiedler und Sänger betören lassen. Sie hatte nicht zu Trin

gesagt: Laß ihn laufen, er paßt nicht zu dir und paßt nicht zum Seelhof! Nein, sie hatte alles geschehn lassen und ihre sündige Freude daran gehabt, daß der Spielmann nun für immer bei ihnen bleiben würde mit seinen Liedern und seinem lustigen Lachen. Bis endlich auch ihr das Lachen zu laut geworden war und die Lustigkeit, vor der sich ihr Sohn in den Stall geflüchtet hatte, zu wild. Die Augen waren ihr aufgegangen für das Unglück, das geschehen war durch diese Heirat. Dem Seelhof als Hauswirt vorzustehn, eignete sich so ein landfahrender Spielmann nicht, der kein Gewissen hatte, nicht zu arbeiten noch zu beten verstand. An seine Stelle hätte einer aus ihrer Sippschaft, ein arbeitsamer, stiller Mensch gehört. Der Fiedelhannes hatte, als die lauern Lüfte kamen, wie die andern wintermüden Menschen sein Werkzeug zur Hand genommen, doch wog das gar leicht und war nicht zu ernstlicher Arbeit, sondern nur zu tändelndem Zeitvertreib etwas nütze. In die Umgegend auf Hochzeits- und Jahrmarktsfeste war er gegangen und war selten vor der Nacht heimgekommen. Zwei, drei Tage blieb er oft aus, und wenn er wieder kam, war das Geld, das er sich erspielt hatte, längst wieder aus seiner Tasche entschwunden. Wie der Kuckuck im

fremden Nest ließ er sich füttern und wärmen und flog, wann und wohin es ihm paßte. Arme Trin!

Bestemoderken sah sich mit verstörten Augen im altbekannten, einsamen Raum um. Die trauliche Stille, die alte, wohlige Heimlichkeit war dahin. Von Wand zu Wand jagte sich ein gespenstisches Heer heidnischer Lieder und Weisen. Es sang und kicherte, raste und lachte unter dem Strohdach, über den Boden glitten und huschten die Schritte unsichtbarer Tänzer. Wie konnte sie Unsre liebe Frau noch zu Gast bitten in dieses unheimliche Getriebe? In der feierlich stillen, weihrauchumdufteten Kirche ist sie zu Hause, da neigt sie sich gnädig beim Klang des silbernen Glöckchens zum Priester hinab, der demütig vor den Stufen des Altars steht und in fremder, geheiligter Sprache zu ihr redet. Sie, die Alte vom Seelhof, hatte sich vermessen, in kindischem Unverstande die Himmlische anzureden wie ihresgleichen, und die Leute waren zu ihr gelaufen gekommen mit ihren Anliegen wie zum Priester, in den Seelhofkotten wie in eine Kirche! Aber nun blieben sie aus, sie hatten es schon erkannt, welch sündiger Ort der Seelhof war, welch törichte alte Närrin das Bestemoderken.

Ihr fröstelte in ihrer Einsamkeit und Verlassenheit, mit all den bösen Zweifeln und der bangen Unruhe im Herzen. Aussprechen hätte sie sich mögen und sich Rats holen, nicht bei Unsrer lieben Frau im hohen weiten Himmel, die ihr mit einemmal so fern gerückt war, so unerreichbar fern, sondern bei einem lebenden Menschen. Dem Priester möchte sie beichten in dem stillen, von Kerzenschein durchstrahlten Gotteshause, wo niemals andre als gottselige Lieder und ruhige, stille Weisen geklungen hatten. Dahin faßte sie jetzt ein großes, zwingendes Heimweh.

Aber sie war gelähmt, und ihre Füße trugen sie nicht mehr aus dem Hause heraus. Darüber erfaßte sie eine Unruhe, wie sie sonst nur den Jungen der Frühling ins Blut treibt. Ihre Hände waren ungeschickt, den Rosenkranz zu halten, ungeschickt sich zu falten, schlaff hingen sie an den Seiten des Lehnstuhls nieder, und ihr Kopf senkte sich müde vornüber. Alles Leben hatte sich in ihre Augen geflüchtet, eine verzehrende Sehnsucht brannte aus ihnen und ein banges Fragen: Wurde sie nun wie die andern? Packte es nun sie, was ihren Sohn schon lange bezwungen hatte, die Müdigkeit, die Freudenunlust und Hoffnungslosigkeit? War das das Alter, das endlich, endlich

auch ihr warmes Herz mit seinen grauen Schatten überzog?

Ach, es wurmte sie, daß es nun doch kommen sollte, denn sie hatte es immer mit dem alten Spruch gehalten, den ihr einst ein fahrender Händler, auf eine kleine Truhe gemalt, auf den Seelhof getragen hatte. Die Truhe zu behalten, dazu hatte ihr das Geld gefehlt, aber den Spruch ließ er ihr unentgeltlich zurück: „Sei fröhlich alle Tage, das Herz hat keinen Winter."

Daran hatte sie gern und froh geglaubt, und nun sollte doch der Winter mit seiner Einsamkeit und seinem trostlosen Schweigen über sie kommen?

Sie saß allein im Seelhofkotten und fror und wußte nicht mehr zu beten. Trin, die jetzt immer erst spät und müde von der Arbeit heimkam, merkte ihr dennoch die Wandlung an. Voll erschreckter Besorgnis fragte sie:

Bestemoderken, bist du krank?

Da gestand es ihr die alte Frau, daß sie eine große Sehnsucht quäle, noch einmal in die Liebfrauenkirche nach Schwelm zu kommen, wo sie getauft und getraut worden und wohin sie als Mädchen zur Messe und Beichte gegangen war. Und Trin fühlte deutlich, wie bitter ernst

es ihr war mit diesem Anliegen. Darum versprach sie ihr:

Dein Wunsch soll erfüllt werden! Ich selbst fahre dich hin. Ich tue es gern!

Und weil eben Tönies, der zweite der Wulfsinkschen Söhne, mit seinem Handkarren am Seelhof vorüberkam, hielt sie ihn an und bat ihn, ihr den Karren für den nächsten Morgen zu leihen, damit sie Bestemoderken samt ihrem Lehnstuhl darauf nach Schwelm zur Kirche fahren könnte. Der lustige Tönies lachte laut und versprach, den Karren in der Frühe herüber zu bringen.

In dieser Nacht fand Bestemoderken keinen Schlaf. Als kaum der Morgen graute, machte sie sich mit Trins Hilfe reisefertig. Tief unten aus der Kleidertruhe holte Trin die Staatshaube hervor und setzte sie ihr auf die weißen Haare. Sie stach wunderlich ab von den eingesunknen Schläfen, aber unter ihr leuchteten die Augen, die schon achtzig Jahre in die Welt gesehen hatten, wie die Augen einer erwartungsvollen Braut.

Fertig saß Bestemoderken da, wartete und sah nach dem Wetter. Zwanzig Jahre lang war sie nicht mehr aus dem Hause gekommen.

Mir scheint, wir bekommen gut Wetter auf die Reise, Trin! sagte sie aufgeregt. Mein arm

Töchterchen, werd ich dir nicht zu schwer werden? Denk, wie lang und schlecht der Weg ist. Du wirst dich plagen müssen wie ein armer kleiner Esel!

Trin lachte sie an und schüttelte den Kopf. Mit frischer Stimme sagte sie: Nun hör einer den Unsinn, den mein klein Bestemoderken daher-redet! Wiegt kaum schwerer als unsre Geiß und meint, ich brächte sie nicht vom Fleck mit meinen starken, jungen Armen!

Unsre liebe Frau wird es dir wohl einst lohnen, Trinken. Ich wüßt auch sonst kein Pferd für mich, denn der Hauswirt kann die Arbeit heute nicht im Stich lassen, und der Hannes —

Er wird heute Abend heimkommen, denk ich, sagte Trin mit plötzlich veränderter Stimme, wobei all die sinnige Freundlichkeit, die eben noch ihre Augen durchleuchtet hatte, jählings erstarb.

Draußen hör ich einen Wagen fahren, Trin!

Es wird der Tönies mit dem Karren sein.

Es ist ein großer Karren mit einem Pferd, Trin! Wohin mag der wollen? Hält er nicht vor unsrer Tür still?

Ja, er hält vor der Tür!

So geh doch und sieh nach!

Doch Trin rührte sich nicht. Ohne Lärm ging die Tür auf, und die Gestalt eines großen

Menschen verdunkelte den Eingang. Der Mann hielt eine Peitsche in der Hand, mit gesenktem Kopf trat er ein paar Schritte vor. Da erkannte ihn auch Bestemoderken. Es war Lüdger, Arnds Sohn.

Wenn du willst, so fahr ich dich nach Schwelm hinüber, auf dem Hof brauchen sie den Gaul heute nicht, sagte er, zu der alten Frau gewandt, mit einer rauhen Stimme, die seine Verlegenheit schlecht verhehlte. Mit dem Handkarren — das geht nicht. Wenn du fertig bist, heb ich dich mitsamt dem Stuhl auf den Wagen. Und den Stuhl binden wir fest. So wird es gehen.

Über Bestemoderkens Gesicht glitt die Freude wie ein Sonnenstrahl.

Hörst dus, Trin? Und siehst dus auch, wer das ist? Unser alter, lieber Junge ist es, unser Lüdger! Ja, da bist du, Lüdger, du hast lange den Weg nach dem Seelhof nicht mehr gefunden. Oft hat mich nach dir verlangt, denn du weißt, daß ich dich lieb habe wie mein eigen Fleisch und Blut, und da hat es mich geschmerzt, daß du so plötzlich stolz geworden bist und nichts mehr nach uns fragst. Aber nun seh ich, daß dein Herz gut und freundlich geblieben ist, denn du bist gekommen, dein Bestemoderken nach Schwelm

in die Kirche zu fahren. Daran erkenn ich meinen lieben, alten Jungen wieder.

Mach doch nicht so viel Aufwand um die Sache, Bestemoderken, sagte Lüdger mit unfreundlicher Stimme, während er unbeholfen dastand und sich an seiner Peitsche zu schaffen machte. Trin, die doch nahe an Bestemoderkens Sessel stand, hatte er weder Blick noch Gruß gegönnt, und er gab ihr damit deutlich zu verstehen, daß er nur der alten Frau wegen gekommen sei und nicht etwa, um die alte Freundschaft auch mit ihr, Trin, wieder aufzunehmen.

Nun kam auch der Hauswirt von draußen herein, und die beiden Männer trugen miteinander den Lehnstuhl samt der alten Frau hinaus auf den Karren, wo sie ihn sorglich festbanden, daneben einen Stuhl für Trin. Denn ohne Trin konnte Bestemoderken nicht fahren.

Die alte Frau hatte die Augen schließen müssen, als sie sie ins helle Licht hinaustrugen. Wie sie nun sicher hoch oben auf ihrem Wagen thronte, und Trins feste, warme Hand die ihre umfaßt hielt, getraute sie sich die Augen aufzuschlagen und um sich zu sehen.

Zwanzig lange Jahre hatte sie sie nicht mehr gesehen, die sonnbeschienenen Wiesen und Felder,

die Erlen mit ihrem zitternden, schimmernden Laub, die silberflimmernde Wupper, die alte Wupper, die Freundin aus der Kinderzeit. All das saftige, lebendige Grün und darüber das Blau des Himmels so fern und hoch, kein Dach, ein Ding ohne Schwere, so leicht und fein wie Luft, und weit, weit, endlos wie die Ewigkeit. Oh! Das schwere Dach hatten sie ihr vom Kopf gehoben, nun saß sie mitten drin in der Herrlichkeit des Lichtes! Ein zitternder Atemzug rang sich los aus ihrer Brust. Auf ihren eingefallnen Wangen blühten zwei rote Flecken auf. Sie hätte die Arme ausbreiten mögen, alles zu umfassen, sie hätte es alles in sich hineintrinken mögen mit durstigen Lippen. Sie war so jung, so wunderbar jung! In ihrem Herzen war das Leben, und es hob sich nach langem Schlafe, reckte sich hoch auf und sang und wiegte sich im Takt zu seinem geheimen Lied, wiegte sich und schaukelte und schwankte wie im Rausch und wußte sein Glück nicht zu fassen.

Kinder, Kinder, schrie Bestemoderken auf, wie ist es schön! Wie hat unser Herrgott die Welt so herrlich gemacht! So überaus herrlich!

Der gebeugte ältliche Mann und die beiden jungen Menschen ließen die Blicke fragend um-

hergehen. Aber es kam kein freundlicher Schein in ihre Augen. Die waren gewohnt, nur in sich selbst zurückzuschauen, und sahen darum nicht, was außer ihnen lag.

Wir haben das alles so oft gesehen, Mutter, sagte Hermann auf dem Seelhof, darum finden wir nichts besondres daran. Dir ist es neu. Und du bist von jeher leicht und gern froh gewesen.

Es lag ein Vorwurf in seinen letzten Worten. Bestemoderken verstand ihn. Seit dem Tode seines Weibes empfand er jegliches „froh sein“ als Herzlosigkeit.

Sie sah mit einem mitleidigen Blick auf ihren Sohn hinab.

Mein armer, alter Junge!

Da wandte er sich ab und ging von ihnen fort ins Haus. Nun trieb Lüdger das Pferd an. Über Wiesen und Äcker und durch holprige Hohlwege schaukelte der Karren. Trin fühlte, wie jeder Stoß unbarmherzig Bestemoderkens magern, zerbrechlichen alten Körper durchrüttelte. Stützend legte sie den Arm um sie.

Schmerzt es dich, Bestemoderken?

Die alte Frau schüttelte lächelnd den Kopf. Sie spürte die Schmerzen des Körpers nicht, sie

wußte auch nichts mehr von den quälenden Zweifeln ihres Gewissens, sie mußte sehen, sehen.

Durch die Furt in der Wupper fuhren sie hinauf nach Wichmarinkhausen*), vorbei an Höfen und Kotten. Sie wußte, wer in den Häusern wohnte, sie kannte manch verschwiegnes Schicksal von den Menschen, die da unter einem stolzen oder niedrigen Dach hausten. Manche waren heimlich zu ihr gekommen, andre öffentlich am helllichten Tage, und sie hatte für sie alle gebetet.

Da unten das war Noldes Hof bei der Wupper, der war ein kluger und reicher Mann, er hatte Glück in allem, was er anfaßte, nur in einem — Da kam der Rittershof in Sicht, und drüben lag die Kemenate, ein stolzes, destiges Haus. Aber die Hauswirtin von der Kemenate, die war oft zu ihr gekommen, mit heimlichen Klagen, die hatte es schwer, und auch ihre Tochter, die Jutta, war schon bei ihr gewesen.

Sie nickte den braunen Strohdächern zu, aus deren Windauge der bläuliche Rauch aufstieg.

Also dort, das neue, saubere Haus, das hatte sich Gobel zu Wichmarinkhausen gebaut? Jawohl,

*) Das spätere Wichlinghausen.

da hatte sie heftig beten müssen, bis er den Platz dafür vom Amtmann bekommen hatte. Das hatte sie und den Gobel viel Mühe gekostet. Aber nun stand es auch prächtig da.

Jetzt fuhren sie auf der Schwelmer Landstraße. Da standen die Erinnerungen am Wege und grüßten fragend die alte Frau, die zur Kirche fuhr: Bist du nicht hier gegangen in deinem Hochzeitsstaat? Ach, nur die Haube ist an dir unverändert geblieben! Und kamst du nicht des Wegs mit deinem Kinde auf dem Arm und ruhtest eine Weile aus, dort bei dem Pappelbaum? Sieh, wir Bäume sind auch älter geworden, aber wir stehen noch stolz und aufrecht da und freuen uns, daß du noch einmal des Weges kommst.

Bestemoderken nickte und lachte, redete und fragte, erhielt aber nur einsilbige Antworten von ihren schweigsamen Begleitern. Untereinander sprachen die beiden kein Wort, Lüdger ging neben dem Pferde und sah sich nicht einmal um.

Vor der Liebfrauenkirche in Schwelm hielten sie an, und Lüdger nahm die alte Frau vorsichtig in seine Arme und trug sie in die Kirche; so behutsam hielt er sie, als trüge er einen leichten, zerbrechlichen Gegenstand, den er mit seinen kräftigen Armen zu zerdrücken fürchte. Allein kam

er dann wieder heraus, um bei Pferd und Karre Wache zu halten und auf die beiden Frauen zu warten. Nachdem er den Gaul getränkt und ihm den Hafersack umgebunden hatte, setzte er sich auf die Karre und starrte regungslos vor sich hin mit Augen, die teils scheu, teils böse blickten. Wären seine Brüder um den Weg gewesen, sie hätten wohl mit Fingern auf ihn gezeigt und gesagt: Seht doch, der Duckmäuser!

Er konnte diesen Namen nicht abschütteln, er saß ihm zu gut; ein Duckmäuser war er, wie er da in sich zusammengesunken auf der Karre saß. Kein Mann noch, und doch kein Knabe mehr. Der gehorsamste, verdrossenste Knecht seines gewalttätigen Vaters. Mit vollentwickelter Körperkraft und Leidenschaft und noch gebundnem Willen. Zu schwerfällig, zu lachen, zu scheu, dreinzuschlagen, voll lang angesammelter Bitterkeit und voll Haß gegen seine Unterdrücker, voll Verachtung gegen sich selbst, der sich von allen treten ließ, anstatt selbst zu treten, der begehrte und nicht zugriff, der rachsüchtig Böses wollte und doch nicht den Mut hatte, dafür das Gute in sich zu ertöten und sich taub zu stellen gegen die Mahnungen seines Gewissens. Darum war es ein finsterer Blick, mit dem er jetzt die Kirchen-

tür im Auge behielt, aus der in einer Weile Trin herauskommen mußte, um ihm das Zeichen zu geben, daß er Bestemoderken wieder holen könnte. Trin, das Weib des Fiedelhannes, die er in sündhafter Begehrlichkeit hätte an sich reißen mögen, und die er doch nicht einmal anzusehen wagte. Warum hatte er sein Gelübde gebrochen, den Seelhofleuten nicht mehr in ihren Weg zu kommen? Was ging ihn das Schicksal der Köttersstochter an? Hatte er sie je gebeten, seine, des Hofeserben zu Wulffink, Hauswirtin zu werden? War ihr die Möglichkeit eines solchen Anerbietens auch nur im Traum durch den Sinn gegangen? Daß sie nun ihr Schicksal in die Hand genommen und den landfahrenden Gesellen geheiratet hatte, was ging ihn das an? Er hatte keine Rechte an sie als die getreuer, langjähriger Kameradschaft. Die meisten Abende seines Lebens hatte er im Seelhofkotten verbracht, hatte zwischen Trin und Bestemoderken gesessen, aber war er darum einer der ihren geworden? Nein, er war Arnds Sohn, der zukünftige Erbe des Hofes zu Wulffink! Die Brüder wären stolz auf diesen Titel gewesen, sie hatten Dreistigkeit und Selbstvertrauen und Glück in allem, was sie angriffen, aber er, Lüdger, hatte all das nicht. Und es war ein

Jammer, daß der schöne Hof auf ihn kam, den Duckmäuser.

Da erschien Trin unter der Tür, sie winkte ihm nicht, sondern kam zu ihm herüber, und wie sie nun vor ihm stand, schlug er wie ein Mädchen in der Kirche die Augen nieder.

Du hast lange warten müssen, Lüdger, willst du dich nun noch eine kleine Weile länger gedulden? Die Großmutter möchte noch beichten und das Sakrament empfangen.

Ich kann warten, sagte er kurz, ohne aufzusehen, und Trin ging in die Kirche zurück.

Das Warten verdroß ihn nicht. Er gönnte der alten Frau diesen Besuch beim Herrgott. Sie war lange nicht mehr bei ihm zu Gast gewesen, jetzt mochte sie ihm viel zu sagen haben und kein Ende finden können, dachte er. Mochte sie bleiben, solange es ihr gefiel, ihn würde es nicht ungeduldig machen, denn mehr als seine eigne Mutter hatte er diese freundliche alte Frau lieb, die ihm oft mit leiser, liebevoller Hand über sein strohiges Haar gestrichen hatte. Das vergaß er ihr nicht, stundenlang würde er hier warten auf sie, ohne zu murren.

Nur das Pferd wieherte vor Ungeduld, warf den Kopf hin und her und scharrte mit den Hufen den Boden auf.

Endlich erschien Trin wieder und winkte ihm. Er holte Bestemoderken aus der weihrauchduftenden Kirche heraus und setzte sie vorsichtig wieder in ihren Stuhl auf den Karren. Das Pferd zog von selbst an, erfreut, nun heimwärts traben zu dürfen.

Bestemoderken sprach nicht mehr und sah sich nicht mehr neugierig um nach rechts und links. Ihre Augen leuchteten wie im Widerschein eines überirdischen Lichtes und starrten gerade aus in eine selig schöne, unsichtbare Ferne.

Ganz lind und leise, als rühre sie eine Heilige an, legte Trin den Arm um sie. Bestemoderken kam ihr verwandelt und seltsam vor, und sie getraute sich nicht, die Stille mit einem Worte anzureden und aus ihrem seligen Traum aufzuwecken.

Wie sie dann einmal wieder mit scheuem Blick nach Bestemoderkens Augen spähte, erschrak sie, sie geschlossen zu finden, und sah mit stockendem Atem zu, wie auf dem wachsgelben Gesicht der Schimmer der Glückseligkeit langsam erlosch.

Lüdger!

Auf den angstgepreßten Ruf drehte er sich hastig um.

Sieh sie an! Ist sie vor Übermüdung eingeschlafen, Lüdger? Sie wollte die Lüge von

ihm bestätigt hören. Bestemoderken sollte nur schlafen — nicht das andre, das sie schon wußte, das sollte nicht bestätigt werden.

Aber Lüdger brachte schweigend das Pferd zum Stehen, kam dicht heran und fuhr tastend mit seiner sonngebräunten Männerhand über das kleine wachsbleiche Gesicht der alten Frau. Dabei kam ein jähes Zittern in diese große lebenskräftige Hand, und zum erstenmal heute sah er Trin voll ins Gesicht.

Trin kannte diese Augen und ihre Sprache genau. Sie sagten, was sie nicht hören wollte: Sie schläft nicht, sie ist tot!

Tot? Bestemoderken tot? Heimlich aus ihrem Arm entschlüpft, ohne ein Abschiedswort, ohne ein Wort der Warnung oder des Trostes an sie, die immer alles mit ihr geteilt hatte? Mehr als Großmutter und Enkelin sind sie einander gewesen, Mutter und Tochter, Schwestern, Freundinnen. Jedes Leid und jede Freude hatten sie miteinander durchgekostet, die fröhliche Alte und die verständige Junge. Miteinander haben sie sich vom Fiedelhannes behexen lassen, miteinander ihn bewundert, und wieder miteinander ist ihnen das Erkennen gekommen vom Unwert ihres gemeinsamen Abgotts, und Schulter an

Schulter, Hand in Hand hatten sie ihre Kraft angesetzt, die Last der immer wachsenden Enttäuschung zu tragen. Und nun hat sich die eine von ihnen fortgestohlen, weit, ganz fort, und hat sie allein im Joche stehen lassen. Allein soll sie das alles weitertragen, allein zwischen dem schwermütigen Vater und dem gewissenlosen Hannes unter dem Dach des Seelhofes weiter leben? O, das ging über ihre Kraft, das vermochte sie nicht, denn die, die fortgegangen war, die war von ihnen beiden die Stärkere gewesen.

Trin schlug die Hände vor das Gesicht, ihre Schultern krümmten sich wie unter der Wucht von Schlägen, und wildes Schluchzen schüttelte ihren Körper. Dann haschte sie nach Lüdgers Hand, umklammerte sie hilfesuchend und sah zu ihm auf mit verstörten, fragenden Augen.

Ich kann es nicht, Lüdger! Ohne Bestemoderken kann ichs nicht weiter tragen. Ich will nicht auf den Seelhof zurück ohne sie. Ich kanns nicht, Lüdger, hilf du mir doch!

Lüdger nahm ihre zuckenden Hände fest in die seinen. Sein Gesicht rötete sich langsam, während ein helles Licht in seine Augen kam. Sie hatte ihn angerufen, sie vertraute ihm und erwartete alles von ihm. Er hatte sie nie weinen

sehen. Nie hatte sie ihn um etwas gebeten, nie sich von ihm schützen lassen; sie war immer die gebende, schützende und überlegne gewesen, er hatte sich immer als ein unreifer, eingeschüchterter Junge neben ihr gefühlt. Jetzt hatte ihr Hilferuf an etwas gerührt, was in seinem Innern geruht hatte, an einen Schatz, an den bisher noch keiner Anspruch erhoben hatte, von dessen stillen Reichtümern niemand bisher gewollt hatte. Erlösend durchrann ihn wie ein warmer Strom diese freigewordne Kraft.

Mein arm lieb Treintgen, sagte er und sah sie fest an mit Augen so voll treuherziger Güte, daß es ihr warm ins Herz ging. Er sah jetzt nicht das Weib des andern in ihr, für Begehrlichkeit und Zorn und Neid war kein Raum in seinem Herzen, das überfloß von Dankbarkeit für ihr vertrauensvolles Anlehnen an ihn als den stärkern, stützenden, helfenden Teil, den Mann.

Treintgen, sagte er, und seine Stimme hatte einen vollen, warmen Klang, wir wollen daran denken, wie gnädig der Tod für Bestemoderken gewesen ist. So gleich aus der Kirche heraus hat sie der Herrgott zu sich gerufen. Hast du ihre Augen nicht gesehen, wie sie schon in den offnen Himmel hineinsahen, als ich sie aus der

Kirche heraustrug? Es ist ein Wunder, dieser Tod, Trin! Ein Gotteswunder, wie es gerade zu Bestemoderken paßt. Die hat ja die Wunder so gern gehabt und selbst so viele vom Himmel herunter gebetet. Daran mußt du jetzt denken; du mußt auch daran denken, wie sie immer ihre Freude an deiner mutigen Art gehabt hat, nun darfst du ihr keine Unehre machen. Du bist von ihrem Blut und von ihrer Art, Trin, vergiß das nicht.

Es war die längste Rede, die er in seinem Leben gehalten hatte. Beredter als seine Worte waren seine Augen und der feste Druck seiner Hand.

Beschämt raffte Trin sich auf, drängte das Schluchzen gewaltsam zurück und warf einen abbittenden Blick auf die Tote an ihrer Seite.

Du hast Recht, ich darf ihr keine Unehre machen! Und sie legte ihren Arm sacht um die Tote, sie noch näher an sich ziehend. Ich halte sie fest, nun fahr nur zu, Lüdger.

Doch er zögerte noch.

Wir haben noch weit zu fahren. Wird es dir nicht grausen, so lange eine Tote im Arme zu halten.

Grausen? Trins schmerzbebende Lippen verzogen sich plötzlich zu einem kleinen, verächtlichen

Lächeln. Wie sollte ich mich vor Bestemoderken wohl grausen können, vor meinem Bestemoderken!

Und Lüdger nahm das Pferd beim Zügel und führte es, vorsichtig die Unebenheiten des Weges meidend, langsam vorwärts.

So fuhren sie stumm den Weg zurück, auf dem vor wenig Stunden Bestemoderken allen Bäumen und Sträuchern in kindlicher Glückseligkeit zugenickt hatte. Jetzt aber hielt Trin eine stille Tote im Arm. Und der Fuhrmann sah sich sorglich um von Zeit zu Zeit mit einem treuherzigen Blick, der Trin Mut und Trost zusprechen sollte.

Hermann auf dem Seelhof, als er aus der Ferne das Knarren der Räder hörte, kam aus dem Haus und sah den Heimkehrenden wartend entgegen. Ernst und still, so wie er es gern hatte, kamen sie angefahren. Erst als er dicht an den Wagen herangetreten war, sah er, daß sie ihm eine Tote heimbrachten.

Da schüttelte er in bitterer Verwunderung den Kopf. Hatte der Herrgott da nicht einen blinden Mißgriff getan, als er diese Fröhliche vor ihm heimholte?

Als Lüdger seinen leeren Karren heimfuhr, begegnete ihm der Fiedelhannes. Er kam von

einer Hochzeit, wo zwei Tage lang gefestet worden war, er trug sein buntes Wams mit den Glöckchen an den Zacken, und die Fiedel steckte ihm unter dem Arm, sein Gang war schwankend, wie der eines Trunknen. Aus verglasten Augen sah er den Hofeserben an, der ihm den Weg vertrat.

Kommst du einmal wieder nach dem Seelhof, deinen Rausch auszuschlafen, du landfahrender Fiedler? Es ist Zeit, daß du heimkommst, es liegt eine Tote auf deiner Diele!

Der Fiedelhannes zuckte zusammen und duckte sich unwillkürlich unter dem Blick des Schulzensohnes, der voll unverhohlner Verachtung seine bunte, verwahrloste Gestalt umfaßte.

Ist das — die Tote — mein Weib, die Trin?

Nein, sie nicht, so weit hast dus noch nicht gebracht. Die Alte, Bestemoderken, ist es. Nun nimm dich zusammen, daß du nicht in die Totenkammer hereingestolpert kommst wie ein besoffner Hund.

Der Hannes richtete sich steil auf und ging mit steifen, geraden Schritten weiter. Der Schreck hatte ihn ein gut Teil nüchterner gemacht. Die Tatsache, daß er eine Leiche auf dem Seelhof vorfinden werde, war bis in sein umnebeltes Bewußtsein vorgedrungen. Und auch, daß diese

Leiche weder der mürrische Schwiegervater noch die Trin war, sondern die Alte mit den fröhlichen Augen. Daß es eben diese war, wollte ihm beinahe leid tun, von den schwerfälligen Seelhofleuten war mit dieser noch am leichtesten umzugehn gewesen. Wohl hatte sie ihn mit Vorwürfen empfangen, wenn er spät und in ungeordnetem Zustande von seinen Ausflügen heimkam, aber eine phantastische Beschreibung seiner Abenteuer hatte genügt, ihre Gedanken abzulenken. Trin dagegen pflegte ihn mit schweigender Verachtung zu strafen, die schwerer wegzuerzählen und wegzuspielen war. Auch hatte er in den leuchtenden Augen der Alten ein seltenes Verständnis und eine Bewunderung für seine tönende Kunst gelesen, die ihn an eine andre erinnert hatte, an seine Mutter, die eine Ritterbürtige gewesen und doch in Armut und Niedrigkeit als eines Kesselflickers Weib Straßen auf und Straßen ab gewandert war. Die hatte ihn mit denselben Augen angesehen, wenn er als Knabe vor ihr gespielt und gesungen hatte. Darum hatten wohl Bestemoderkens Augen eine gewisse Gewalt über ihn gehabt! Es mochte auch sein, daß sie für ihn gebetet hatte. Die Wuppertaler Leute sprachen ihrem Gebet ja geheime Kräfte zu.

Aber jetzt war sie tot, samt ihrer Wunderkraft, und ihr Lehnstuhl würde fortan leerstehn, und die Seelhofdiele würde ihm noch häßlicher und düsterer erscheinen als bisher.

Der Fiedelhannes zögerte, die Tür des Kottens aufzustoßen, ein schüttelndes Grauen überkam ihn jedesmal beim Anblick eines Toten. Wie wärs, wenn er wieder umdrehte und noch einige Tage fortbliebe, bis sie sicher draußen auf dem Kirchhof wäre?

Aber die Tür öffnete sich von selbst, Trin hatte ihn kommen sehen.

Weißt du es schon? fragte sie ihn und sah ihn an mit einem stillen, unbeweglichen Gesicht.

Ja, Bestemoderken hat sterben müssen.

Und da sie ihn immer noch ansah mit fragenden, erwartungsvollen Augen, fügte er hinzu:

Wenn ich gewußt hätte, daß sie sterben müßte, wär ich früher heimgekommen, es ist mir leid, Trin.

So komm herein zu ihr. Wir haben sie in die Kammer gelegt.

Unruhig wandte er sich, er hätte sich diesem entziehn mögen, aber Trins fester Blick zwang ihn. Er nahm sich zusammen und ging aufrechten Ganges hinter Trin drein in die Kammer. Nur

auf der Schwelle hielt er noch einmal zögernd an, ehe er in seiner bunten Narrenkleidung, an der die vielen kleinen Schellen wirr durcheinander klingelten, über die Schwelle in die stumme Totenkammer hineinstolperte.

Sie hatten zur Seite des Bettes, auf dem die Tote lag, Wachskerzen angezündet, die warfen ein feierliches zitterndes Licht auf Bestemoderkens wachsgelbes Gesicht.

Darauf starrte der Hannes. Er kam vom Tanzboden; glühende, blühende Gesichter, schwellende junge Glieder kreisten noch in der Erinnerung seines vom Trunke erhitzten Hirns im Wirbel um ihn her. Und nun starrte da hindurch das verschrumpfte, gelbe Totengesicht wie ein Schreckgespenst. Der Hannes wischte sich mit dem Ärmel über die Augen, aber es wich nicht. Bestemoderken, obschon ein altes Mütterchen, war doch immer erfreulich anzusehen gewesen, aber jetzt graute ihm vor ihrem Gesicht, das seine Augen wider Willen festgebannt hielt. Trin aber schob ihre Hand zwischen seinen starren Blick und das Gesicht der Toten.

Sieh sie nicht so an! sagte sie. Wenn dir graut vor ihr, so geh hinaus. Ich halte die Nacht über Wache bei ihr.

Er hörte einen Vorwurf aus ihrer Stimme heraus und schlich sich gesenkten Hauptes davon.

Durch die Hintertür stahl er sich in den Garten. Unter dem blühenden, schwer duftenden Holunderbaum zog ihn die Müdigkeit seiner Glieder zu Boden. Es war gut rasten hier, besser als unter dem Strohdach, das eine Leiche deckte. Bestemoderken sollte es sein? Ja, so sagten sie. Die Alte hatte immer eine närrische Freude an seinem Spiel gehabt, mehr noch als die Junge. Der Fiedelhannes lachte leise vor sich hin, hob seine Geige auf und strich prüfend mit liebkosendem Griff über die Saiten.

Trin, die in der stillen Kammer zu Häupten der Toten zwischen den beiden Wachskerzen saß, hob lauschend den Kopf. Sie kannte den Klang, das war des Hannes Fiedel, die da sang. Sie sang nicht wie sonst hell und froh, sie weinte und klagte. Das sollte wohl Bestemoderken gelten? Woher nahm er diese fromme, ernste Weise, wie sie nur in Kirchen gehört werden? Aus seinem leichtsinnigen Herzen doch wohl nicht? Die steckte wohl zwischen all dem andern bunten Zeug da drin in dem kleinen braunen Holzkasten, der ihm am Herzen lag wie eine Liebste. Und der Hannes brauchte nichts zu tun, als sie zu streicheln, dann

sang das Herz in der Geige, was er haben wollte. Denn ein Herz mußte es wohl sein, das Geheimnis, das hinter der dünnen, braunen Holzwand verborgen steckte! Ob aber ein Menschenherz? Ob gar des Hannes eignes Herz, durch einen Zauber da hineingebannt? Sie fürchtete sich, sodaß sie zusammenschauerte. Nicht vor der Toten, aber vor dem Geiger draußen und seiner unheimlichen Liebsten fürchtete sie sich.

Langsam wandelte sich unterdessen der traurige Totengesang in ein weltliches Minnelied. Deutlich hörte sie leise gesungne Worte:

Wenn einer wandert da vorbei —
Tandaradei —
An den Rosen er wohl mag
Merken, wo das Haupt mir lag.

Da sank Trin von ihrem Stuhl herab auf die Knie, preßte das Gesicht an das Kleid der Toten und weinte herzzerbrechend.



Noch einmal wurde Bestemoderken den alten Weg nach Schwelm gefahren, diesesmal, um nicht wieder heim ins Tal zu kommen. Ein unabsehbar langer Zug von Leidtragenden folgte ihrem Sarg. Alle waren sie gekommen und

hatten ihre Arbeit liegen und stehn lassen, Alte und Junge, Frauen und Kinder, Hofeserben und Kötter. Es war, als ob der Herr des Hofes im Barmen selbst zu Grabe getragen würde, von all seinen Hörigen geleitet. Denn es hatte sich herumgesprochen, wie Bestemoderken auf ihrer Kirchfahrt so selig gestorben sei, nachdem ihr der Priester die Absolution erteilt und den Leib des Herrn gereicht hatte. Das hatte die Gewissen der Leute beruhigt, die schon den Kopf geschüttelt hatten über das lustige Treiben auf dem Seelhof im vergangnen Winter. Das hatte den Glauben an die Frömmigkeit und Heiligkeit der Alten bedenklich erschüttert. Aber nun hatte Unsre liebe Frau selbst ihren Schützling vor aller Augen reingesprochen, und schon bauschten sie die seltne Art ihres Todes zu einem Wunder auf. Eine Wolke hatte sich niedergesenkt auf den Wagen, auf dem Bestemoderken saß, und Unsre liebe Frau selbst hatte ihre Seele darin gen Himmel geholt. Schon waren sie bereit, die Tote als Heilige anzubeten, und sie gedachten ihre Freundlichkeit und Güte, nun sie droben im Himmel weilte, weiter zu ihren Gunsten auszunützen.

So waren sie denn alle gekommen, ihr die letzte Ehre zu erweisen. Koeneken aus den Springen

mit seinem Hund und Nolde bei der Wupper, die Frauen von der Kemenate und Fia aus der Leimbeck.

Wo der Zug vorbeikam an Höfen und Kotten, schlossen sich neue Leidtragende an. In Wichmarinkhausen trat der Gobel aus seinem neuen Hause hervor und trug einen Anzug ebenso neu und sauber wie sein Haus, und sein Gesicht leuchtete so rot wie die Glut in seinem Backhaus, alles zu Ehren Bestemoderkens.

Auf der Schwelmer Straße begegneten zwei Reiter dem Zug, es waren der Amtmann zur Beyenburg und der von Elverfeld, Johann der Ältere von Nesselrode. Die hielten an und ließen den Zug an sich vorüber passieren.

Wen bringt ihr da zu Grabe, Leute? fragte der Quade.

Da antworteten ihm viele Stimmen zugleich: Ons Bestemoderke, Heer!

Da lachten die beiden Herren. Diese Tote hat eine ansehnliche Nachkommenschaft, sagten sie zueinander und sahen zählend die Menschenreihe entlang.

Wenn der Glockenschlag umginge, sie zu des Herzogs Totengeleit herbeizurufen, sie würden sich sicherlich nicht so zahlreich einstellen, sagte

der Quade, ich habe kaum gewußt, wie volkreich mein Barmen ist.

Es laufen da auch von meinen Leuten mit, bemerkte der von Elverfeld. Und sieh da, das alte Weib mit den Triefaugen von der Kapelle droben ist auch dabei, die das ganze Wuppertal mit heidnischem Aberglauben füttert und mit Teufelsfurcht. Ja, die alten Weiber verstehn es, sich beliebt zu machen beim Volk.

Darauf lachten sie beide und ritten davon.

Die uilike Graite hatte nicht acht auf den Spott der Herren. Ihr Gesicht, auf dem die Tränen zwei tiefe Rinnen von den Augen abwärts bis zu dem eingefallnen Munde gezogen hatten, waren schmerzverzerrt. Sie war das geübteste Klageweib aller Leichenbegängnisse; wo sie ging, da tönte das Schluchzen und Jammern am lautesten. Alle paar Schritte schüttelte sich ihr magerer Leib wie in übergroßem Schmerz. Wer sie näher ansah, hatte den Eindruck, daß nicht Leid um den Toten allein, sondern ein eignes, heimliches, unüberwindliches Weh sie durchwühlte.

Heute lief sie nicht nur so aus freien Stücken mit, sondern als rechtmäßig Trauernde, denn ihr Mann, der Wineke, gehörte zur Sippschaft der

Seelhofleute. Und neben ihr ging auf leisen Sohlen, den Kopf so tief gesenkt, daß von den Augen nichts als die feingeschwungnen schwarzen Linien der Brauen und Wimpern zu sehen war, ihr Töchterchen, Lisa de swaart.



Früher als sonst ging Trin vom Marienland, wo sie gearbeitet hatte, nach Hause, in den Augen ein träumerisches Sinnen und Grübeln; sie ging langsam, nur ihre Blicke hatten es eilig, auf den Seelhof zu kommen.

Der neue Zaun, den sie und der Vater eigenhändig zusammengezimmert hatten, leuchtete ihr entgegen, doch es klaffte eine Lücke in ihm. Dort fehlte noch das Tor, das der Hannes fertigzustellen übernommen hatte. Voll Verachtung hatte er ihrer Hände Machwerk in Augenschein genommen. Freilich, euch Bärmern ist es einerlei, ob ein Ding schön oder häßlich aussieht, wenn es nur seinen Zweck erfüllt, so seid ihr bescheidnen Leute es schon zufrieden, hatte er spottend gesagt. Das Tor wenigstens überlaßt mir, es soll ein Kunstwerk werden, geschnitzt und gemalt, ich versteh mich drauf. Du wirst dich wundern nachher,

wie so ein feines. buntes Ding den bäurischen alten Garten herauszuputzen versteht.

Und erfreut, daß der Fiedelhannes Interesse am Aussehen des Seelhofes bezeigte, hatte sie ihm die Arbeit übergeben.

Noch gähnte die Lücke im Zaun, also war der Hannes noch nicht mit seinem Kunstwerk fertig geworden.

Mit freudigem Gebell stürzte ihr der Hofhund entgegen, ein junges, feuriges Tier. Sie nickte ihm zu und griff mit beiden Händen in sein zottiges Fell. Du Tolpatsch, du Treuer! Still jetzt!

Der Hund verstand sie. Sie will den Mann drinnen auf der Diele belauschen. Den Mann, den er haßt, weil er ihn oft unversehens tritt, wenn er ihm über den Weg läuft.

Nun standen sie beide regungslos unter der offnen Tür, die junge Hauswirtin und der Hofhund, und hielten die Blicke auf den Mann gerichtet, der drinnen am Tisch saß und ihnen den Rücken zukehrte. In die Augen des Hundes kam ein tückisches Funkeln. In denen des Weibes aber erstarb langsam das träumerische Sinnen und machte der Enttäuschung und einer kalten Verachtung Platz.

Am Boden lagen zugespitzte und gesägte Latten in wirrer Unordnung. Dazwischen war rote und grüne Farbe verschüttet, ein Bierkrug lag umgeworfen da. Der Mann am Tisch saß über ein hölzernes Kästchen gebeugt, auf dessen altersgrauen Deckel er mit leichter, geschickter Hand grasgrüne Ranken und blutrote Herzen pinselte. Trin kannte dieses alte Kästchen. Es war der Geldschrein des Seelhofes, seine Schatztruhe.

Wohlgeborgen hatte es immer in den Tiefen des Wandverschlages gestanden, und das Geld, das es barg, hatte sich schwer und langsam angesammelt, Tropfen um Tropfen. Wenn der Seelhofwirt mit einem Kalb oder Schaf oder einer Fuhre Hafer zu Markt gezogen und leer wieder heimgekommen war, dann hatte er mit schwerfälliger Hand den Deckel gehoben und ein paar Pfennige hineingelegt und gerechnet, ob es reichen möchte, im Herbst dem Herrn das Pacht- und Schatzgeld auszuzahlen. Sie und Bestemoderken hatten dies Kästlein immer mit Ehrfurcht angesehen und behandelt und es nur selten in Händen gehalten.

Nun malte der Hannes rote Herzen und grüne Ranken darauf. Darüber vergaß sie, was

sie ihm hatte sagen wollen, und woran sie den ganzen Tag versonnen gedacht hatte.

Was soll das nun? fragte Trin von der Tür her mit scharfer, hohnvoller Stimme.

Komm her und sieh, gab er gelassen zurück. Die Herzen sind mir wohl gelungen, der alte Kasten hat ein ganz andres Aussehen jetzt.

Ich versteh mich nicht auf so feine künstliche Dinge, antwortete sie kurz. Ich hab auf dem Heimweg nach dem neuen Gartenzaun und dem schönen bunten Tor ausgeschaut und hab nur eine Lücke gefunden. Bist du nicht zustande gekommen mit deiner Arbeit?

Morgen nehm ich sie wohl wieder vor, jetzt ist mir die Lust dran vergangen. Du siehst ja, daß ich bei einem andern Werke bin, und du tätest besser, mich jetzt nicht zu stören, weil es mir eben trefflich von der Hand geht, der geübteste Schilderer brächte es nicht kunstvoller zuwege.

Trin machte sich stumm daran, die halbgestrichnen und verschnittnen Latten zusammenzulesen. Das Blut war ihr heiß ins Gesicht gestiegen. Sie nahm auch den Hammer vom Boden auf. Hannes wandte ein wenig den Kopf.

Was tust du denn? Laß das Zeug doch liegen bis morgen.

Nein, das hätte keinen Sinn. Über Nacht soll der Garten nicht offen stehn, daß sich die Wildschweine und andres Gesindel über das Gemüse hermachen! Und wenn die verschnittnen, fleckigen Latten auch wunderlich aussehen, sodaß die Leute lachen werden, die am Seelhof vorübergehn, den Zaun richte ich doch heute Abend noch auf.

So tu, wie dir beliebt, sagte Hannes und lachte. Dieses spöttische, leichtsinnige Lachen wirkte wie ein zündender Funken auf den lange angesammelten Zorn in Trins Herzen. Ein Zittern ging durch ihren kräftigen Körper, und einen Augenblick lang stockte ihr der Atem. Dann fand sie Worte, die sie ihm wie Wurfgeschosse an den Kopf schleuderte.

Dir freilich ist es einerlei, ob der Seelhof verkommt oder nicht. Du weißt nicht, was es heißt, das Erbe seiner Väter in Ehren halten! Und ist es auch klein und gering und ärmlich, an jeder Erdscholle klebt doch viel Mühe, Schweiß und Kraft von unsern Vätern, die dies alles unter heißem Plagen geschaffen und erhalten haben, darum ist es uns Erben wert, und darum hängen wir mit Liebe daran. Du weißt und verstehst das nicht! Wie solltest du auch! Du bist auf der Landstraße aufgewachsen, heimatlos und besitzlos.

Da hast du nicht arbeiten gelernt und nicht beten, da haben die Winde dein Gewissen verweht, und alle Gottesfurcht und allen ehrlichen Stolz haben sie dir weggeblasen, bis du leicht und leer geworden bist und untauglich zu jeder ernsthaften Arbeit und unstet und unzuverlässig. Du freilich taugst zum Erben des Seelhofes nicht!

Ein lumpiges Bauerngütchen mit einem hochfahrenden Namen, warf Hannes höhnisch dazwischen.

Das dir reich und groß genug war, dich zu locken damals, als du müde und verhungert warst und dich nach einem warmen Nest für den Winter umsahst! Hättest du damals, als du mir droben im Walde zum erstenmal in den Weg liefest, mich gleich in ehrlichen Worten darum gebeten, dich als Hauswirt auf den Seelhof heimzuführen, ich hätte an dir hinuntergesehen und ob der unsinnigen Frage gelacht. Aber du nahmst deine Geige und behextest mich, bis ich von Sinnen war und dich anstaunte als einen Feinen, Seltnen und bei mir dachte: welches Glück, daß der dich zum Weibe nehmen will und einziehn will in den Seelhof. Ebenso hast du es mit Bestemoderken gemacht, auch die hat sich gegen deine Zauberkünste nicht zu wehren vermocht! Aber jetzt sind

mir längst die Augen aufgegangen über dich! Und deine Kunst, die mehr des Teufels als Gottes ist, besticht mich nicht mehr. Ich verfluche den Tag, an dem ich dich heim auf den Seelhof geführt hab. Auf der Landstraße, auf Jahrmärkten und Kirmessen seid ihr daheim, du und deine Geige, was wollt ihr aber im alten Seelhofkotten? Was geben Vater und ich um deine Lieder und deine bunten Schildereien? Was nützen sie uns? Für Sonntage und Festtage bist du zu gebrauchen, aber für den Werktag wär uns der dümmste, niedrigste Bauer hier aus den Barmen mehr wert als du. Denn nimmt der eine Arbeit in die Hand, so ruht er nicht, bis er sie zu Ende gebracht hat. Er versteht freilich nicht Rosen und Herzen auf unsern alten Geldschrein zu malen, wohl aber seinen ersparten Pfennig hineinzulegen, anstatt ihn zu verjubeln und zu vertrinken. Während du dich mit all deiner Klugheit in die Hölle hineinfiedelst, arbeitet sich der langsam in den Himmel. Und jetzt schrei ich es dir ins Gesicht, und es ist mir bitter Ernst damit: Wenn ich dich daherkommen seh mit der Fiedel unterm Arm, in deinem schmutzigen Narrenrock, mit dem schleichenden Faulenzergang, so ekelt mir, und ich muß mir Zwang antun, nicht auszuspeien vor

dir wie vor einem unsaubern Tier! So verächtlich bist du mir geworden! Und wenn die Leute mich ansehen, möcht ich vor Scham mein Gesicht verhüllen, darum, daß ich des Fiedelhannes Weib bin. Sieh, so weit ist es schon zwischen uns gekommen, wie soll das nun weiterhin werden? Ich warne dich, meine Geduld ist aus! Ich trags nicht länger! Wenn du nicht umkehrst und vom Trunke läßt, arbeitest und häuslich wirst, wie wird das Ende sein für mich und dich und den Seelhof?

Der Fiedelhannes hatte den Pinsel fortgeworfen und war aufgesprungen. Staunend starrte er sie an, die er nie anders als schweigsam und ruhig gesehen hatte. Zum erstenmal hefteten sich seine Augen mit einem Blick gefesselter Neugierde auf das große, starkknochige junge Weib, das ihm mit dem Seelhof zusammen angetraut worden war.

Trin, dir steht der Zorn gut zu Gesicht. Deine Augen sprühen Feuer. So gefällst du mir. Ich versteh mich drauf. Ich weiß ein Lied von der starken wilden Fredegund, an die gemahnst du mich jetzt! Willst du es hören, soll ichs singen?

Als hätte er sie geschlagen, fuhr Trin zusammen. Daß er ihrem ehrlichen Zorn diesen

tändelnden Gleichmut entgegensetzte, brachte sie außer sich. Wie konnte sie ihm nur beikommen, eine empfindsame Stelle an diesem gleichgiltigen, überlegnen Menschen finden, womit ihn treffen bis in sein innerstes Herz hinein? Ihre Blicke irrten suchend umher, sie fielen auf seine Geige, die neben ihr an der Wand hing. Da ging ein Zucken durch ihren Körper, und ihre Augen blitzten auf. Sein Herz, da ist es! Ihre Rechte umklammerte den Hammer fester, sie hob den Arm, und ehe der Mann vor ihr ihre Absicht erkannt hatte, war der Schlag niedergesaust, die Geige zertrümmert. Die zerrissenen Saiten krümmten sich wie im Schmerz, es tönte ein klagender Wehelaut wie das Röcheln eines Sterbenden durch den Raum. Daran erschrak Trin und erblaßte, als hätte sie einen Menschen erschlagen, so bang wurde ihr plötzlich ums Herz.

Hannes aber stieß einen heisern Schrei aus. Er riß das zertrümmerte Instrument von der Wand und schlug damit in blinder Wut auf das Weib los, das sich nicht zur Wehr setzte. Doch da fuhr der Hund, der regungslos an Trins Seite gestanden hatte, in wildem Ansprung gegen ihn, daß er rückwärts taumelte. Mit beiden Händen mußte Trin das wütende Tier zurückhalten, das

blutgierig die Zähne fletschte nach ihrem Angreifer. Die Wut des Mannes sprang jetzt auf diesen gehässigen Verteidiger Trins über, er riß ihr den Hammer aus der Hand und schlug das Tier auf den Kopf, daß es aufheulend zusammenbrach und nach einigen Zuckungen regungslos liegen blieb. Dann sank ihm der Arm kraftlos herunter. Trin sah von der zersplitterten Geige auf den toten Hund.

Ich dir die Fiedel, du mir den Hund! Ich denke, wir sind einander nichts schuldig geblieben, sagte sie und wandte sich von ihm ab, um das Holz, das ihr entfallen war, aufzuraffen. Ungehindert ließ er sie mit ihrer Bürde aus der Tür gehn.

Draußen machte sie sich an die Arbeit. Mit gekrümmtem Rücken zimmerte sie den Zaun zusammen. Langsam wandelte die Müdigkeit ihre hastigen Bewegungen in ruhige um, ergriff auch ihr Herz und strich mit glättender Hand die hochgehenden Wogen des Zorns und der Empörung nieder, die es eben noch stürmisch durchflutet hatten. Stillere Gedanken tauchten auf.

Seine Fiedel, sein Liebstes auf der Welt, sein einziges Besitztum, hatte sie ihm zerschlagen. Wo hatte sie nur den Mut dazu hergenommen? Haß

war es gewesen, was sie zu der schnellen Tat hingerissen hatte, Haß auf das zauberische Ding, das dem Hannes Gewalt über alle Menschen gab und ihn selbst bannte, daß er für nichts andres auf der Welt mehr Glauben noch Liebe hatte.

Nun, wo die Fiedel zerschlagen war, mußte er ja den Spielmannsrock ausziehn, daheim auf dem Seelhof bleiben und ein Bauer werden. Aber hätte sie dies nicht auf andre Weise erreichen, durch freundliche Bitten und vorbildliches Wesen ihn langsam zwingen sollen, sie und die feste Häuslichkeit lieber zu gewinnen als seine Fiedel und sein freies Spielmannsleben? Würde Bestemoderken, wenn sie noch am Leben wäre, ihr nicht zur Sanftmut, zum Gebet und zu freundlicher Ausdauer geraten haben? Statt dessen hatte sie ihm voll heidnischen Zornes sein Liebstes zerschlagen!

Und nun kam ihr wieder in den Sinn, weshalb sie schon vor dem Vater vom Felde heimgekommen war.

Da senkte sie tief den Kopf, denn sie schämte sich nun doppelt, daß sie sich vom Zorn hatte hinreißen lassen. Eine andre Waffe hatte sie bereit gehabt, ihm sein gewissenloses Treiben verächtlich zu machen. Nur ein paar leise Worte hatte sie ihm sagen wollen.

Trin richtete den schmerzenden Rücken auf. Ihre Arbeit hier draußen war beendet; jetzt wollte sie hineingehn und ihm das Wort sagen, das ihn freundlich und milde stimmen würde. Vielleicht verschmerzte er darüber den Verlust seiner Fiedel. Vielleicht brachte es ihn auf den guten Weg und hielt ihn darauf fest. Müde ging sie nach dem Hause, mit der demütigen Haltung einer Schuldbewußten trat sie unter die Tür.

Hannes —

Auf der Schwelle blieb sie stehn, die Diele war leer. Am Boden lag der tote Hund, daneben die Trümmer der Geige. Auf dem Tisch stand der kleine alte Geldschrein, bemalt mit roten Herzen und grünen Ranken.

Wankenden Schrittes ging Trin zum Tisch hinüber und hob den Deckel der kleinen Truhe auf. Sie war leer. Kein einziger Groschen war mehr darin. Irren Blickes schaute sie umher, rote Herzen und grüne Ranken schwirrten vor ihren Augen, wohin sie sah. Die Hintertür stand offen.

Durch die Hintertür also hatte er sich weggeschlichen, nachdem er alle die schwer erworbnen Silberstücke aus der Truhe mit einem einzigen Griff seiner schmalen, gelenkigen Hand heraus=

geholt hatte. Er hatte ja das Wort noch nicht vernommen, das sie gekommen war, ihm zu sagen. Dann würde er nicht mehr vom Seelhof haben fortlaufen wollen wie ein ehrloser Dieb. Alles würde sich dann gewandelt haben. Sie mußte ihn einholen und mußte es ihm sagen. Sie lief wie gejagt zur Hintertür hinaus und über den Kleefer Weg in der Richtung nach Elverfeld zu. Sie sah ihn nicht, und die Dämmerung hüllte schon die Felder in ihren grauen Schattenmantel.

Von der Elverfelder Laurentiuskirche hallte das bimmelnde Glöckchen des Ave Maria herüber. Wer noch auf dem Felde und auf dem Heimweg begriffen war, blieb stehn und faltete fromm die Hände. Trin allein hatte nicht Zeit zu beten, sie lief und lief.

Die Hacke über der Schulter, die Hände erdbestaubt, kam Hermann auf dem Seelhof müde heim. Er fand die Diele leer. Der Hofhund lag erschlagen am Boden. Der Geldschrein stand geleert auf dem Tisch. Der alte Mann stieß einen ächzenden Seufzer aus. Er stellte die Hacke fort und ließ sich wie jeden Abend schwerfällig auf die Mühbank niederfallen. Seine steifen Knochen hatten die Ruhe verdient.

Hatte sich ein ritterlicher Herr den Spaß gemacht, im Seelhofkotten einzubrechen und den treuen Wächter zu erschlagen? War landfahrendes Gesindel hereingekommen, sein Geld zu stehlen?

Vor Räubern, hoch und nieder geboren, war ja das Gut, daran des Bauern Schweiß klebte, niemals sicher. Der Arm des gnädigen Herrn, der sich schützend über seine Hüfner und Kötter ausstreckte, war nicht allmächtig. Nur der Herrgott allein vermochte die Seinen sicher vor Schaden und Überfall zu schützen, aber auch der hatte viel zu tun und wandte hie und da den Kopf ab. Wenn seine Mutter, wenn Bestemoderken noch gelebt hätte, dann würde der Herrgott freilich besser aufgepaßt haben.

Seine Tochter, die Trin, war doch vor ihm heimgegangen, die mochte noch eine Spur von den Räubern entdeckt haben und ihr jetzt nachlaufen. Aber er hatte keinen Lärm gehört, es konnte kein Überfall geschehn sein, auch der Hund hatte nicht angeschlagen.

Plötzlich teilte ein bittres Lächeln seine Lippen. Richtig, der Hannes war im Haus! Da brauchte er an fremden Räubern ja nicht lange herumzuraten, da er einen Landfahrer im eignen Nest fütterte und beherbergte! Das war die Schuld

seiner Frauensleute, die hatten ihn gezwungen, den Spielmann ins Haus zu nehmen, er hatte nie Vertrauen zu ihm gehabt. Nun hatte die Trin selbst den Schaden davon. Jetzt lief sie ihm wohl nach, das gestohlne Geld von ihm zurückzuerbetteln. Schweren Kummer bereitete es ihm, daß der gewissenlose Faulenzer sein Tochtermann war. Er war selbst doch müde und hätte gern die Hauswirtsbürde und -würde abgegeben in junge Hände, selbst nichts mehr als die Leibzucht auf dem Seelhof verlangend und einen Platz auf der Mühbank zum Ausruhn und Warten. Zum Warten auf das Stündlein, wo der Herrgott ihm sagen würde: Nun komm, jetzt ist die Prüfungszeit zu Ende, jetzt darfst du endlich kommen, die Gerit, dein Weib, sieht schon ungeduldig nach dir aus. Nun komm!

Aber der Hannes nahm ihm keine Bürde von den Schultern, eher lud er ihm neue dazu auf.

Endlich kam Trin zurück. Wie eine Trunkne hielt sie sich am Türpfosten fest, als fürchtete sie, ohne Stütze hinzuschlagen. Ihr Atem ging schwer. Sie war weit gelaufen über die abendstillen Felder, erst nach Elverfeld zu und dann in der entgegengesetzten Richtung, ganz verzweifelt, aber sie hatte ihn nicht mehr eingeholt, das Wort, das er hören

mußte, hatte sie ihm nicht mehr sagen können. Nun lief er mit dem Gelde in die Welt hinein und wußte es nicht. Daran aber trug ihr Jähzorn die Schuld.

Vater, sagte sie mit gepreßter Stimme ins Dunkel hinein, ich habe dem Hannes die Fiedel zerschlagen. Bei dem Streit ist der Hund draufgegangen. Nun ist der Hannes im Zorn davon und hat alles Geld mitgenommen. Er wird sich dafür eine neue Fiedel kaufen und sobald nicht nach dem Seelhof kommen.

Nein, das wird er freilich nicht, jetzt, wo es hier nichts mehr zu stehlen gibt! Und daran wollen wir froh sein.

Vater, ich bitte dich, red nicht so hart.

Soll ich dem Dieb noch schöne Namen geben? Frag mal herum im Tal, wie die Leute vom Fiedelhannes sprechen!

Wir müssen den Hund noch vor der Nacht verscharren. Willst du mir helfen, Vater?

Seufzend erhob sich der Hauswirt.

Miteinander trugen sie den toten Hund hinaus und schaufelten ihm ein Grab im Garten unter dem Wacholderbaum. Sie redeten kein Wort dabei. Es war dunkle Nacht, als sie ins Haus zurückkamen.

Ich hätte dir noch ein Wort zu sagen, Vater, vor dem Schlafengehn.

Sie tasteten sich zu der Bank hinüber. In einiger Entfernung voneinander hatten sie sich niedergesetzt, aber jedes erwartete von dem andern den Anfang zum Gespräch.

Wie sollen wir nun den Pachtzins und das Herbstgeld aufbringen, Vater?

Wir bringen es nicht auf. Wir geben die Felder mitsamt der Ernte dem Hofesherrn zurück.

Das Mergenland und den Lattmorgen? Dann bleibt uns nichts als der Garten mit der kleinen Wiese und dem Haferfeld, dann ist der Seelhof nur noch ein armseliges Erb!

Nicht armseliger, als da es mein Vater mir hinterließ. Das Marienland und den Lattmorgen hab ich dazu in Pacht genommen, als ich deine Mutter, die Winkler Hoftochter, ins Haus brachte, sie sollte es ebenso gut und reichlich bei mir haben, als hätte sie einen begüterten Hüfner gefreit. Da hab ich für drei gearbeitet Tag für Tag, aber ehe der Ertrag kam, ist sie gestorben. Wie der Ochse, wenn er im Joch steckt, weiter läuft ohne Besinnung, aus alter Gewohnheit, so hab ich dann weiter gearbeitet Tag für Tag. Aber die Lust war fort und der Eifer hin, und es war ein er=

bärmliches Schinden und Plagen daraus geworden, bis ich müde und alt vor der Zeit geworden bin. Nun ist mirs nicht leid, daß ich die Länder los werde. Solange wir das Schwein, die Kuh und die Hühner noch haben, verhungern wir nicht und können uns auch ohne Geld am Leben erhalten.

Wir dürfen den Seelhof nicht verkommen lassen. Eine kleine Zeit mußt du noch aushalten, Vater, ehe du Feierabend machst. Und ich werde im Taglohn arbeiten gehn, um das Geld für den Herbstzins herbeizuschaffen.

Warum sollen wir uns so mühen, sagte der alte Mann in seiner mürrischen, mutlosen Art, um dem Hannes, wenn es ihm einfallen sollte, einmal wiederzukommen, eine gefüllte Schüssel vorsetzen zu können?

Aus dem Dunkel heraus entgegnete ihm die Stimme seiner Tochter, die ihn jetzt im Klang zum erstenmal an sein verstorbnes Weib erinnerte, sodaß er zusammenfuhr und den Kopf vorstreckte: Nicht um des Hannes willen wollen wir uns plagen, daß unser Gut nicht verkommt, sondern um des Kindes willen, das den Seelhof zum Erben erhalten wird. Mein Kind soll nicht betteln gehn, Vater. Heim und Land soll es einst haben, wie andrer ehrlicher Leute Kinder. Es soll nicht

auf die Landstraße hinausgejagt werden wie einst sein Vater. Es soll seines Großvaters Nachfolger werden, und du sollst ihm von meiner Mutter erzählen, und ich werde ihm Bestemoderkens Rosenkranz in die Wiege legen und es alle ihre Gebete lehren. Es wird auch von ihrem Blut einen Tropfen haben.

Darauf blieb der Seelhofwirt lange stumm. Dann sagte er mit leiser, beinahe andächtiger Stimme: Wenn es so um dich steht, so wollen wir weiter arbeiten, Kind. Ihr Enkelkind darf nicht betteln gehn, da hast du Recht! Der stolze Mann vom Winkel ist doch dein leibhaftiger Großvater, Trin. Wenn der jetzt helfen wollte um des Kindes willen, Geld genug hätte er bei der Hand, uns auszuhelfen.

Nein! kam es da mit harter, fester Stimme zurück. Den bettle ich nicht an. Er hat Mutter sterben lassen, ohne sich nach ihr umzusehen.

Da hast du wieder Recht, Trin! Nein, den hartherzigen Mann dürfen wir nicht anbetteln. Aber wo willst du das viele Geld verdienen?

Morgen geh ich nach der Kemenate und laß mir da ein Geschäft anweisen, sie brauchen viel Hände auf dem großen Hof. Die Wirtin wird mich gern anstellen aus Dankbarkeit gegen Beste-

moderken, die ihr häufig mit Rat und Gebet an die Hand gegangen ist.

So geh mit Gott, Trin. Aber nun wollen wir uns schlafen legen. Schwer müde sind wir beide. Und morgen geht wieder die Arbeit an.



Schweren Fußes kam Trin vom Kemenatenhof heimgeschritten. Da lief die uilike Graite ihr über den Weg und sah sie mit ihren roten Augen forschend an.

Trinken, so machst du es nicht mehr lange. Deine Stunde ist nahe, du solltest jetzt daheim auf dem Seelhof bleiben, anstatt dich auf der Kemenate abzuplagen.

Ich war heute zum letztenmal dort, sagte Trin, die die festgeschlossenen Lippen nur widerwillig zum Reden öffnete.

Und wie steht es jetzt dort? fragte die Alte, indem sie ihre heisere Stimme zum Flüstertone herabstimmte. Ich begleite dich ein Stück Wegs, Töchterchen. Du weißt wohl um die Absicht der Kemenatenwirtin, daß sie ihre Tochter, die Jutta, dem Ältesten der Schulzensöhne zum Weibe geben will? Sie hat es darauf abgesehen, in die Wulf=

finksche Sippe hineinzukommen. Aber die Jutta bleibt störrisch. Der steht der Sinn nach dem Kloster anstatt nach der Ehe. Von dem Lüdger will sie nichts wissen. Ihre Mutter ist deshalb schon bei deinem Bestemoderken gewesen, aber es hat nicht geholfen. Jetzt ist sie zu mir gekommen, und ich werde helfen!

Selbstgefällig schaute die Graite dabei auf das Krüglein in ihrer Hand hinunter. In Trins bleiches, starres Gesicht kam plötzlich Leben. Mit hastigem Griff riß sie der Alten das Krüglein aus der Hand.

Was hast du da? Wem bringst dus?

Sachte, sachte, min Dochterken. Nimm dich in acht, daß du nichts verschüttest, es ist ein kostbares Getränk, und ich hab es mit vieler Mühe gebraut.

Dann sah sie sich scheuen Blickes um und flüsterte leiser:

Es ist ein Liebestrank für die Jutta. Ein Schluck davon genügt, und die Spröde wirft sich dem Lüdger liebestoll in die Arme. Hihi, Trinken, darin steckt ein gefährlich starker Zauber. Gib acht, daß du nichts verschüttest, es müßte das Gras auf dem Boden verbrennen, wohin nur ein Tropfen fiele.

Trins Hand, die das Krüglein hielt, zitterte. Ihre Augen brannten, wie sie jetzt in das verzerrte Gesicht der uiliken Graite schauten.

Mutter Graite, du brauchst das Tränklein nicht nach der Kemenate zu tragen. Die Frau würde dich übel empfangen jetzt. Die Jutta hat eben ihr Versprechen gegeben, den Schulzensohn zu ehelichen.

Die Alte schüttelte ungläubig den Kopf.

Wer sollte sie dazu gebracht haben? Wer hat ihr zugeredet?

Ich! sagte Trin und schlug die Augen zu Boden.

Du? Hat dich die Kemenatenfrau an die Arbeit gestellt?

Ja, sie gab mir Geld dafür. Nun will ich dirs geben, und du gibst mir den Trunk dafür.

Was willst du damit? Ihn fortschütten? Es ist wirksam für jeden, der ihn trinkt, wenn nur der Name darüber gesprochen wird. Er ist zu kostbar zum Fortschütten.

So werd ich ihn an einem sichern Ort aufheben.

Zu welchem Zweck?

Das weiß ich noch nicht. Hier hast du das Geld, von dem Trank soll die Jutta nicht einen Tropfen schlucken.

Sie wäre nicht daran gestorben. Aber mir soll es gleich sein, wer ihn mir abkauft, du oder die Kemenatenwirtin. Seine Kraft behält er immer. Gib das Geld her, Trinken. Mag sein, daß ich mehr bekommen hätte für meinen Trank von der Hofesfrau. Aber Armengeld zählt doppelt, das weiß ich wohl, und so bin ich zufrieden mit deinem Geld, Trinken. Und was arm ist, hält zusammen und hilft einander aus, wo es kann; das sollst auch du erfahren. Du kannst mich rufen lassen, wenn du deine Stunde kommen fühlst, ich helf dir gern unentgeltlich. Und mein Lisken schick ich dir zur Pflege, denn du bist übel dran, so allein, ohne weibliche Verwandtschaft in der Nähe zu haben. Das Mädchen kann eine Woche bei euch auf dem Seelhof bleiben und in der Wirtschaft aushelfen. Alles ohne Lohn von wegen der Verwandtschaft, Trinken.

Die uilike Graite versuchte ihr mißmutiges Gesicht zu einem Lächeln zu verziehn, aber die Tränenrinnen waren zu tief eingegraben, darum scheiterte der Versuch in einer fratzenhaften Verzerrung. Bestemoderkens Tod hatte sie wie einen ihr persönlich erwiesnen Gefallen empfunden, denn ein Teil von Bestemoderkens Kunden war seither zu ihr übergegangen, und ein dunkles Gefühl

sagte ihr, daß sie sich der Enkelin dankbar zu erweisen habe für dieses rücksichtsvolle Platzmachen der Großmutter.

Das Lisken bringt ihren Strohsack und ihr Deckbett selbst mit, und essen tut sie nicht viel, und flink und fleißig ist sie für zwei.

Ja, wenn die Lisa so gutherzig sein will und zu uns kommen, so wär uns wohl aus der Not geholfen. Sei bedankt, Mutter Graite.

Die Alte nickte und trottete weiter ihres Weges, wobei sie das Geld mit ihrer knöchernen Hand gierig umschloß.

Trin aber schlich schwerfällig heim, mit dem Krüglein in der Hand. Unter der Tür des Seelhofkottens stand ihr Vater und sah ihr entgegen. Das Geld, das die Kemenatenwirtin ihr gegeben hatte, es hätte die Pachtsumme für seine Länder mit einem Schlage voll gemacht. Trin mochte die Augen nicht aufschlagen. Sie wagte das wogende grüne Haferfeld auf dem Marienland und das gelbe Roggenstück des Lattmorgens jenseits des Kleefer Wegs nicht anzusehen, die Frucht von ihres Vaters zähem Fleiß, die er nun nicht ernten sollte. Denn sie hatte das Geld eingetauscht gegen das wertlose Krüglein mit seinem unheimlichen Inhalt, der ihnen nichts nütze war,

und hatte den Vater damit um seine Ernte und den Seelhof um seine Länder und ihr Kind um sein Erbe betrogen. Ohne Geld kam sie heim mit dem Zaubertrank, der die Herzen Juttas und Lüdgers hätte in heißer Liebe zueinander entbrennen lassen. Und doch hatte sie selbst der bleichen, stolzen Hofestochter zugeredet, vom Kloster abzudenken und Lüdger als zukünftige Hofeswirtin nach Wulffink zu folgen.

Ich kenne ihn von klein auf, einen zuverlässigern, bessern Mann weiß ich dir nicht, du wirst es gut bei ihm haben, hatte sie gesagt. Jutta hatte endlich kühl entgegnet: Ich weiß, daß ich den Eltern zu Willen sein muß! Ob nun der oder ein andrer, das kümmert mich wenig, rohe Bauern sind sie alle, diese Wuppertaler Hüfnersöhne, und der eine Mann ist mir so gleichgiltig wie der andre, denn meine Seele ist schon dem himmlischen Bräutigam versprochen, der in Licht und Reinheit gekleidet geht, und sie läßt nimmermehr von ihm.

Trin aber hatten diese Worte der Kemenatenjungfer mit einer geheimen Befriedigung erfüllt. Sie war zu der Mutter, von der sie abgesandt worden war, gegangen und hatte ihr gemeldet: Eure Tochter ist endlich willig, Lüdger zu Wulf-

finks Weib zu werden. Und während sie so gesprochen hatte, hatte sie bei sich gedacht: Sie wird ihm die Wirtschaft führen, so bleich und gleichmütig wie eine Klosterschwester, und wird nicht erwärmen an seinem Herzen.

Aber das Geld, das ihr die Kemenatenwirtin zum Lohn für ihren Zuspruch in die Hand gedrückt hatte, das hatte sie gebrannt wie Feuer. Und sie hatte es eilig der uiliken Graite in die Hand gesteckt, um den Trank dafür an sich zu bringen, von dem diese gesagt hatte, daß er die Jutta liebestoll dem Schulzensohn in die Arme treiben werde. Denn bei dieser geheimnisvollen Versicherung der Alten war ihr das Blut siedendheiß zum Herzen gedrungen.

Nicht einen Tropfen durfte die Jutta davon zu kosten bekommen, sie hatte sich nicht besonnen, die Pachtgelder des Seelhofs dafür hinzugeben.

Warum, das fragte sich die verständige Trin nicht. Sie ging ja dahin mit dem Krüglein in der Hand über die dämmrigen Wiesen und Felder wie eine, der ein Traum schwer auf der Seele lastet, sodaß sie kaum etwas weiß von ihrem Tun und Lassen. Weit hinter dem Traum lagen die wachen, zufriednen, still heitern Tage ihrer Kinder=

und Jugendzeit, die sie verlebt hatte mit dem Vater und der Großmutter und dem getreuen Gefährten, dem Lüdger zusammen. Dann war sie an einem sonnigen Morgen in den Wald hinaufgegangen, um Sprocken zu lesen, und da war er auf sie zugekommen, der fremde Mann im fremden bunten Kleid, und hatte das lebendige Ding, das er eine Fiedel hieß, geschultert und hatte ihr den schweren Traum auf die Seele gewälzt. Aber jenseits des Traumes stand das Leben noch und wartete, das fühlte sie heimlich durch ihre Betäubung hindurch. Und sie selbst wartete mit schweren müden Gliedern auf das, was kommen würde, auf den Morgen. Der Morgen, das war das Kind. Ein neuer Tag mußte für sie anbrechen mit des Kindes Geburt. Sehr müde war sie jetzt, wo sich die Dämmerung grau über die Welt legte. Aber das Krüglein mußte sie festhalten, daß die Jutta nicht von dem köstlichen Trank zu kosten bekäme. Sie hatte nur eben noch Zeit, es an einen sichern Ort unterm alten Strohdach zu verstecken, ehe die Nacht hereinbrach.

Die uilike Graite hielt Wort. Zur rechten Zeit trat sie an und stand mit tätiger Handreichung und zauberkräftigem Spruch der Wöch=

nerin bei. Trin freute sich, als sie ihr sagten, daß sie einem Knaben das Leben gegeben habe.

Pitter soll er nach meinem Großvater genannt werden, sagte sie.

Hermann auf dem Seelhof, Pitters Sohn, nickte beifällig dazu und nahm den schreienden Enkel auf seine Arme und sagte zu ihm:

Nun sieh zu, daß du deinem Namen Ehre machst, Pitje — Trins Sohn. Trins Sohn hieß er ihn, denn Pitje — Hannes Sohn, das wollte ihm nicht über die Lippen.

Seine Tochter sah ihn schweigend an, sie verstand, wie ers meinte. Von seinem Enkel erwartete er, daß er der Seelhofsippe nacharte, nicht dem Fremden, seinem landfahrenden Vater. Die uilike Graite sah diese Notwendigkeit ebenfalls ein und versicherte tröstend:

Trin, du hast Glück mit dem Jungen, der wird einmal die Arbeit nicht scheuen, das ist ein Wuppertaler, ein waschechter, der wird einst dem Seelhof in Treue und Ehren vorstehen.

Da ging das erste Lächeln über Trins bleiches Gesicht.

Die uilike Graite ging und ließ ihr schwarzhaariges Töchterchen auf dem Seelhof zurück. Das sollte die Wirtschaft führen und Kind und

Wöchnerin warten. Hermann auf dem Seelhof, der seine Pachtfelder samt ihrem erntereifen Bestand abgegeben hatte und nun den größten Teil des Tages auf der Diele herumsaß, ohne zu wissen, was er mit seinen vom langen Arbeiten gekrümmten Fingern anfangen sollte, folgte ihren schnellen, gleitenden, katzenähnlichen Bewegungen mit verwunderten Augen. Gar so leicht ging diesem kleinen Ding jedes Geschäft von der Hand. Wo er sie eben vermutet hatte, da war sie nicht, und wo er sie nicht erwartete, da tauchte sie auf wie ein neckischer Elf. Lachte sie, so klang das girrend wie Koboldlachen. Stand sie beim Herdfeuer, tanzte der Widerschein der Flammen in kleinen zuckenden Lichtern in ihren fremdartigen, blauen, schwarzumränderten Augen und auf ihrem blauschwarzen Haar.

Der alte Kötter schüttelte mißbilligend den Kopf über diese Wirtschafterin. Auch Trins Augen folgten dem Hinundher des Zigeunerliskens. Sie hatte sich nicht zu beklagen, daß sie nicht sorglich gewartet würde. Sogar im Schlafe meinte sie oft, die weiche, leichte Hand zu spüren, wie sie glättend über ihre Kissen strich. Und einmal griff sie nach dieser flinken, kleinen Hand und hielt sie fest. Dankbar sah sie zu der schwarzen Lisa auf.

Wie gut du zu pflegen verstehst! Man sieht dich und fühlt dich, aber deine Schritte hört man nicht. So leise und fein mögen die Engel des Himmels ihrer Kranken warten.

Da lachte Lisa de swaart zuerst, dann aber nahmen ihre Augen plötzlich einen bitterernsten Ausdruck an. Sie schüttelte den Kopf und sah auf Trins treuherziges Gesicht, das die glatten, blonden Haare schlicht umrahmten, voll Verwunderung nieder.

Wie dumm und gut bist du doch, du große, einfältige Trin, sagte sie, während es in ihrem Gesicht unruhig zuckte, als wisse es sich zwischen Lachen und Weinen nicht zu entschließen.

Ich möchte wohl ehrlich gegen dich sein, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll! Verstehen würdest du mich doch nicht, denn du weißt nicht, wie ich bin. Wenn du es wüßtest, würdest du mich nicht mit den Engeln verwechseln, dann würdest du mir den Kosenamen aus der Hölle holen.

Lisken, wie närrisch redest du!

Du heißt es närrisch, weil du es nicht verstehst. Ich bin anders als du, ich bin ganz anders als ihr alle, ihr gelbhaarigen Mädchen. Ich bin zwischen euch aufgewachsen und hab

immer zu euch gehalten und hab es gern gehört, wenn man mich für euersgleichen gehalten hat, denn meiner fremden Abkunft hab ich mich geschämt. Aber meine Haare sind darum doch schwarz geblieben, und mein Herz ist nicht wie eures geworden, und mein Weinen und Lachen ist anders als euer Weinen und Lachen. Und so versteht ihr mich nicht, wie ichs im geheimen treibe. Denn ihr tut das Gute und laßt das Böse, wie euer Gewissen es euch vorschreibt, aber ich tu beides, wie es gerade kommt, das Gute sowohl wie das Böse, und das Lachen schießt mir durchs Weinen und das Weinen wieder durchs Lachen. Ich bin schlechter als ihr und doch freundlicher. Versteckt und schlau bin ich und muß lachen über eure ehrliche Dummheit. Und doch schäm ich mich jetzt vor dir, weil ich dich betrüge. Aber ich brächte es nicht übers Herz, dir die Wahrheit zu sagen, denn ich bin dir gut — trotzdem! Aber loben darfst du mich nicht, das halt ich nicht aus. Dann lauf ich dir davon. Ich bitt dich sehr, Trin, daß du das nicht mehr tust! Denn ich habs nicht verdient um dich!

Laut aufschluchzend sank das Lisken nach seiner langen, wirren Rede am Lager nieder und preßte

die heißen Lippen auf Trins Hände. Nun war die Reihe an Trin, den Kopf zu schütteln und verwundert auf sie hinunterzusehen.

Du hast Recht, ich versteh dich nicht, sagte sie, aber wenn es dir zuwider ist, dich loben zu hören, so werde ich künftig stillschweigen.

Das Mädchen nickte zu ihren Worten und sprang auf.

Trin, nun werd ich dir Suppe kochen, rief sie mit veränderter Stimme und lief über die Diele zu dem Herd hinüber. Dabei sah sie sich scheuen Auges um. Aber der Alte, der sie sonst immer mit seinen Blicken verfolgte, saß heute nicht auf seinem Platze, sie war allein auf der Diele. Sie ließ bald ab, am Herde herum zu hantieren, und ging mit gesenktem Kopf, als beuge ihr eine geheime Müdigkeit den schlanken Hals, hinüber zu dem großen Lehnstuhl. Es war Bestemoderkens Stuhl, und er stand noch auf dem alten Fleck, an der Armlehne hing noch ihr Rosenkranz mit den dunkeln, von ihren betenden Fingern abgenützten Perlen. Die Wöchnerin lag mit geschlossenen Augen in der Kammer. Klein wie ein Kind hockte das Zigeunerlisken in dem großen Lehnstuhl, seine Augen wurden groß und still und schauten unbeweglich geradeaus, als

hingen sie einem Traumgebilde nach. Nach einer Weile teilten sich die blutroten Lippen ihres kleinen Mündchens, und daraus hervor kamen leise und fein wie aus Vogelskehle die Töne eines Liedchens geschwirrt. Es war ein uraltes Liedchen, das das Zigeunerlisken jetzt sang. Mit geschlossenen Augen hörte Trin dem feinen Gesang zu.

Lisken, fragte sie dann leise herüber, woher hast du das Lied?

Was weiß ich! Habs irgendwo aufgelesen, klang es nach einer Weile in Liskens samtweicher Stimme zurück.

Man könnte glauben, der Hannes hab dichs gelehrt, ihn hab ichs ebenso singen hören. Mit stockender Stimme sagte es Trin. Denn es war seit langer Zeit das erstemal, daß sie den Namen ihres Mannes wieder aussprach. Ihre Gedanken freilich beschäftigten sich viel mit ihm seit der Geburt des Kindes.

Schüchtern bat sie jetzt: Lisken, komm einmal her, du bist klug, und ich möchte über den Hannes mit dir reden.

Über die leisen Worte erschrak Lisa de swaart so sehr, daß ihr Herzschlag stockte.

Sprich nur, ich hör dich gut von hier aus, sagte sie endlich, ohne sich in ihrem Stuhl zu

rühren. Aber mit einem heimlichen Griff erhaschte sie sich Bestemoderkens Rosenkranz und umklammerte die Perlen mit ihren Fingern, als ob sie sie zerdrücken wolle.

Ich muß jetzt viel an des Kindes Vater denken, sagte die Stimme des jungen Weibes in der Kammer. Er läuft in der Welt umher und weiß nicht, daß ihm ein Sohn geboren ist. Daran hab ich Schuld. Nun wünscht ich, es triebe ihn heim nach dem Seelhof. Da würde ich ihm das Kind in die Arme legen und zu ihm sagen: Es ist dein Sohn, Hannes! Da müßte er doch Vaterstolz verspüren und Zuneigung zu dem Jungen! Es wär ihm nicht mehr gleichgiltig, ob der Seelhof verkomme, um seines Sohnes willen. Der Gedanke an seinen Sohn würde ihn von manchem zurückhalten, aus dem er sich jetzt kein Gewissen macht, mein ich. Die Liebe zu dem Jungen würde ihn zu Hause halten und zur Arbeit antreiben. Oft denk ich bei mir, wenn der Hannes jetzt heim käm, so müßt noch alles gut werden. Müßte es nicht?

Nein, es würde nicht gut werden, antwortete es hart und überzeugt von Bestemoderkens Lehnstuhl heraus. Der Hannes würd wohl zuerst hell auflachen vor Freude über seinen dicken Jungen,

würde dir schöne Worte geben und dir alles versprechen, was du wolltest; dann würde er dem Sohn eins aufspielen und singen und ihm zutrinken. Und du würdest schon glauben: nun ist alles wieder gut, du einfältige Trin. Aber es würde nur eine Weile so sein, dann würde der Hannes nicht mehr nach dem Jungen sehen, es würd ihn wieder hinaustreiben, er kümmerte sich nicht mehr um den Sohn und nicht um dich und nicht um den Seelhof, es wär wieder das alte Lied. Glaub mir nur, so würd es gehen, Trin, wenn sich der Fiedelhannes wirklich heimfände zum Seelhof.

Da schwieg die junge Mutter still und schloß die Augen wieder. Das Zigeunerkind stand im Rufe großer Klugheit bei seinen Gefährtinnen.

Eine lautlose Stille breitete sich jetzt unter dem Seelhofdache aus. Der Vater war mit der Sichel weggegangen, nicht um sein eignes Korn zu schneiden, sondern um seinen Pflichttag abzudienen auf dem Herrenhof. Im vergangnen Jahre hatten der Hannes und sie, Trin, den Seelhof vertreten, jetzt mußte der müde, alte Mann selbst die Fronarbeit tun.

Plötzlich riß Trin erschrocken die Augen auf. Sie drückte ihr Kind fester an sich. Hatte nicht eben ein schrilles Lachen die Stille unterbrochen?

Doch da fiel ihr ein, daß ja jemand auf der Diele war, von dem das Lachen herrühren konnte. Nein, es war kein Geisterlachen gewesen, nicht der Seelhofkobold hatte gelacht, sondern Lisa de swaart, das wunderliche Ding, der oft jählings das Lachen durchs Weinen und das Weinen durchs Lachen brach. Nur das Zigeunerlisken hatte gelacht!



Das Leichengebot ging um. Ein Nachbar gab in Eile dem andern die Totenbotschaft weiter: Der Hofschulze Arnd zu Wulffink ist tot! Die geschwornen Hofesmänner wußten es alle schon, denn sie hatten um ihren Schulzen her auf dem Freihofgeding gesessen, als dieser vom Schlag getroffen zu Boden stürzte, mitten in einer donnernden Strafrede. Die Kötter aber und die gemeinen Leute, die nicht zum Geding geladen werden, sie horchten bestürzt auf die unerwartete Kunde. Arnd zu Wulffink war ihnen ein strenger, polternder Aufseher gewesen, aber manchen Schlag hatte er auch heimlich mit einer Guttat wettgemacht. Es konnte ein Schlimmerer an seine Stelle kommen.

Arnd zu Wulffink ist tot! Es dunkelte schon, als das Leichengebot auf den Seelhof kam. Die

uilike Graite trug es den beiden zu, die stumm beim schwachglühenden Herdfeuer saßen: der alte Kötter und Trin mit ihrem Kind auf dem Schoß.

Die Graite schüttelte unwillig den Kopf, weil sich die beiden nicht regten nach ihrer Ankündigung. Freilich war es draußen schon Nacht geworden, und Trin konnte ihr Kind nicht verlassen, des Alten Knochen waren zu müde, daß er noch zu dem nächsten Nachbar hätte laufen können, um dem die Totenbotschaft zu überbringen, wie es der alte Brauch wollte. Aber so ruhig durften sie nach der Alten Meinung nicht auf ihren Plätzen verharren, solche Gleichgiltigkeit mußte den Herrgott ja zum Zorn reizen. Denn seine Menschen sollten zittern und zagen, sich angstvoll winden unter seiner drohenden Faust, von der man niemals wußte, wen sie nächstens schlagen würde. Denn er war ein eifriger, strenger Gott, der Gott der alten Graite. Und neben ihm waren noch viele gespenstische Wesen in Wasser, Himmel und Erde, die nur darauf warteten, mit ausgestreckten Armen den Menschen, wo sie nicht auf der Hut waren, ein Leid anzutun. Drum mußten die Menschen zittern in Angst und weinen, was sie konnten, daß sie den Zorn betrügen und das Mitleid wachrufen möchten. Sühnopfer

sollten sie bringen allen, denen da Macht gegeben war! Alle Gebote sollten sie halten, die neuen, die in den Kirchen gepredigt wurden, und die alten, die nirgends geschrieben standen und doch allen bekannt waren, weil die Großmutter sie der Mutter und die Mutter sie der Tochter gesagt hatte. Rühren, rühren mußte sich der Mensch, um nicht lässig befunden zu werden!

Beide knöchernen Arme reckte das abergläubische Weib drohend aus. Ihre ausgebrannten Augen funkelten.

Rührt euch! Wißt ihr denn nicht, was ihr zu tun habt, damit die Totenbotschaft nicht bei euch hängen bleibt? Trin, hat dich die Großmutter, die fromme Frau, den alten Spruch nicht gelehrt? Ist sie so säumig gewesen? So will ich ihn euch denn sagen, so hört auf die Weisheit der armen Grete!

Und mit singender Stimme sagte sie ihren Spruch in der altmodischen Sprache, wie ihn ihre Altvordern gesprochen hatten.

Ba de douenbuaskop blitt hallen,
Da maut am airsten wier bai verkallen.
Wann di werd 'ne douenbuaskop int hius ebracht,
Et sy bi dage ader bi nacht,
Dann stoa ob ter stund
Un dau se dynem noaber kund;

Büste awer dertau nitt im stanne,
Aber es et te wyd im lanne,
Dann mauste se seggen noch vöar middernacht
Dem airsten besten baume, staine aber gracht.*)

Darauf wartete die uilike Graite eine eindrucksvolle Weile, bis sie wieder fragte:

Wißt ihr jetzt, was ihr zu tun habt? Ich bin über die Laak gekommen zu euerm Haus, da steht eine alte Weide. Dem Baum tragt die Botschaft zu, er ist der rechte, denn er ist hohl, hohl aber muß der Baum sein, der eine Todesbotschaft aufnehmen soll. Nun steh auf von deiner Bank, Hermann auf dem Seelhof, steh eilig auf und lauf nach der Laak und sag der alten Weide deinen Spruch, damit die Todesbotschaft nicht am Seelhof hängen bleibt und eins von euch in diesem Jahre noch sterben muß!

Aber der Kötter rührte sich nicht. Er hob nur um weniges die verkrümmte Hand und ließ sie wieder auf sein Knie zurückfallen.

---

*) Wo die Totenbotschaft bleibet stehen,
Da muß zuerst einer mit Tod abgehen.
Wenn dir wird 'ne Totenbotschaft ins Haus gebracht,
Es sei bei Tage oder bei Nacht,
Dann stehe auf zur Stund
Und tu sie deinem Nachbar kund;
Bist du aber dazu nicht imstande,
Oder ist er zu weit im Lande,
Dann mußt du sie sagen noch vor Mitternacht
Dem ersten besten Baum, Stein oder Gracht.

Zwanzig und mehr Jahre hab ich in Leid gelebt und gearbeitet und — gewartet. Jetzt, mein ich, könnts genug sein. Geh du weiter deines Wegs, Weib, und laß das Leichengebot hangen, wo es hangen bleiben will.

Du versündigst dich, Seelhöfer, du versündigst dich, schrie die Graite ihn an. Denk an die Tochter und an das Kind. Wenn es die Trin nun treffen würde, oder den Pitje, Trins Sohn, dein und deines verstorbnen Weibes Enkelsohn, Seelhöfer!

Verständnislos starrten die Augen des Kötters sie an. Er schüttelte langsam den Kopf.

An mir bleibt es hangen, sagte er, an mir. Der Tod wird sich nicht vergreifen.

Höhnisch lachte die Graite. Der Tod vergreift sich immer, sagte sie. Bist du so alt geworden und weißt das nicht? Er hat seine Freude daran, wie ein Wolf nach dem jungen Lamm zu schnappen, das alte Schaf aber zu übersehen.

Nun hob auch Trin den Kopf. Die Reden der alten Hexe erfüllten sie mit abergläubischer Furcht.

Vater, bat sie, geh zum Baum, daß kein Unglück geschehn mag.

Sie hielt das Kind in die Höhe, das, lustig aufkrähend, im rötlichen Schein des Herdfeuers die kleinen Arme ausbreitete.

Da beugte sich der Alte vor und tastete mit der Hand nach des Kindes Kopf. Ja, wenn sich der Tod vergreifen würde und anstatt des dürren Astes das grüne Reis bräche?

Geh eilig, Vater, es wird schon Nacht, mahnte Trin.

Da stand der alte Kötter schwerfällig auf und ging taumelnden Schrittes zur Tür hinaus.

Tragt Sorge, daß der Baum nicht gefällt wird, mahnte die Graite noch, dann schlich sie sich davon durch die Hintertür, wie es ihre Art war. Denn die uilike Graite ging niemals zur Vordertür in einem Hause ein und aus.

Nun saß Trin allein mit ihrem Kinde am Herd. Draußen auf der Laak aber stand ihr Vater bei dem hohlen Weidenbaum. Der war von Wind und Wetter krumm gebogen, und zuweilen krachte es in seiner borstigen Rinde.

Der Hofschulze, Arnd zu Wulffink, ist tot, sagte der alte Mann zu dem alten Baum. Dann legte er seine Hand an dessen Rinde, wie man die Hand auf eines Freundes Arm legt.

Es ist nur wegen Trins und des Kindes, mir käms nicht drauf an, sagte er, seine Stimme zum vertraulichen Flüsterton dämpfend. Darauf nickte er dem Baume bedeutungsvoll zu und sah sich scheu

nach allen Seiten um. Aber niemand als die alte Wupper, die mit leisem Plätschern nahe an dem Weidenbaum vorüberfloß, hatte ihn belauscht.

Dann stapfte er zurück zu dem Seelhofkotten. Er hatte seine Pflicht getan.

Und in demselben Jahre noch ging wieder ein Leichengebot von Nachbar zu Nachbar: Hermann auf dem Seelhof, der Kötter, ist tot! Der Blitz hat ihn erschlagen, ihn und die alte Weide auf der Laak, bei der er gestanden hat während des Unwetters. So sagte das Leichengebot. Die uilike Graite aber wußte Näheres. Mit dem Weidenbaum hatte es seine eigne Bewandtnis, er hatte eine Totenbotschaft getragen, und wie ihn nun der Blitz zerspalten hatte, war diese frei geworden. Und alsobald war eine knöcherne Gestalt in langwehendem schwarzem Mantel mit häßlichem Lachen über die Laak dahergefahren gekommen und hatte des Kötters Seele geholt. Und daß gerade dieser Baum vom Blitz getroffen wurde und kein andrer, das mußte seinen Grund gehabt haben, das war ein Gottesgericht, soviel wußte sie. Aber mehr noch wußte sicher der strenge Herrgott droben im Himmel, als sie, die arme alte Grete. So redete sie geheimnisvoll und beugte sich demütig dabei und stöhnte wie

in Schmerzen. Und alle Weiber, die sie hörten, staunten sie und ihre geheime Weisheit an und bewunderten sie und fürchteten sie zugleich.

Trin aber saß nun allein und verlassen mit ihrem Kind im alten Seelhofkotten. Sie rechnete aus, daß sie die Ziege werde verkaufen müssen, um die Kurmud für den verstorbnen Seelhofwirt bezahlen zu können. Deren Betrag hatte der neue Hofschulze zu bestimmen, dieser neue Schulze aber war Lüdger zu Wulffink. Ihn hatte der Amtmann nach des alten Hofschulzen Tode zu dessen Nachfolger erwählt, zur mißbilligenden Verwunderung der ältern Hofesleute, die nicht gern junge Menschen in Amt und Würden sahen. Aber der Amtmann pflegte sie nicht um ihre Meinung zu fragen. Er hatte gewußt, was er tat, als er die Hand auf die Schulter des schweigsamen jungen Hofeserben gelegt hatte mit den Worten: In den hab ich Vertrauen; ist er nicht der klügste und flinkste von euch, so ist er doch der gewissenhafteste und zuverlässigste. Ihn will ich euch zum Schulzen setzen, so werden beide, ihr und ich, gut fahren.

Dies hatte der Nachbar, Pitter auf dem Kleef, der bei der Schulzenwahl gewesen war, ihr erzählt.

Damals, als Bestemoderken starb, ach wie war sie da noch jung gewesen! Da hatte sie sich dem

Schmerz hingegeben, hatte geschluchzt und Mitleid beansprucht, und Lüdger hatte neben ihr gestanden und sie getröstet. Das schien ihr nun lange her zu sein. Denn außer dem Lehnstuhl war auch noch der Platz auf der Bank leer geworden, und sie saß da mit ihrem Kinde und kam nicht zum Weinen vor Arbeit und Sorgen um die Zukunft, denn nun mußte sie sich und das Kind und den Seelhof erhalten und alle Kraft einsetzen bei dem schweren Beginnen. Niemand stand bei ihr, ihr Trost und Hilfe zu geben. Sie war jetzt die Seelhofwirtin und stand allein; der Lüdger aber, der sie damals getröstet hatte, war jetzt Hofschulze. Und der Hofschulze war ein Fremder, der mit jenem alten Lüdger nichts mehr gemein hatte. Und zwischen dem Hofeserben zu Wulffink und einer Köttersfrau, die ihre Geiß verkaufen muß, um die Kurmud bezahlen zu können, ist eine tiefe Kluft. Aber das Kind und viel Geschäft warteten auf sie, und sie hatte keine Zeit weder zum Weinen noch zum Nachdenken. Und das war gut so.



Es war der Tag vor dem Osterfest. Auf allen Höfen rüsteten die Frauen für die kommenden Festtage, scheuerten und backten ihre Grün=

kuchen. Eine Horde Kinder lief von Gehöft zu Gehöft, ihre schreienden Stimmen hörte man weit:

Alläi, alläi — en Schöbbeken Sträu
Taum Paschefuir, taum Paschefuir!

Da ging der junge Schulze, wie es der Brauch wollte, von Haus zu Haus mit dem Gerichtsboten. Der trug einen gewaltigen Korb mit Häcksel ausgepolstert, um die dem Haus Beyenburg aus der Gemarkung Barmen zukommenden Eier einzusammeln. Der Schulze jedoch trug die Kruke, worein die halben Eier geschüttet wurden, denn da waren Viertelshufen in dem Barmen, die nur halbe Eier zu geben hatten. Von Kurtens Hof auf dem Kleef gingen sie über Noldens Hufe zum Seelhof hinunter. Da schickte der Schulze den Boten voraus mit dem Korb nach dem Pitterschen Kleef und ging allein mit seiner Kruke zum Seelhofkotten hinein. Darüber wunderte sich der Gerichtsbote über die Maßen, sodaß er eine Weile kopfschüttelnd stehn bleiben mußte, ehe er seinen Weg fortsetzen konnte; denn es ging gegen den Brauch, daß sich der Bote und der Schulze trennten auf diesem Gange.

Der Alte hätte es nicht getan, sagte er im Weitergehen vor sich hin. Der wußte, was sich schickt! Aber so ein junger Mann —

Lüdger zu Wulffink zögerte einen Augenblick, die Tür des Kottens aufzustoßen, als er drinnen eine Männerstimme sprechen hörte. Dann aber öffnete er sie mit hartem schnellem Griff.

Drinnen am Tisch saß, die Arme in den weiten Ärmeln seines geistlichen Gewandes breit um den Teller gelegt, der Vikar von der Schwelmer Liebfrauenkirche. Auf dem Teller hatte er einen dampfenden Pfannkuchen liegen, auf den er mit Wohlgefallen hinuntersah.

Hinter dem Tische stand Trin, sie schob ihm einen Brotlaib hin und den Krug mit Schember gefüllt. Ihr Gesicht hatte einen sorgenvollen Ausdruck.

Mehr kann ich Euch nicht bieten, sagte sie, die letzte Speckseite ist längst aufgezehrt. Wir leben nun von Milch und Eiern. Dann wandte sie den Kopf, und wie sie Lüdger unter der Tür stehn sah, ging ein plötzliches Aufleuchten über ihr bekümmertes Gesicht. Dann fiel ihr Blick auf den Krug, den er trug, und zugleich verflog das Leuchten in ihren Augen.

Guten Tag, Hofschulze, sagte sie.

Da wandte sich auch der Geistliche nach dem Eintretenden um, aber er verriet mehr unangenehmen Schrecken als Freude.

Ei ei, der Hofschulze auf seinem Amtsgang, sagte er mit einer weichen, klanglosen Stimme.

Darauf nahm Lüdger die Mütze vom Kopf und sagte:

Ja, Ihr habt Recht, Herr Vikarius, der Hofschulze bin ich, und ich komme hierher von Amts wegen!

Wie ich, meinte der Geistliche und versuchte zu lachen. Da gehn wir beide einsammeln, Ihr für den weltlichen Herrn, ich für den himmlischen, dabei treffen wir uns! Setzt Ihr Euch nicht eine Weile zu mir her, Hofschulze?

Lüdger zu Wulffink ging stumm zur Bank hinüber und setzte sich auf den alten Platz, wo er als Junge so manchen Abend gesessen hatte. Dabei ließen seine scharfen Augen ein aus schwarzem Tuch verfertigtes Bündel, das auf dem Tische lag, nicht aus den Augen. An der Form erkannte er, daß es Eier enthielt. Danach heftete er einen wenig freundlichen Blick auf den Vikar, der eben dabei war, den Kuchen in großen Stücken in den Mund zu stopfen.

Es fällt einem schwer, armen Leuten Eier wegzuholen, und wenns auch nur ein halbes ist, sagte der Hofschulze mit rauh klingender Stimme.

Ja, das tut es, stimmte der Geistliche in mildem Tone bei, ohne die Augen von seinem Teller aufzuheben.

Trin hatte unterdessen einen Becher vor Lüdger hingestellt, sie schob ihm das Brot zu und hob die Kanne, um ihm einzuschenken. Sie tat das alles mit hastiger, zitternder Hand. Er aber schob Becher und Brot unwillig zurück.

Meinst du, ich wär gekommen, dir dein letztes Brot wegzufressen? schrie er mehr, als er sprach.

Trin setzte den Krug schwer auf den Tisch nieder. Sie zog den Atem mühsam ein, ehe sie sprach.

Seid Ihr so stolz geworden, Hofschulze, daß Euch mein Brot zu gering ist? fragte sie.

Lüdger sah sie an, als verstünde er sie nicht, aber dann las er ihr die schwere Kränkung vom Gesicht ab. Nun wurde er unsicher, zog das Brot zu sich heran, schob es aber gleich darauf wieder fort, weil er einen seitwärts schielenden Blick des Vikars aufgefangen hatte.

Trin ging nach der andern Seite der Diele und bückte sich über das Eierfaß. Sie mußte tief hineinfassen, bis sie das Ei in der Hand hielt.

Hiermit trage ich meine Schuld ab, Hofschulze, sagte sie.

Da griff er die Kruke vom Boden auf und hielt sie ihr hin und sprach, wie es der Brauch wollte, seinen Spruch dazu:

Fällt in die Kruke das Dotter hinein,
Muß es des gnädigen Herren sein,
Behält es aber die Frau in der Schalen,
Soll sie damit auch gezahlet haben.

Aber Trins Hände zitterten, als sie das Ei auf dem Rande der Kruke zerschlug, und der Dotter war des gnädigen Herrn.

Der Geistliche hatte derweilen in großer Eile den letzten Kuchenbissen hinunter geschlungen. Es war ihm nicht wohl in der Gesellschaft des Hofschulzen. Er fühlte, wie der sich hart zusammennahm, sich nicht einen groben Ausfall gegen ihn zu erlauben. Nur die Ehrfurcht vor seinem Stande hielt ihn davor zurück. Er kannte die Leidenschaftlichkeit und den Trotz seiner gemütstiefen, frommen Kirchspielleute wohl und hatte gelernt, mit ihren Schwächen und Tugenden zu rechnen. Stand er doch zugleich hoch über und tief unter diesen stolzen Hüfnern. Denn er trug das Kleid der Kirche, vor dem beugten sie sich blindlings nach alter Gewohnheit, dem Geistlichen bezeigten sie ebenso selbstverständlich die schuldige Ehrfurcht wie ihrem weltlichen Herrn. Aber als Menschen

verachteten sie ihn. Seine Armut und die daraus entspringende Notwendigkeit der Bettelei war ihnen ein Spott. Sie saßen breit auf ihren Gütern und füllten ihre Scheunen, während er sich im Schweiße seines Angesichts auf seinem kleinen Acker abmühte, ihm die kargste Kost abzuringen. So waren er und seine Haushälterin auf ihre Freigebigkeit angewiesen und auf die Geschenke, die sie ihm bei Taufen, Hochzeiten oder Leichenfeiern zu machen für gut fanden. Daß die reichlich ausfielen, war meist Verdienst der Frauen. Denn an diese hielt sich der geistliche Bettler. Sie wußte er bei der Gewissensangst und Todesfurcht und noch vielen andern frommen Ängsten und Nöten zu fassen, sie hatte er auch durch die Beichte in seiner Gewalt. Darum fühlte er sich in Frauengesellschaft bedeutend wohler und sichrer als in der der Männer. Deshalb hatte er heute bei der vereinsamten Seelhofkötterin Einkehr gehalten, sein schwarzes Tüchlein mit Eiern und seinen Magen mit Kuchen und Schember gefüllt.

Da war ihm das Erscheinen des Hofschulzen ungelegen dazwischen gekommen. Mit dem vor allen durfte er nicht in Feindschaft geraten, wenn er nicht einer ganzen Reihe nahrhafter Mahlzeiten verlustig gehn wollte.

Darum nahm er jetzt eilig sein schwarzes Bündel auf, das er unter seinem weiten Kleid geschickt zu verbergen verstand, murmelte seinen Segenspruch und stahl sich geräuschlos zur Tür hinaus.

Lüdger wartete, bis sich die Tür ganz geschlossen hatte, dann machte er seinem Unmut in einem heisern Lachen Luft.

Was hat er bei dir gewollt, der Schwarze?

Sich nach mir umsehen, ob ich geistlichen Beistands bedürftig wäre in meiner Verlassenheit. Er hats freundlich gemeint. Ein Gast ist im Seelhofkotten jetzt ein selten gesehenes Ding, und ich habe die Ehre, die er mir mit seinem Besuch erwiesen hat, wohl empfunden.

Ehre? wiederholte er verächtlich. Deinem Eierfaß, deinem Brot und deinem Bier hat sein Besuch gegolten!

Und wenn auch, entgegnete sie störrisch, es ist mir dennoch eine Ehre gewesen. Mein Brot war ihm, dem geistlichen Herrn, nicht zu gering!

Er sah sie verwundert an.

Weißt du nicht, warum ich dein Bier und Brot zurückgewiesen habe? Der Schwarze hat die Lehre verstanden, mein ich! Wenn er Hunger und Durst verspürt und seinen Bettelumgang

hält, soll er sich an die großen Gehöfte halten und nicht in den Kotten bei Witwen und Waisen einkehren!

Da verschwieg ihm Trin, daß sie der Vikar eifrig um Geld angegangen hatte, um zu des Seelhöfers Seelenheil ein Wachslicht zu stiften. Denn er hatte Bestemoderken den Himmel aufgetan, dachte sie, und darum schwieg sie jetzt.

Der Hofschulze aber setzte sich noch einmal nieder an seinen alten Platz. Und um die ungewollte Kränkung gut zu machen, sagte er:

Wenn du mir jetzt noch ein Stück von deinem Brot gönnst, so kannst dus mir reichen.

Da nahm Trin eilig auch den Krug auf und schenkte ihm ein.

Wenn ich überall essen und trinken wollte auf meinem Rundgang, ich käm an einem Tag nicht weit. Aber es gelüstet mich, noch einmal von dem Schember zu trinken, dem ich als Junge so fleißig zugesprochen habe, sagte er.

Es hat Euch immer geschmeckt damals, Hofschulze, obwohl es ein wässeriges Gebräu war, das sich nicht mit dem Wulffinkschen Bier messen konnte.

Ja, und da saß Bestemoderken, dort im Lehnstuhl, und erzählte uns ihre Geschichten, und du

und ich, wir hörten zu. Und wenn es zu bunt wurde, schütteltest du den Kopf und sagtest verständig: Bestemoderken, so schlimm ist es nicht gewesen, jetzt übertreibst du wieder! Aber dort in der Ecke saß der Seelhöfer und sagte kein Wort und seufzte nur hier und da.

Ja, so war es damals. Da waren wir zwei Kinder, aber hernach wurde alles anders.

Als du den — der Hofschulze sah auf seinen Becher und würgte ein Wort hinunter — den Fahrenden vom Walde heimbrachtest.

Es wäre auch ohne das anders geworden. Denn Bestemoderken ist tot, und der Vater ist tot, und du bist der Hofschulze, und also ist alles anders.

Du denkst auch wie alle: damit, daß ich Hofschulze wurde, sei ich ein andrer geworden! Aber dem ist nicht so. Schon vor der Schulzenwahl bin ich ein andrer geworden. Wie sie uns den Vater tot auf den Hof gebracht hatten, bin ich über die Hufe gegangen und habe über das Erbe hingesehen, das jetzt mein war. Da hab ich mit einemmal gewußt, wohin ich gehöre und wer ich bin. Es ist mir wie ein Aufatmen durch die Brust gegangen, weil ich nun dastand vor aller Welt als ein Mann, denn Mutter und Schwestern

und auch die wilden Brüder, die hatten jetzt mir zu gehorchen, und ich war als Vogt über sie gesetzt. Da hab ich mir zugeschworen, daß ich mich würdig der Ehre erweisen wolle und ihnen allen zeigen, was an mir ist! Aber als der Amtmann mich zum Schulzen ernannt hat, ist mir solches unerwartet gekommen, ich hab es nicht wie eine Freude und Ehre hingenommen, sondern mir ist gewesen wie dem Fohlen, das vor einen Lastwagen gespannt wird, und zu dem man sagt: Nun vorwärts und zieh! Seither zieh ich die Karre wohl, aber dabei ist wenig Lust und Eifer, und Hochmut vollends gar keiner. Dem alten Hofschulzen, meinem Vater, sind die amtlichen Würden ein Stolz gewesen, aber mir, der ich von andrer Art bin, mir bedeuten sie nur so viel Lasten und Pflichten mehr, zu meinen neuen Hauswirtspflichten zugebürdet. Denn du weißt wohl, Trin, daß mein Denken und Tun nicht schnell ist, und daß mir der Sinn mehr nach stiller Arbeit in einem engen, friedlichen Raum als nach öffentlichem, lärmendem Wirken steht, und so wär ich mit Ehr und Arbeit in meinem Haus und Hof vollauf zufrieden gewesen. Aber du denkst wie die andern, es sei zu viel Ehre auf einmal über mich gekommen, über den blöden, ungeschickten

Jungen, daß es mich umgerissen und mir das Denken verwirrt und den Hochmutsteufel mir ins Herz gejagt hätte, und daß ich darum jetzt mit steifem, sicherm Gang daherkäme, der ich früher nur krumm und heimlich meines Wegs geschlichen bin. Gebt acht, nun wird er ein Narr, haben die Brüder zueinander gesagt, wie sie mich als Hofschulzen aus der Wahl kommen sahen. Ich bin aber kein Narr geworden, ich bin noch immer der Lüdger, nur daß ich die Karre hinter mir fühle, und das gibt meinem Gang einen schwereren Tritt. Denn ein Karrengaul läuft anders als ein ledig Fohlen.

Es war die erste lange Rede, die Trin in ihrem langen Leben aus Lüdger zu Wulffinks Munde vernommen hatte.

Verwundert hörte sie ihm zu. Wenn er früher an derselben Stelle saß, und ich hier, dachte sie, so saß er stumm, und ich redete weise oder verspottete ihn. Aber jetzt redet er, und ich höre zu und möchte die Hände falten dabei, so gut gefallen mir seine klugen Worte. Und aus dem Gedanken heraus sagte sie:

Ja, es ist alles anders geworden, Hofschulze!

Da zog er im Unmut die Stirn kraus und sagte:

Hältst du immer noch daran fest? An mir liegt es nicht, daß alles anders geworden ist. Kannst dus nicht verstehn, wie ichs meine, wenn ich dir sage, daß der Hofschulze mir nicht im Herzen, sondern nur auf den Schultern liegt? Und daß ich der Lüdger noch bin, dein alter Nachbar und Spielkamerad? Wer aber anders geworden ist, das bist du, Seelhöfersche!

Nun senkte Trin den Kopf; ihr Mund zuckte in bitterm Weh.

Es wird wohl so sein, wie du sagst, daß ich die alte Trin nicht mehr bin. Das Leben ist hart mit mir umgegangen in den letzten Jahren. Vor Kummer und Sorgen halten Zuversicht und Freudigkeit nicht stand, leicht wird man da miß- trauisch und ängstlich. Ihr wißt nicht, was es heißt, sich ums tägliche Brot sorgen und nicht zu wissen, woher man die Zinsen und Abgaben nehmen soll.

Trin, sagte er da, beugte sich über den Tisch zu ihr hinüber und sah sie voll treuherzigem Mit- leid an, wenn es dir mit der Ernte nicht glückt, so weißt du, daß auf Wulffink ein Malter Hafer für dich immer bereit liegt. Gepfändet wird der Seelhof nicht, solange ich Hofschulze bin, lieber leg ich selbst euer schuldig Herbst- und Lichtmeß-

geld dem gnädigen Herrn darauf, der alten Freundschaft wegen!

Ich dank Euch, sagte Trin hastig. Ihr braucht mir nicht auszuhelfen. Die Notnachbarn sind die nächsten dazu. Die lassen mich nicht im Stich. Albert am Heid hilft mir das Feld bestellen, und bei Nolde auf dem Kleef kann ich Hafer borgen. Wegen dem Heimgeben ist dies ja am gelegensten, fügte sie verlegen bei.

Ja, ich weiß, auf meinen Hof kommst du nicht gern! Den Weg nach Wulffink findest du nicht!

Weil ich dort nichts zu suchen habe; ich gehöre nicht in Eure Sippschaft, noch weniger in die Eurer freigebornen Hausfrau.

Die Jutta, meine Hauswirtin, redet freundlich von dir.

Trins Augen sahen von ihm fort, als sie entgegnete:

Als ich auf die Kemenate taglöhnern ging, hat sich die Jungfer viel zu mir gesellt und mir von ihrem Kloster erzählt und mir heilige Lieder vorgelesen.

Da sagte Lüdger, während sein Gesicht plötzlich einen fremden, höhnenden Ausdruck annahm:

Die Lieder liest sie heute noch, und eine Klosterjungfer ist sie auch geblieben. Von der

Wirtschaft versteht sie nichts, die Mutter führt den Haushalt, die Schwestern tun alle Arbeit im Haus und auf der Bleiche. Sie sitzt in der Kammer und liest, betet und schreibt mit feinen Buchstaben Briefe an die Äbtissin. Unsre Kammer sieht einer Klosterzelle weit ähnlicher als einem Ehegemach, denn sie hat darin einen stolzen Altar errichtet. Der steht zwischen ihr und mir wie eine hohe Wand. Denn die Jutta ist eine Himmelsbraut. Sie hat sich nur verirrt in eines Hüfners gemeines Haus.

Trin fühlte ihr Herz in großen, unruhigen Schlägen pochen, sie schlang die kalten Hände fest ineinander.

Lüdger aber fuhr in demselben höhnenden Ton fort:

Die Kemenatenleute haben mir die Jutta ins Haus gestoßen! Eine Hausfrau mußte ich ja haben, ob nun die Jutta oder eine andre, das war mir nicht sonderlich wichtig. So hab ich zu allem ja gesagt. Aber es ist eine traurige Sache um zwei Menschen, die sich fürs Leben aneinander binden und heißen sich Mann und Frau und haben doch keine Zuneigung eins für andre!

Trins Augen irrten mit angstvollem Blick an den Wänden entlang. Dort, wo das Dach den

Mauerbalken traf, stand das Krüglein mit dem Zaubertrank, das sie der uiliken Graite, die es zur Kemenate tragen wollte, entrissen hatte. Der Trank behält für immer seine Kraft, hatte die Alte gesagt. Wenn sie es jetzt heruntern nähme und spräche einen Namen darüber und träufelte ein paar Tropfen davon in sein Bier, so würde es anders werden zwischen ihm und seiner Hausfrau. Aber Hand und Fuß waren ihr gelähmt; wie eine schwere Betäubung lag es über ihr, daß sie sich nicht regen mochte.

Auch sie, die Tochter aus freiem Geschlecht, die hochmütige Kemenatenjungfer, meine Hauswirtin, ist mir als eine Bürde auf die Karre gelegt worden, nicht um meinen Stolz zu nähren, weit eher, um meine Geduld in harter Fronarbeit zu knechten! Aber die Leute sehen nach dem Kleid einer Sache und wissen nicht, wie es im Innern bestellt ist. So sagen sie von mir, ich sei ein stolzer und vom Glück begünstigter Mann. Daß du aber ebenso denkst, nimmt mich wunder, Trin, ich habe geglaubt, du kenntest mich besser, als meine leiblichen Schwestern mich kennen.

Damit stand der Hofschulze auf, nahm seine Eierkruke wieder zur Hand und schritt auf die Tür zu.

Der Fronbote wird sich verwundern, wie lang es währt, bis ich ihm nachkomme.

Aber noch einmal blieb er zaudernd stehn und umfaßte mit einem langen Blick die Diele, den Tisch und die Mühbank, den leeren Lehnstuhl und die alten Wände. Dann streckte er Trin, die langsam aufgestanden und ihm zur Tür gefolgt war, die Hand hin.

Du hast es doch gar einsam hier, sagte er mit warmer, treuherziger Stimme. Eine Frau, und wenn ihr auch die Nachbarschaft und Freundschaft beisteht, ohne Vater oder Mann oder Bruder ist sie doch verlassen und schutzlos. Wenn du je einer helfenden Hand bedarfst, so weißt du, wo sie zu finden ist.

Da konnte sich Trin des Schluchzens nicht länger erwehren.

Du bist noch ebenso gut wie damals bei Bestemoderkens Tod, als du mir Trost zusprachst, sagte sie und wollte seine Hand festhalten. Aber da zog er sie hastig zurück, während eine heiße Röte sein sonngebräuntes Gesicht überflutete. Indem er die mächtigen Schultern zurückwarf, als gelte es, einen feindlichen Angriff zu bestehn, sagte er, tief Atem holend und seine Stimme gewaltsam zu einem ruhigen Ton zwingend:

Weine nicht! Nimm dich zusammen, Trin. Es wäre schade um dich, wenn dir der alte frische Mut abhanden käme. Du bist immer so stark und zuversichtlich gewesen in alten Zeiten!

Beschämt fuhr Trin mit dem Handrücken über die nassen Augen. Dann sah sie mit einem festen Blick zu ihm auf.

Es hat mich nur für einen Augenblick übermannt, daß ich einmal aufweinen mußte, sagte sie. Sonst bin ich immer noch stark. Und so einsam bin ich nicht, wie du glaubst, ich hab mein Kind! Und habe meine Sorgen und meine Freuden durch das Kind und Mut zur Arbeit und nicht Zeit zum Grübeln und Denken, du brauchst dich also nicht um mich zu sorgen, Lüdger. Ich hab mein Kind!

Da wandte er sich von ihr ab und ging ohne ein weiteres Abschiedswort davon. Trin blieb unter der Tür stehn und sah ihm nach, wie er steifen Schritts, die Kruke an der Hand, dahinging, der Hofschulze und doch der alte Lüdger. Bis das Kind in der Kammer aus seinem Schlaf erwachte und nach ihr zu rufen begann, blieb sie unter der Tür stehn.



Draußen war es schon Nacht geworden. Trin aber hatte sich einen Span angezündet und in den Haill gesteckt. Sie saß noch auf, damit beschäftigt, das zerrissene Hemdlein ihres schlafenden Kindleins auszubessern. Den ganzen Tag war es laut hergegangen, im Wuppertal und auf den bewaldeten Höhen, denn der Herzog hielt auf dem Ehrenberg eine Jagd ab. Noch jetzt klang hie und da ein Hornruf aus den oberhalb des Kleefs liegenden Wäldern, sonst wars still um den Seelhof geworden.

Trin freute sich an der Größe des Risses, der von Pitjes kräftigen Bewegungen ein deutliches Zeugnis ablegte.

Da gab draußen der Hund Laut. Er war der Nachfolger des erschlagnen Wächters, Koeneken aus den Springen hatte ihn ihr zum Geschenk gemacht als nachträglichen Dankestribut für Bestemoderkens Gesundbetung seines alten Lieblingstieres.

Trin hob lauschend den Kopf. Wenn bei ihr der Hund anschlug, konnten sie es auf Noldens Hof droben hören, und der Hofesmann hatte ihr versprochen, seinen Knecht herunter zu schicken, sobald ein länger anhaltendes Wutgebell von irgendeiner dem Seelhof drohenden Gefahr zeugen

würde. Jetzt aber ging des Hundes knurrender Anruf jählings in ein heiseres und leidenschaftliches Zorngekläff über, das über die unmittelbare Nähe eines auf den Hof eingedrungnen Feindes keinen Zweifel mehr ließ. Trin fuhr in die Höhe. Sie warf rasch einen Blick auf die Axt, die neben der Tür an die Wand gelehnt stand. Sie hatte ihr Kind zu verteidigen, also würde es ihrem Arm an Kraft nicht fehlen. Jetzt tat es ein paar klopfende Schläge an die Tür.

Trin stand mit vorgeneigtem Oberkörper und wußte nicht, ob sie den Riegel zurückschieben sollte oder nicht. Es konnte ein von des Herzogs Jagd Verirrter sein, den ihr Licht angelockt hatte, ein fremder Treiber, oder ein Wegelagerer, der sich Nachtherberge erzwingen wollte. Oder es konnte auch — es konnte — wenn es der Hannes war, der bei Nacht heimgeschlichen kam — nun schlug ihr das Herz bis zum Halse hinauf, daß sie zu ersticken vermeinte.

Durch des Hundes Wutgeheul hindurch ließ sich jetzt eine rauhe, herrische Stimme vernehmen:

Tu die Tür auf, Seelhöfersche, und beeil dich! Ich bins, der Jasper von der Kapelle droben, Winekens Sohn.

Da atmete sie tief auf, und das Blut fand

seinen Weg zum Herzen wieder zurück, sodaß sie die Gewalt über ihre furchterstarrten Glieder wiedererlangte. Ohne sich zu bedenken, streckte sie jetzt die Hand aus, um den Riegel zurückzuziehen. Denn wenn der Draußenstehende auch ein wilder, vielverschriener Mensch war, den keiner so recht kannte, weil er sich immer jagend und fallenstellend in den Wäldern herumtrieb, so fürchtete sie doch nichts Übles von ihm, da er zu ihrer Sippschaft gehörte.

Als aber des Kienspans Licht auf den Eintretenden fiel, wich sie einen Schritt vor ihm zurück, so verwahrlost war seine Kleidung, so wild und verstört sein Blick.

Du warst wohl als Treiber bei des Herzogs Jagd, ist dir ein Unglück zugestoßen? fragte sie.

Sein Nacken war breit wie der eines Stiers, seine korngelben Haare standen geradeauf wie Borsten um seine Stirn, die hellen, scharfsichtigen Jägeraugen lagen, wachsam wie die Füchse aus ihrem Versteck vorlauernd, tief unter den buschigen Brauen. Die uilike Graite war vor Jahren Obdach bettelnd auf die Kapelle gekommen, zwei ungleiche Kinder an der Hand, einen blonden, starken Jungen, der den westfälischen Ursprung nicht verleugnete, und ein kleines Mädchen, schwarzhaarig

und feingliedrig wie die Zigeuner sind. Die beiden ungleichen Kinder nannten die uilike Graite Mutter. Es waren Jasper, der Wolfsjäger, und Lisa, die Schwarze.

Jetzt heftete er die scharfen, funkelnden Augen fest auf Trin. Mit einer Stimme, der zurückgedrängte Leidenschaft einen seltsam heisern Klang verlieh, sagte er: Ja, ich bin auf der Treibjagd! Aber das Wild, dem ich nachspür, geht den Herzog nichts an. Ich pirsche auf eigne Faust. Und nun gib mir eine ehrliche Antwort, Seelhöfersche. Ist meine Schwester, die Lisa, hier?

Nein, die ist nicht hier.

In drohender Haltung trat er ihr einen Schritt näher. Lügst du? Wollt ihr mich hintergehn? Bist du im Bunde mit ihr?

Ruhig gab sie zur Antwort: Das Lügen ist nicht meine Art. Ich habe dir die Wahrheit gesagt, die Lisa ist nicht hier. Was willst du von ihr? Ist sie euch entlaufen?

Ich werde sie finden!

Seine Augen wanderten lauernd über die Diele und blieben an der Kammertür haften. Trin sah den mißtrauischen Blick.

In der Kammer schläft das Kind, sonst ist niemand darin.

Ihre Ruhe überzeugte ihn endlich davon, daß sie die Wahrheit sprach.

Ist sie weder heute noch gestern bei dir gewesen?

Wie mein Kind zur Welt kam, ist sie eine Woche zur Pflege bei mir gewesen, aber seither hat sie sich auf dem Seelhof nicht mehr blicken lassen.

Und dein Mann? Ist der vor kurzem hier gewesen? Streicht er wieder in der Gegend herum?

Trin verfärbte sich.

Der Hannes? Er ist nie mehr heimgekommen. Nichts hab ich von ihm gesehen oder gehört. Warum fragst du das?

Er sah ihr höhnisch lachend in die Augen.

Kannst du dir das nicht zusammenreimen? Es ist nicht schwer, meine ich. Wenn eine Gans gestohlen ist, weiß man den Fuchs in der Nähe. Wenn die Lisa ihr Bündel schnürt und sich heimlich davonschleicht, so ist der Fiedelhannes auch nicht weit. Oder glaubst du, sie läuft auf gut Glück ihrem lustigen Buhlen nach in die weite, fremde Welt hinein? Müde und beschwert, wie sie jetzt ist? Glaubst du das? Du mußt dich doch auskennen in Weiberschrullen? Dir hat er ja auch ein Kind zurückgelassen. Würdest du ihm auch nachlaufen, wenn er dir von ferne winkte?

Würdest du ihn nicht lieber in Handschellen eingeschmiedet zum Landgericht schleppen, den Dieb, den Mörder, den Mädchenschänder! Du, Seelhöfersche, sollst mir Antwort darauf geben!

Sie stand unbeweglich, erstarrt in Schmerz und Schrecken. Des Rasenden drohende Gebärden und wild funkelnde Blicke berührten ihr Bewußtsein kaum. Ihr war zumute, als schüttle sie eine rauhe Faust aus tiefem Schlafe auf.

Gib mir Antwort darauf! gellte ihr eine Stimme ins Ohr.

Da schlug sie die Augen groß auf und sah den Mann, der die Hand schon zum Schlage hob, kaltblütig an.

Ich will dir Antwort geben, sagte sie so wunderlich langsam und deutlich redend, als gelte es, einen sorgsam eingelernten Spruch herzusagen: Es wird ihn keiner vors Landgericht schleppen, ich nicht und die Lisa nicht. Frag die Lisa doch, ob er ihr Gewalt angetan! So wird sie nein sagen. Mit rauher Hand faßt der kein Mädchen an! Vor das Gericht, das nur die groben körperlichen Brüchten straft, gehören der Hannes und seine Fiedel nicht. Unsre inwendigen Seelen hat er zuerst vergewaltigt und behext, daß wir ihm untertänig wurden und ihn anbeten mußten und

alles andre über ihm vergaßen. Frag deine Schwester, ob es ihr nicht so ergangen ist, weil ihre Seele ihm durch Zauberei schon verfallen war? Die feine Verführungskunst, wie sie der Hannes übt, die gehört vor ein heimliches und geistliches Gericht, und das tagt nicht in unserm Tal. Der Lisa aber, obschon sie mich betrogen und hintergangen hat, ihr zürne ich nicht einmal, denn ich weiß, daß sie nicht anders gekonnt hat. Das sag ihr, wenn du sie findest, und nun geh und sieh zu, daß du sie noch einholst und heimbringst, ehe es zu spät ist, Jasper. Geh eilig, geh!

Er hatte nur die Hälfte von ihren Worten verstanden, und sie hatten seine Erregung nicht zu dämpfen vermocht. Nun lachte er wie ein Irrsinniger.

Du hast Recht. Er gehört nicht vors Landgericht! Was soll ich ihn lange nach dem Elverfeld schleppen? Wo ich ihn treffe, stech ich ihn nieder. Es kommt mir zu, ich bin ihr Bruder, wenigstens heißen die Leute mich so!

Da fuhr Trin wild auf. Sie faßte seinen Arm und schüttelte ihn.

Es kommt dir nicht zu, du bist sein Richter nicht! Du rührst ihn nicht an, den Hannes, meinen Mann! Meines Kindes Vater sollst du nicht

morden, du Rachsüchtiger, du wilder, mordlustiger Wolfstöter! Die Rache ist des Herrn im Himmel, nicht dein!

Ihre Hand schüttelte er ab wie eine lästige Fliege. Wieder lachte er, daß es ihr schaudernd durch Mark und Bein ging.

Find ich die Lisa nicht, so find ich ihn. Es soll eine lustige Hetze geben. Das Wild hat die schnellen Füße des fliehenden Fuchses, aber der Jäger hat die Flügel und Fänge des Geiers und der Eule Augen, die im Dunkeln sehen. Mit Halali und Halalo unter Lachen und Jauchzen will ich ihn jagen, den Teufelsbuhlen, den Hexenmeister, den feinen Fiedler!

Da tat die Frau einen lauten Schrei, riß den Kienspann aus dem Haill und zog den Mann hinter sich her in die Kammer.

Komm und sieh! Sieh mein Kind an, wie es schläft! Den Hannes willst du erschlagen wie einen Hund? Das ist sein Vater! Das ist mein Mann! Mir und dem Kind gehört er, nur uns! Wir haben ein Recht an ihn. Sonst niemand. Du Wilder, sieh das Kind an! Sieh es an!

Aber er sah nicht hin. Mit einem Ruck riß er sich los und war in zwei Sätzen bei der Haustür, die er aufriß. Sie wollte ihm nach, hinaus

ins Dunkel, ihn zurückziehen, ihn halten. Sie hielt schon die Tür gefaßt, da riß eine fremde Gewalt sie ihr aus der Hand, daß sie dröhnend vor ihr zuschlug. Ein Windstoß kam um die Hausecke gefahren mit Heulen und Brausen. Sie horchte auf die Tritte des sich Entfernenden, konnte aber nichts vernehmen, denn ringsumher in der Luft war ein Rauschen und Brausen, ein unheimliches Leben wach geworden. Und der Hund stieß ein wimmerndes Geheul aus wie von großer Angst gefoltert. Da faßte das Grauen mit eisiger Hand nach ihrem abergläubischen Herzen, daß sie zurückwich bis zum Herd, wohin sie den Kienspan geworfen hatte, und dort duckte sie sich nieder, scheu um sich spähend und zitternd in hilfloser Furcht vor den unheimlichen Gewalten, die sie um sich zu spüren meinte. Alle Tapferkeit fiel von ihr ab. Allein und schutzlos kauerte sie da, zwischen einem Heer von bösen Geistern, die aus allen dunkeln Ecken nach ihr hinschielten und mitleidlos ihrer Angst spotteten. Wehrlos war sie ihnen preisgegeben, denn es waren ihrer zu viele, als daß sie sie hätte alle betend anrufen können.

Draußen um den Seelhofkotten lauerte die Nacht. Mit schwarzen Flügeln strich es durch die

Luft, es schwirrte und heulte und heulte und stöhnte, bald lauter, bald leiser. Von fern klang Hörnerruf dazwischen. Das war nicht des Herzogs Jagdsignal! Und der wilde Geselle, der soeben vor ihr gestanden hatte, das war der Jasper nicht gewesen! Kein Mensch, sondern der ewige Jäger selbst! Hatte er sie nicht nach dem Hannes gefragt? Nun jagte er mit seinem grausigen Gefolge mit weit ausgespannten Flügeln und zugreifenden Klauen hinter dem Vater ihres Kindes drein. Der aber fiedelte, fiedelte, fiedelte — nicht auf der Geige, denn die hatte sie ihm ja zerschlagen, ein blutend Herz hielt er in der Hand und strich darüber mit seinem Finger, und das Herz sang und sang:

Wenn einer wandert da vorbei
Tan — da — radei —

aus der Ferne glaubte sie es vernehmlich herüber tönen zu hören. Und über ihrem Kopf, unterm Dachfirst hockte der Heidenkobold und freute sich ihrer Qualen. Gleich mußte er in ein lautes, höhnisches Gelächter ausbrechen. Wenn nur einer bei ihr wäre! Wenn nur Bestemoderken noch am Leben wäre! Sie würde allen Spuk fortgebetet haben und ihre grausige Angst dazu. Sie stand so gut mit Unsrer lieben Frau. Nun besann

sie sich darauf, wie Bestemoderken immer darauf gehalten hatte, daß in bösen, stürmischen Nächten ein Kerzlein vor dem Marienbilde brenne. Mühsam richtete sie sich auf und schlich hinüber nach dem kleinen Wandaltar. Mit zitternder Hand zündete sie das Wachslichtchen an und stellte es vor das hölzerne Abbild Unsrer lieben Frau. Sie kniete davor nieder und schaute so vertrauend zu dem verzerrten Holzantlitz auf, als trüge es Bestemoderkens freundliche Züge.

Hilf, heilige Mutter! Hilf, Bestemoderken, hilf!

Langsam wurde ihr da stiller und beruhigter zumute. Und allmählich kam auch draußen das spukhafte Lärmen zur Ruhe.

Es war kein Schrei und kein Hilferuf laut geworden. Des Hannes arme Seele mochte wohl noch einmal den Fängen des ewigen Jägers entkommen sein. Es mochte sein, daß er sich freigespielt hatte.



Oft wunderte sich Trin, wie in ihrer Einsamkeit bei ihrer Arbeit und der Pflege des Kindes die Zeit so schnell dahin ging. Verwunderlich schien es ihr, daß seit ihres Pitje

Geburt schon vier volle Jahre verflossen sein sollten. Wenn sie den großen, kräftigen Jungen aber herankommen sah, in seinen kurzen Lederhosen, mit festen langen Schritten wie ein Sechsjähriger anzusehen, mußte sie lächeln. Er war ein so selbständiges, keckes, gesundes Bürschchen, der kleine Pitter auf dem Seelhof, der nicht Großeltern noch Vater noch Geschwister hatte, nichts und niemand als nur seine Mutter. Er wars zufrieden so. Er belästigte die Mutter nie mit Fragen nach dem Vater. So ist es gut, dachte Trin, denn ich wüßte nicht, was ich ihm antworten sollte; weiß ich doch selbst nicht, ob der Hannes noch am Leben ist, und ob er noch einmal heimfinden wird.

Seit jener bösen Nacht, wo ihr der ewige Jäger in eigner Person erschienen war, hatte keiner mehr des Hannes Namen vor ihr genannt. Aber wirklich war das Lisken von der Kapelle droben seit der Zeit verschwunden. Die uilike Graite aber, wenn sie über die Tochter befragt wurde, sagte nur: Sie ist in einen Dienst gegangen, es gefiel ihr nicht mehr bei uns. Und der Jasper, der Wolfsjäger, strich wie bisher in den Wäldern umher, und von den Bewohnern des Tales bekam ihn selten einer zu Gesicht.



Einmal hatte sie die zauberkundige Graite gefragt: Weißt du, ob er noch am Leben ist, mein Mann, der Hannes? Da hatte die Graite in den Weylandspütt, den Brunnen unterhalb ihres Hauses, geschaut und ihr zur Antwort gegeben: Ich seh den Fiedelhannes, er ist gesund und guter Dinge, unterm Arm trägt er eine Fiedel, vor ihm her springt ein Kind, und hinter ihm tanzen schöngesichtige Mädchen. Er aber geht wie ein Trunkner und taumelt bald hierhin, bald dorthin, aber seine Augen sehen in der Richtung nach dem Seelhof. Er ist noch weit von hier, aber eines Tages wird er kommen.

So hatte die Graite prophezeit, und dasselbe sagte eine leise Stimme in Trins Herzen. Eines Tages wird er kommen. Sie war sich bewußt, daß sie der Rückkunft von Pitjes Vater mehr mit Bangen als mit Freuden entgegensah. Denn sie hatte sich allmählich gewöhnt, das Kind als ihr alleiniges Eigentum anzusehen. Sorglich wachte sie über ihn, besorgt, daß er zu einem Menschen heranwachsen möchte, wie er ihrem Gott und ihr selbst wohlgefiel, und wie es sich für den Seelhof gehörte. Daß er ihr in Haltung und Bewegungen und im festen Auftreten ähnlich war, und daß er seines Großvaters schlichte Haare an-

statt des Fiedelhannes rotgoldnem Gelock hatte, erfüllte sie mit Befriedigung. Nur hier und da erschreckte sie der Pitje, wenn er still auf einem Fleck saß und seine Augen umhergehn ließ mit einem seltsamen, sehnsüchtigen und verträumten Blick. Dann schüttelte sie ihn wohl bei der Schulter und hieß ihn, rauher als sonst ihre Art mit ihm war, an sein Spiel oder eine Arbeit gehn. Aber der immer freundliche Pitje versagte ihr in solchen Augenblicken den Gehorsam, er wollte nicht arbeiten, er wollte nicht spielen. Nicht rühren wollte er sich, nur so dasitzen bleiben und in die Luft starren.

Dann schaute Trin lange nach ihm hin, und eine Stimme sagte in ihr: Betrüg dich nicht, er ist auch des Hannes Sohn. Sie riß ihn an sich und küßte ihn und fragte: Du bist doch zufrieden? Du bist doch mein guter lustiger Pitje?

Aber das Kind sah sie mit fremdem Blick an und wollte nicht antworten.

Er muß Spielgefährten haben, dachte sie, er muß mit hiesigen Kindern zusammen sein, die erziehen ihn schnell zu ihresgleichen.

Und eines Tages nahm sie Pitje bei der Hand, und die Kuh am Strick mit der andern führend, geleitete sie die beiden nach der Gemarkenweide.

Du bist jetzt groß genug, die Spuarke zu hüten, sagte sie.

Pitje tat einen Freudensprung. Dann nahm er eine verständige Miene an und sagte:

Ich wär schon lange groß genug gewesen, es sind kleinere Hüterjungen auf der Gemarke als ich.

Ja, du wirst der jüngste, aber nicht der kleinste aller Hüterjungen sein, sagte Trin und lachte; nun sorg, daß du auch nicht als der Dümmste und Faulste zu gelten kommst!

Die Gemarkenweide lag jenseits der Wupper, nicht weit vom Seelhof entfernt. In der Mitte des von der Wupper und dem Mühlenstrang eingeschlossenen Landes zwischen dem Herrenhof und der Hufe des Hans im Werdt lag sie, und die Landwehr lief an ihrer westlichen Seite entlang. Trin zeigte dem Knaben den struppig überwachsnen Landstrich mit der Warnung: Das ist die alte Landwehr, in das Gebüsch wag dich nicht hinein, es könnte dir ein Leids geschehn, der Ort ist verhext. Und Pitje sah scheuen Blicks hinüber. Sieh, zu dem solltest du dich halten, sagte Trin und ging auf einen zehnjährigen Knaben zu, der breitbeinig auf einer Bodenerhöhung stand und eine lange Gerte um seinen Kopf sausen ließ.

Das war Engel von Hohrod *). Sein Heim, der Hof zum Hohenrod, lag nicht in der Barmer Gemarkung, sondern droben im Märkischen beim Dönberger Wald. Jeden Morgen kam er pfeifend von seinem Hof herunter ins Wuppertal, jeden Abend wanderte er pfeifend wieder heim. Er war Hüterjunge von Hans im Werdt, dem großen Bleicher, den sie den König im Werdt hießen. Engel von Hohrod war eine Persönlichkeit auf der Gemarkenweide und den umliegenden Hufen geworden. Sein schrilles Pfeifen und seine schlagfertigen Antworten im Bunde mit seinem ehrlich-fröhlichen Jungengesicht hatten sich eine allseitige Beliebtheit errungen. Er führte das Regiment auf der Gemarkenweide über Menschen und Vieh, die andern Hüterjungen richteten sich in allem nach seinem Beispiel. De Jong van Hohrod wurde er bei seinem Erscheinen im Tal genannt, bald aber nur noch kurzweg: Jong Hohrod gerufen.

Auf den kam die Seelhöfersche mit ihrem Knaben zu.

Jong Hohrod, hier bring ich dir einen Neuen, sagte sie. Er ist noch gar jung. Willst du ein Auge auf ihn haben, daß er in keiner Weise zu

*) auch Hohenrode und später Hohrath geschrieben.

Schaden kommt? Er ist immer allein um mich gewesen und ist keine andre Gesellschaft gewöhnt. Ich hab ihn sorgsam gehalten, nun fällt es mir schwer, ihn von der Hand zu lassen. Hast du eine Mutter daheim, Jong Hohrod?

Der Junge hatte den Arm mit seiner Gerte sinken lassen. Mit seinen klaren, ehrlichen Knabenaugen sah er erst die Frau, dann den Jungen an ihrer Hand musternd an.

Eine Mutter? Nee, das nicht. Aber Schwestern und Brüder genug, beantwortete er mit frischer, fröhlicher Stimme Trins Frage. Ich kann mir denken, wies mit dem Jüngelchen da steht. Ich hab eine kleine Schwester zu Hause, die ist auch so ein verzärteltes Ding. Aber wenn er nicht um jeden Dreck flennt, werd ichs schon mit ihm können. Er muß nur parieren lernen.

Je länger Trin in Jung Hohrods offnes Gesicht sah, desto beruhigter wurde ihr zumute. Sie streckte ihm die Hand hin.

Gib mir die Hand drauf, daß du auf meinen Pitje acht haben wirst, bat sie.

Da nahm der Junge seine Gerte von der rechten in die linke Hand und holte mit dem Arm hoch aus und schlug in die dargebotne Hand ein, daß es schallte.

Wies knallt, so gilts, sagte er. Nun steht er unter meinem Schutz und Geleit, dein Pitje, und du kannst dich darauf verlassen, daß ihm nichts geschieht. Ein Jung, ein Wort!

Die Frau mußte lächeln über so viel fröhlichen Knabendünkel.

Willst du den Pitje und seine Kuh am Abend heimgeleiten, weil ihm der Weg noch ungewohnt ist? fragte sie. Da drüben im Seelhofkotten wohnen wir.

Wenn ich neben meinem Vieh auch noch die Hüterjungen heimtreiben wollte, käme ich spät nach Hause, sagte er. Aber heute und morgen, solange sie noch so neu sind, will ich dir wohl deine Kuh und den Jungen hinüberführen.

Und du wirst acht haben, daß er nicht dem Sumpf zu nahe kommt?

Dem Kolk, wo drin der alte Bumann spukt? Nee, da fischen wir nicht drin rum, ist uns zu schmierig! Nun geh nur beruhigt nach Hause, Seelhöfersche!

Jung Hohrod nahm mit energischer Hand die Kuh bei den Hörnern und wies ihr ihren Platz zum Weiden an; darauf hieß er Pitje dicht an seiner Seite niedersitzen.

Trin ging. Am Ende der Weide drehte sie sich um, dem Pitje noch einmal zuzuwinken. Aber

der sah nicht nach ihr, er saß da, mit großen Augen zu Jung Hohrod aufschauend, zu dem ersten männlichen Freunde seines kleinen, erfahrungsarmen Lebens. Trin nickte wehmütig vor sich hin; so war es gut, so mußte es sein. Nun würde es noch einsamer auf dem Seelhof werden, aber das Kind brauchte den Verkehr mit Gefährten, und sie selbst hatte ja ihre Arbeit, die stillen Stunden von Pitjes Abwesenheit auszufüllen.



Warm wie im Spätsommer war der Tag gewesen. Nun ging es auf den Abend zu, aber die laue Schwüle blieb stehn über der Erde, wie festgebannt. Es war Sankt Johannistag, und in wenig Stunden mußte die Nacht hereinbrechen, die Sonnwendnacht.

Trin stand vor ihrem Hause und sah nach der Gemarkenweide hinüber. Jetzt mußten sie doch endlich kommen, der Pitje und die Spuarke. Sie fanden ihren Weg nun allein. Nur einmal noch hatte Jung Hohrod sich veranlaßt gesehen, den Pitje heimzuführen. Das war an dem Tage gewesen, wo sich ein fremder Mann auf der Gemarke eingefunden hatte und mit den Hüterjungen

allerlei Possen getrieben, mit dem Pitje aber sich ganz im besondern abgegeben hatte, sodaß Jung Hohrod es für seine Pflicht erachtet hatte, der Mutter seines neuen Schützlings von dieser Freundschaft Bericht zu erstatten.

Denn der Jung aus der Bredde hat gesagt, er kenn ihn, den Mann, der Fiedelhannes werd er gerufen und habe früher einmal bei Euch gewohnt auf dem Seelhof, so hatte Pitjes junger Vormund der Mutter berichtet.

Darauf hatte sie den Pitje einige Tage von der Gemarkenweide fern gehalten, aber der fremde Mann, von dem ihr Kind gern und voll Bewunderung sprach, hatte sich dort nicht mehr blicken lassen. Nun ging der jüngste Hüterjunge wieder ungestört seinem Berufe nach. Hier stand sie nun und sah ungeduldig nach ihm aus.

Jenseits der Wupper, im Werdt, feierten sie Hochzeit. Der König im Werdt freite heute seine dritte Frau und gab seiner Verwandtschaft und Freundschaft eine Frizech. Das Stampfen der Füße auf dem Bretterboden der Tenne zum Takt der Pfeife und Fiedel schallte vernehmlich durch die regungslose, stillschwüle Luft bis zu ihr herüber.

Sie strich mit der Hand über die heiße Stirn. Das Warten wurde ihr zu lang. Klein Pitje,

das selbständige Bürschchen, mochte immerhin böse werden, wenn sie erschien, ihn in mütterlicher Besorgnis bei der Hand zu nehmen, sie vermochte nicht länger die Sorge um ihn zu unterdrücken. Hastigen Schrittes ging sie nach der Gemarke. Den Hüterjungen aus der Bredde rief sie an. Der trieb eben seine Kälber und Schafe heim, sonst sah sie nur noch ihre Kuh einsam grasen, weder Jung Hohrod noch Pitje waren zu sehen.

Wo sind sie, der Pitje und der Junge von Hohrod?

Der Angerufne ging eilig hinter seinen Tieren drein und rief nur über die Schulter zurück:

Der ist bei der Hochzeit im Werdt drüben, und der Pitje ist mit einem Manne da hinaus nach Elverfelde zu gegangen. Er hat gesagt, er komme später wieder, seine Spuarke heimzutreiben.

So hatte sie also zu lange der heimlich anklopfenden Angst widerstanden! Er war schon fort, mit dem Hannes fort! Sie sah sich nach ihrem Haus nicht mehr um. Wie gejagt lief sie in der Richtung, die ihr der Junge bezeichnet hatte, auf Elverfeld zu.

Und immer noch war es warm. Der Mond aber stand hell am Himmel. Die Hochzeitsgäste

gingen heim vom Werdt. Die weit wohnenden zu Wagen, die andern zu Fuß. Sie hatten alle rote Köpfe und begleiteten ihre Reden mit erregten Gebärden. Sie wunderten sich über die Helle und Wärme in ihnen und außer ihnen. Der König im Werdt hatte ihnen goldfarbnen Wein eingeschenkt, der war am Rhein gewachsen und hatte viel Sonne getrunken. Sie sahen einander an und zu dem Himmel hinauf, und einer strich mit der Hand durch die Luft, als wollte er die unheimliche Wärme von seinem heißen, durstigen Leibe wegschieben, und sagte: Sonnwendnacht!

Hilla aus der Auen, die Mutter der Braut, eine stattliche Frau, saß auf ihrem Wagen und hielt die Zügel mit fester Hand. Hinter ihr saßen die Söhne, deren einige sie an Körpergröße schon überragten, die sangen mit lauten, trunknen Stimmen. Wenn sie überlaut wurden, schaute sich die Frau um und drohte ihnen mit der Peitsche, dann mäßigten sie sich für ein Weilchen.

Die Hausfrau des Hofschulzen schritt still und bleich, die hagre Gestalt starr aufgerichtet, inmitten ihrer Sippschaft, den freien Kemenatenleuten. Sie sah sich nach dem Hofschulzen nicht um, der mit dem alten Wupperhöfer und Wennemar

zu des Ritters Haus hinter ihnen dreingegangen kam. Sie hatten alle den gleichen Weg und nicht weit zu gehn. Am Wulffinkschen Hecktor trennten sich die Parteien. Der Hofschulze ließ seine Hausfrau allein ins Haus gehn.

Ich will mich noch umsehen, daß Ruh und Ordnung nicht gestört werden in dieser Nacht, sagte er. Es sind viel Trunkne unterwegs. Jutta verwunderte sich nicht. Es war ja sein Amt, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten in den Barmen.

Und Lüdger ging nun denselben Weg zurück, an der Bredde und dem Scheurener Hof entlang, bei der Herzogenmühle und dem Hof im Schlippen vorbei auf der Straße, die zwischen dem Loh und der Schönnebeek durch nach der Freiheit Elverfeld führte.

Schwer ersichtlich war, wo er da Ruhe zu stiften gedachte, der junge Schulze. Einsam und still lag die Straße. Von fern her tönte noch verwehter Gesang herüber, das waren die aus den Auen, die da heimfuhren. Und vor ihm her ging in einiger Entfernung der Alte aus der Leimbeek nach Hause, ein gekrümmtes Männlein, von dem keinerlei Unfug oder Ruhestörung zu erwarten stand.

Dennoch war nicht alles in Ordnung in dieser Nacht. Lüdger zu Wulffink spürte es an sich selbst. Er strich sich wiederholt über die brennende Stirn. Es gärte und drängte in seinem Blut, als stachle ihn eine geheime Macht zu wilder Kampfeslust auf. Die Hände zuckten ihm vor Begierde, doch war nichts um ihn, das er hätte greifen können, ging er doch einsam auf der Straße dahin. Aber die laue Nachtluft war voll geheimnisvollen, unsichtbaren Lebens, das nach ihm faßte und an ihm zerrte.

Jenseits der waldigen Hügel in der Rheinebene brannten hoch auflodernde Feuer, und die sie umsprangen unter wildem Singen, waren die Enkel jener Heiden, die noch zu den alten abgesetzten Göttern gebetet hatten. Und nun regte es sich geisterhaft in allen Schluchten und Gründen, erwachte zum Leben im Waldesdunkel und stand auf und rüstete sich zu gespenstischem Kampf in den Lüften. Der alte Recke, der kriegsgeübte, breitschultrige Heidengott der nordischen Wälder entstieg noch einmal dem Grabe und rang in erbittertem Grimm mit der blutleeren Gestalt des jungen, bleichen Christengottes. Und alles hielt bebend den Atem an, die Luft, die Bäume und Sträucher und alles Getier, und wartete auf den

Ausgang des gespenstischen Ringens. Auch der junge Hofschulze, wie er durch diese stumme, helle, warme Nacht, in der doch nichts Verdächtiges mit den Augen zu erspähen war, dahinschritt, wußte um die geheime Raserei dieser Sonnwendnacht, weil sie bebte und lebte in seinem Blut.

Wohin er ging, und was er suchte, wußte er nicht, er schritt geradeaus wie ein Schlafwandler.

Und als auf der mondweißen Straße eine Frau gegangen kam, wußte er, wer sie war, noch ehe er ihre Gesichtszüge zu unterscheiden vermochte.

Trin führte ihren Knaben an der Hand, er ließ sich müde nachziehn. Voreinander blieben sie stehn und wunderten sich nicht einmal, daß sie sich hier bei Nacht auf einsamer Waldstraße begegneten. Als wäre er nur zu dem Zweck, sie sicher heimzugeleiten, des Weges gekommen, so selbstverständlich kehrte er jetzt mit ihr um.

Was hattest du so spät noch im Elverfeld zu suchen? fragte er endlich.

Ich habe den Jungen wiedergeholt. Ich hab ihn seinem — dem Hannes abgejagt!

Seinem Vater hatte sie sagen wollen, aber das Wort wollte ihr nicht über die Lippen.

Der Mann an ihrer Seite fuhr zusammen:

Der ist wieder hier?

Er streicht in der Gegend umher, auf dem Seelhof hat er sich noch nicht sehen lassen.

Und mit erregter Stimme erzählte sie ihm von der Entführung des Kindes. In der Elverfelder Herberge hatte sie den Hannes gefunden. Er war betrunken und hatte auch dem Pitje zu trinken gegeben. Den Jungen hatte er ihr nicht herausgeben wollen. Er gehört mir so gut wie dir, ein paar Tage will ich ihn bei mir haben, dann kannst du ihn wieder eine Weile füttern, hatte er gesagt. Der Wirt und ein andrer hatten ihn halten müssen, während sie mit dem Jungen davonlief.

Trin seufzte tief auf aus beklommnem Herzen.

Ich bin nie mehr sicher vor ihm, jeden Augenblick kann er sich auf den Seelhof einschleichen und mir das Kind wegholen. Wie soll ich den Jungen vor ihm schützen?

Wenn er es wagt, auf den Seelhof zu kommen! Ich schick dir den alten Jürgen, meinen Knecht, den nimmst du ins Haus zu euerm Schutz. Und wenn sich der fahrende Lump von ferne zeigt, zeigst du es mir an. Ich bin der Hofschulze, ich habe das Recht, jeden Missetäter in meiner

Gemarkung anzutasten. Und diese meine Hände sollen eifrig zufassen und ihn halten und ihn zur Dingbank führen, und ich will mit meinen Leuten Gericht über ihn halten. Ich werde Sorge tragen, daß er dir nicht mehr zu Gesicht kommt. Ein Dieb ist er und hat des Hofes Geleit und Frieden durchbrochen und soll gestraft werden nach altem, strengem Recht. Für immer sollst du von ihm befreit werden, Trin! Ich bin der Hofschulze nicht umsonst. Für einmal werd ich da meines Amtes froh werden, wenn du nach mir schickst, daß ich kommen soll, auf den Landfahrer den Antast zu tun!

Trin erschrak vor der Heftigkeit, mit der er seine Worte herausgestoßen hatte. Sie wußte plötzlich, daß sie niemals diesen Mann zu Hilfe gegen den Vater ihres Kindes holen werde. Allein nur sie, die Mutter, durfte den Sohn vor dem Hannes schützen. Sie fürchtete sich vor dem wilden Feuer, das sie eben in ihres Begleiters Augen hatte auflodern sehen.

Sie schaute um sich, und es kam ihr zum Bewußtsein, daß es späte Nacht war, und daß sie einen einsamen, langen Weg miteinander gingen zwischen regungslosen Bäumen und schlafenden Feldern. Im Waldesdunkel ihnen zur Seite

tauchten lautlos einhergleitende grüne Lichtlein auf und verschwanden wieder. Das waren die Lüchtemännchen, die da mit ihren Laternchen winken, um den Wanderer auf falsche Wege zu locken. In der Johannisnacht sind alle elfischen Wesen lebendig. Aber die bebende Angst, die ihr nach dem Herzen faßte, die kam ihr nicht von dem geisterhaften Spukgesindel in Luft und Büschen, sondern von dem Menschen, von dem warmen, lebendigen Fleisch und Blut.

Sie blieb stehn und zog den verschlafnen Jungen zu sich heran.

Ich bring das Kind kaum mehr vorwärts; wenn ich selbst nicht so müde wär, würd ich ihn tragen, sagte sie.

Lüdger verstand die unausgesprochne Bitte in ihren Worten. Er bückte sich und hob den Jungen auf. Und sogleich ließ Pitje den Kopf auf des Mannes Schulter fallen, wie leblos knickten die Glieder vom Schlaf überwältigt zusammen. So mußte ihn Lüdger auf beiden Armen vor sich her tragen.

Trin wußte, wie schwer der Junge wog, und daß sie dem Manne an ihrer Seite damit eine beschwerliche Bürde aufgeladen hatte.

Aber so war es gut.

Während sie nun stumm nebeneinander weiter gingen, konnte sie ihren Gedanken nachhängen. Noch spürte sie in ihren Gliedern das Zittern der Erregung, das der Kampf um das Kind mit dem betrunknen Mann ihr verursacht hatte. So hatte sie sich die erste Begegnung mit dem Hannes nicht vorgestellt. So häßlich nicht! Einmal, bei des Kindes Geburt, hatte sie noch leise zu hoffen gewagt, es könne alles gut werden zwischen ihr und des Kindes Vater; jetzt aber erkannte sie, daß es für das Kind und den Seelhof besser wäre, der Fiedelhannes zöge wieder in die weite Welt hinaus und fände den Weg nicht mehr zurück.

Wie sie so in ihre hoffnungsarme Zukunft mit all ihrer harten Arbeit und ihren bangen Sorgen mit Augen des Geistes vorahnend hineinsah, sank ihr der Mut. Eine willenlose Mattigkeit, gegen die anzukämpfen sie zu müde war, überwältigte ihren Geist und ihre Glieder. Ihre Haltung verlor die gewohnte Festigkeit, ihr aufrechter Nacken beugte sich, langsam und schleppend wurde ihr Gang.

Da mäßigte auch ihr Begleiter die Schritte und sah aufmerksam zu ihr hinüber. Und wie er die Schlaffheit in ihrer Haltung gewahrte, wurden seine Blicke warm.

Du bist müde, Trin.

Ja, ich bin müde.

Es drängte ihn, einen Arm unter der Last des schlafenden Knaben hervorzuziehn, um sie schützend zu umfassen. Aber er fürchtete sich, sie zu berühren.

Dicht ging sie neben ihm, und obgleich sie nicht sprach, spürte er, welche Wandlung mit ihr vorgegangen war. Er fühlte die Schranke plötzlich weggeräumt, die ihr starker Wille immer trennend aufrecht erhalten hatte zwischen ihm und ihr. Und er war nicht länger der scheue, schüchterne Junge ihr gegenüber, der das Wort, das ihm das Herz abdrückte, nicht über die Lippen zu zwingen vermochte.

Nun konnte er sprechen und die Frage an sie richten, die er schon jahrelang mit sich herumgetragen hatte. Aber die starken Arme, die den schlafenden Jungen hielten, zitterten, als er sprach.

Trin, fragte er, warum hast du es getan? Warum hast du damals den Fremden genommen? Ist er dir lieber gewesen als ich?

Sie schrak kaum merklich zusammen, aber sie bog sich nicht von ihm zurück, sondern blieb dicht an seiner Seite, nur den Kopf senkte sie noch etwas tiefer. Und mit einem trocknen Aufschluchzen sagte sie:

Er hat mich bezaubert, ich konnte nicht anders. Ich war wie im Traum, wo man nicht weiß, was man tut. Und Bestemoderken ist es ebenso gegangen, sie hat mich nicht zurückgehalten. Hättest du damals — hättest du nur — Wie konnte ich denn glauben, daß der Hofeserbe von Wulffink einmal die arme Köttersstochter zu seiner Hausfrau zu erheben gedachte? Warum hast du damals nicht gesprochen und mich wach gerüttelt? Und leise, wie zu sich selbst, wiederholte sie noch einmal: Ach, hättest du doch gesprochen! Ich habs ja nicht gewußt!

Mit heiserer Stimme fragte er zurück:

Nicht gewußt? Das ist nicht wahr! Du hast es wissen müssen, wenn ich auch kein Wort darüber gesprochen habe. Und du hast es gewußt, daß ich dir gut war schon als Kind! Jetzt aber möchtest du dich und mich belügen. Aber drinnen im Herzen hast du es wohl gewußt. Bei Bestemoderkens Tode, an wen hast du dich da angeklammert in deinem Schmerz und wen um Hilfe angerufen? Den Hannes? Nein, mich! Weil du es wußtest!

Trin zitterten die Knie, kaum wußte sie sich noch aufrecht zu halten.

Lüdger! flehte sie, Lüdger!



Da schrie das Kind in seinen Armen im Schlafe laut auf: O, wie tust du mir weh! Du faßt mich so hart an, Mutter!

Die klagende Kinderstimme ging Trin durch Mark und Bein, sie rüttelte sie auf, gab ihr die Besinnung zurück, die verlorne Kraft, den alten, starken Willen. Aus ihrer lässigen Haltung schnellte sie in die Höhe, sie schüttelte sich, trat hart und fest auf und streckte die Arme nach ihrem Kinde aus.

Min Jongje, Pitje! Was tut er dir zuleid? Hofschulze, ich bitte Euch, gebt ihn mir zu tragen, und laßt mich allein meines Weges gehn. O, ich bitt Euch, zürnt nicht, zürnt nicht! schrie sie auf, wie ihre Augen seinem zornflammenden Blick begegneten. Es ist mein Kind, ich bin seine Mutter! Tut uns kein Leid an! Ihr seid der Hofschulze, Eure Hausfrau wartet daheim auf Euch, und Mutter und Brüder und Schwestern! Ich aber habe nur das Kind! Gebt es mir, ich habe wieder Kräfte, ich trag es leicht. Und dann geht, geht!

Den Mann packte der Grimm, daß ihm die Zähne knirschten, der Atem sich keuchend aus seiner Brust rang, aber gewaltsam nahm er sich zusammen.

Dem Kinde geschieht nichts, was schreist du so? Ich trag es dir bis ans Haus, ich habe Zeit, die Hausfrau wartet nicht auf mich, die kümmert sich nicht um mein Tun. Warum sollte sie auch! Ich bin der Hofschulze für sie und für dich und für alle Welt! Aber vorhin haben wir von einem andern geredet, der noch keine Würde hatte, von dem armen Lüdger, dem Duckmäuser, Arnds Sohn. Warum willst du nicht weiter von ihm reden?

Ich bitte Euch, sagte sie mit tränenerstickter Stimme, wir wollen von der Vergangenheit nicht mehr sprechen, wir können an ihr nichts mehr ändern. Und es ist nicht gut, sich mit ihr zu plagen, wenn die Zukunft schwer vor einem steht! Und wenn Ihr mich noch weiter geleiten wollt und die Geduld habt, mir zuzuhören, so möchte ich jetzt über die Zukunft mit Euch sprechen und um Euern Rat bitten, denn allein weiß ich mir nicht zu helfen.

Und nun redete sie aufgeregt, ohne einzuhalten, wie ein bezahlter Spruchsprecher eindringlich auf den stummen Mann an ihrer Seite ein, eifrig bemüht, ihren und seinen Gedanken eine neue Richtung zu geben. Sie wollte fort vom Seelhof mit ihrem Jungen und nicht eher

heimkommen, als bis der Pitje zu Jahren und Verstand gekommen wäre. Dann sollte er den Hofeseid schwören und mit dem Seelhof behandigt werden. So wäre die Gefahr nicht mehr groß, daß er sich vom Vater weglocken ließe, denn er würde mit dem Erbe schnell verwachsen, meinte sie. Nach Köln in die große Stadt wollte sie ziehn, da spürte der Hannes sie nicht auf, da sollte der Pitje in eine Schule gehn, während sie sich durch Dienen das Geld zum Unterhalt erwerbe. Aber der Seelhof dürfte so lange nicht brach liegen bleiben, sie müßte einen Vertreter für ihn finden, der ihm in den Jahren ihrer Abwesenheit vorstünde. Dabei aber müßte ihr der Hofschulze behilflich sein, wenn es so gehn solle, wie sie es sich ausgedacht hätte.

Allmählich war ihrem Begleiter der Sinn ihrer eifrigen Reden bis zum Bewußtsein vorgedrungen und hatte es endlich fertig gebracht, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Ich wüßte dir einen, der dem Seelhof vorstehn könnte auf einige Jahre. Mein Bruder, der Jasper, würde dazu der rechte sein. Er tut nicht mehr gut auf meinem Hof, es sind unser zu viele da, und es fehlt mir an Geld, ihn abzuguten, und zur Ehe ist er noch zu jung. So

mag er denn dem Seelhof allein vorstehn, da kann er ungehindert seine Arme brauchen und auf eigne Faust wirtschaften. Die Sache könnte ich dir zuwege bringen, Trin. Aber das andre will mir nicht einleuchten, daß du nach Köln ziehn willst. Das würde dich schnell gereuen. Wenn du auch nur eines Kötters Tochter bist, das Dienen in einem fremden Hause bist du nicht gewohnt. Es wird dich allzu hart ankommen. Du würdest es nicht aushalten!

Da legte sie den Kopf zurück und lächelte ganz in der alten Art, ein bißchen verächtlich, wie er es von früher her an ihr kannte.

Was weißt du, was eine Mutter aushalten kann! Sie arbeitet sich müde und plagt sich halb zu Tode und quält sich ab bis aufs Blut, wenns um das Wohl des Kindes geht, und tut es mit tausend Freuden!

Da nickte er nachdenklich zu ihren Worten.

Den Tag über sich plagen und müde arbeiten für das, was man lieb hat, am Abend aber in enger Gemütlichkeit beieinander auf der Mühbank sitzen und in der Nacht warm schlafen, das ist es, was der Mensch braucht. Sonst nichts weiter. Hat er das, so sitzt er im Glück, und wenn er auch arm wär, hat ers aber

nicht, helfen ihm Gut und Geld nicht zur Zufriedenheit.

Er hatte das vor sich hin gesagt, als rede er mehr zu sich selbst als zu Trin. Stumm gingen sie dann weiter. Trin sah einmal scheu von der Seite zu ihm hinauf, der gleichmäßigen Schrittes neben ihr herstapfte und den schweren Jungen geduldig auf seinen Armen trug. Ein Gedanke fuhr ihr durch den Sinn: wenn er des Kindes Vater wäre und wäre im Seelhofkotten daheim, wie anders wäre da unser Leben, wie — Aber sie verjagte eilig den sündhaften Gedanken wieder.

Bei der Herzogenmühle wollte sie ihn verabschieden.

Ich dank Euch für das Geleit. Nun hab ich nicht mehr weit, das kleine Stück Wegs kann ich den Pitje leicht tragen.

Er aber entgegnete kurz:

Laß nur, ich geh mit bis zum Seelhof.

An der hohen Dornenhecke, die den Herrenhof von der Gemarkenweide trennte, gingen sie entlang. Vom Werdt herüber klang noch heiseres Singen von des Hochzeiters Knechten, die einen Nachttrunk getan hatten. Die Mitternacht war schon vorüber, aber die Schwüle der Luft wollte nicht weichen.

Wie sie zur Wupper kamen und hintereinander den Steg betraten, raschelte es verdächtig im Ufergestrüpp, sodaß sie unwillkürlich den Schritt anhielten und sich horchend vorbeugten. Der Mond warf hellen Schein auf den Fluß, daß er glänzte und gleißte wie ein beweglicher, schuppiger Schlangenleib. Im Ufergebüsch aber hielt sich das Dunkel der Nacht auf, unter dessen schirmendem Mantel sich das Unheil gern verbirgt. Die beiden auf dem Steg fühlten deutlich die Nähe eines Menschen.

Aber eilig schritt der junge Hofschulze weiter.

Es hat sich nur ein Vogel gerührt, komm!

Wo war sein ehrliches Schulzengewissen geblieben? War er nicht ausgezogen in dieser Nacht, dem Unheil zu wehren und Ordnung zu stiften in seiner Gemarkung? Jetzt lief er selbst eilig wie ein auf bösem Wege Ertappter davon.

Auf dem kleinen Fenster des Seelhofkottens blinkte das Mondlicht. Die Haustür aber stand offen. So eilig war sie hinter dem Kinde hergelaufen. Der Hofschulze schüttelte den Kopf.

Wer weiß, welches Gesindel sich nun da eingenistet hat? Laß mich vorangehn und nachsehen.

Aber Trin stand schon unter der Tür und versperrte ihm den Weg.

Der Hund läßt keinen Fremden herein, vor versteckten Einbrechern habe ich keine Angst. Gebt mir das Kind nur hier draußen, und seid bedankt für Eure Mühe, Hofschulze, vielmals bedankt! Und gute Nacht.

Mach Platz, sagte er rauh und drängte gegen sie an, da wich sie zurück und gab den Eingang frei.

Mit hastiger Hand tastete sie nach dem Feuerzeug, um Licht zu schlagen, denn die Glut auf dem Herde war erloschen. Sie zündete die kleine Tranlampe an und stellte sie auf den Tisch, wo sie mit ihrem rötlichen Schimmer das bleiche zum Fenster einfallende Mondlicht durchkreuzte.

Der Mann hatte den Knaben aufs Lager niedergelegt. Jetzt richtete er sich auf und holte tief Atem. Die Arme schmerzten ihn von der lange getragnen Bürde. Er reckte sie und bog die breiten Schultern zurück. Er sah sich um auf der Diele, wo er sich einst ebenso oder mehr noch zu Hause gefühlt hatte als auf Wulffink. Und er sagte sich, er hätte es wohl verdient, sich auf seinen alten Platz auf der Mühbank niederzusetzen, um da eine kleine Weile zu rasten.

Mit zitternden Händen entkleidete Trin ihren Jungen und bettete ihn sorglich ein. Und immer=

während dachte sie: Er hätte nicht mit hereinkommen dürfen! Wie bring ich ihn nun fort!

Der Pitje schlief schon wieder fest. Sie konnte sich nicht länger an ihm zu tun machen.

Ratlos sah sie sich um. Da fiel ihr Blick auf Bestemoderkens Lehnstuhl. Als hätte sie nun eine Zufluchtsstätte gefunden, ging sie und setzte sich in den alten Stuhl und nahm Bestemoderkens Rosenkranz in die Hand. Der Mann ihr gegenüber hatte die Arme breit auf den Tisch gelegt und sah zu ihr herüber. Die kleine Lampe warf ihren Schein auf sein Gesicht. Sie kannte diese treuherzigen Augen so gut. Sie hatte als Kind schon ihre Sprache verstehen gelernt. Nun versucht er selbst, sich für eine Weile glauben zu machen, er wäre hier daheim, und ich und das Kind wären sein, ging es ihr durch den Sinn. So sieht einer sein Weib an, das er lieb hat! Ich aber bin nicht sein Weib, sonst nicht, bei Tage nicht. Nur in dieser einen Nacht. In dieser Nacht ist alles seltsam, alles verzaubert, alles erlaubt, ach, gegen diese Nacht gibt es kein Ankämpfen. Sie fühlte, wie sie schwach wurde.

Es war ihr aber, als ob seine Augen immer näher zu ihr rückten, immer näher.

Ein Nachtvogel flog mit kurzem Schrei am

Fenster vorüber, da zuckten sie beide erschreckt zusammen. Darauf wurde es wieder still, nicht einmal die Atemzüge des schlafenden Kindes hörte sie mehr. Und die Augen des Mannes sahen unverwandt auf sie. Immer leidenschaftlicher und begehrlicher wurde ihr Blick. Da begann sie in ihrer Angst ein Vaterunser laut herzusagen. Die sechste Bitte sagte sie zweimal, wie Bestemoderken es immer gehalten hatte. Ach, die alte fromme Frau hätte es nicht nötig gehabt! Oder hatte sie auch in ihrer Jugend, in einer bösen Stunde es so gelernt? In ebenso einer sündhaften Nacht?

Und führe uns nicht in Versuchung! Und führe uns nicht in Versuchung!

Aber die Augen rückten immer näher, schon ergriffen sie Besitz von ihr.

Da schrie sie angstgepreßt auf:

Ich bitt dich, bete mit mir, Lüdger, bete laut mit mir!

Er sah trotz der wilden Erregung seiner Sinne, wie ihre armen, verarbeiteten Hände zitterten, daß sie kaum noch den Rosenkranz zu halten vermochten. Der Anblick weckte sein Mitleid, sodaß er in seiner Gutmütigkeit, um sie nur zu beruhigen, ihrer Bitte nachkam und die Gebetsworte mechanisch nachsprach.

Vater unser im Himmel, sagten sie beide zusammen.

Die kleine Lampenflamme dehnte und reckte sich und züngelte hoch auf und kämpfte tapfer wider das gespenstische Mondlicht an. Alte Gebetsworte aber, die unzähligemale schon mit demütig geneigtem Haupt und andachtsvollem Ernst gesprochen worden sind, tragen eine geheime Kraft in sich. Als sie bei den letzten Bitten angekommen waren, da sahen sie einander nicht mehr an und beugten nach alter Gewohnheit die Köpfe. Nicht mehr mechanisch plapperten sie die Worte her, vom Grund ihrer Herzen stiegen die Bitten inbrünstig auf.

Und nach dem Amen stand der Mann langsam und schwerfällig auf und ging nach der Tür. Stumm ging er hinaus. Am Fensterchen schritt er vorüber mit gebeugtem Nacken und sah sich nicht um. Da beugte sich Trin weit vor und streckte die Arme verlangend hinter ihm her, streckte sie in die leere Luft hinaus. Ihr Gesicht verzerrte sich, und ein Lachen gellte durch die Diele, schrill und höhnisch. Die Frau schrak zusammen. Hatte sie selbst gelacht? Nein, das war kein menschliches Lachen gewesen, zu grausig hatte es geklungen! Mit scheuem Blick sah sie sich um.

Der Heidenkobold, der alte Seelhofgeist hatte gelacht!

Sie schnellte in die Höhe und stürzte hinüber zum Lager ihres Kindes. Gott sei gelobt, es schlief und hatte das schreckliche Lachen nicht gehört. Da fiel sie auf die Knie nieder neben dem Bett, legte den Arm um das schlafende Kind und zog es dicht an sich heran, daß sie sein Herz an ihrer Brust schlagen hörte.

Pitje lieb! Min arm, klein Jongje! flüsterte sie und lachte und weinte durcheinander. Nein, Bestemoderken hatte es nicht geschehn lassen, noch war ihm kein Leid widerfahren! So lag sie lange.

Und langsam kam ein Ausdruck stiller Freude in ihr Gesicht. Noch durfte sie ihn im Arm halten, noch war sie seine Mutter. Wenn er die Augen aufmachte und sie ansah, brauchte sie sich nicht abzuwenden. Das Böse, das zwischen ihn und sie hatte treten wollen, war im letzten Augenblick niedergerungen worden. Sie waren stark geblieben, sie, die Mutter, und er, den sie lieb hatte. Sie durfte an ihn denken ohne Haß und ohne Scham und nun auch ohne Furcht, denn nach dem Siege, den er in dieser schwülen, unheimlichen Nacht über sich davongetragen hatte, war er gefeit, mochten sie einander auch in der

Zukunft noch begegnen, so oft es das Schicksal wollte. Sie kannten jetzt ihre Stärke, hatten Achtung voreinander, und eine neue Minne, die nichts mehr für sich selbst will und alles Gute nur dem andern wünscht und gönnt, wurzelte in diesem neuen Gefühl.

Bestemoderken hatte die Hand über ihnen gehalten. Ihr dankte sie es, daß sie dem kommenden Tage mit klaren Augen entgegensehen konnte und sich nicht vor ihm fürchtete. Nicht einmal vor dem Hannes fürchtete sie sich jetzt mehr. Hatte sie als Mutter nicht die nötigen Kräfte, ihr Kind vor ihm zu schützen?

Wegziehn hatte sie wollen? Den Seelhof fremden Händen überlassen? Vor wem hatte sie entfliehen wollen? Vor dem Hannes? Vor dem Lüdger? Sie wußte jetzt, daß sie ruhig dableiben werde. Und die Zukunft, die so schwarz vor ihr gelegen hatte, bot sie nicht noch viele stille Freuden, wenn der Herrgott ihr das Kind ließ? Auch das Arbeiten und Sorgen für das Kind waren ja Freuden. Reine, heilige Freuden! Bestemoderkens Spruch ging ihr durch den Sinn: Sei freudig alle Tage, das Herz hat keinen Winter!

Und würde es einmal geschehn, daß der Hannes, des Wanderlebens müde, wieder anklopfte an ihrer

Tür, ohne Fiedel, krank und müde an Seele und Leib, und hätte sein Lachen verlernt und seine Zauberkunst, dann wollte sie sich freuen an diesem Gast und ihn pflegen — pflegen!

Und morgen in der Frühe wollte sie das Krüglein nehmen, das da versteckt unter dem Dache stand mit dem Zaubertrank der uiliken Graite, und wollte es ihm hinüberbringen nach Wulffink, denn er war ärmer dran als sie. Sie durfte sich plagen und müde arbeiten für das, was sie lieb hatte. Das ist, was der Mensch braucht, hatte er gesagt, dann sitzt er im Glück, wenn er auch arm ist; hat ers aber nicht, helfen ihm Gut und Geld nicht zur Zufriedenheit.

Gut und Geld hatte er, aber seiner Hausfrau war er nicht gut, und auch sie sah an ihm vorüber mit kalten Augen.

Da mußte sie ihm ihr Krüglein bringen und ihm und seiner Hausfrau von dem kostbaren Trank, den sie einst um den Preis zweier Länder an sich gebracht hatte, zu trinken geben. Damit auch ihm froher ums Herz würde, und er ihr das Kind nicht zu neiden brauchte!

Der Hofschulze ging derweil denselben Weg zurück, den er mit Trin gekommen war. Wie er die Wupper entlang ging, lachte es aus dem

Weidengestrüpp leise hinter ihm drein. So mag der Teufel in der Hölle lachen, wenn er an einem Reinen einen Flecken entdeckt, wie jetzt der Fischdieb aus der Wildoyen hinter dem jungen Hofschulzen dreinlachte. Der aber ging in sich versunken und hörte es nicht. Langsam schritt er quer über die Gemarkenweide. Über dem alten Sumpf, der einst ein klarer Weiher gewesen war, ehe die kleinen Hände der Unterirdischen den Vorfahren der Rittershäuser hineingezogen hatten, schwelte ein geisterhafter Lichtdunst, und vom Walde her schrien die Käuzlein.

Da sah er am Rande des spukhaften Sumpfes einen Menschen liegen. Der alte Bumann im weißen Haar, der Kinderschrecken, war das nicht. Der Hofschulze beugte sich über den regungslos Liegenden und erkannte, daß es Hilbrand war, der Sohn Wennemars zu des Ritters Haus, und daß er noch die Festkleidung trug von der Werdtschen Hochzeit, bei der auch er zu Gast gewesen war. Er lag lang ausgestreckt und schlief. Er lag aber mit dem Kopf vor der Lücke im Strauchwerk, die einen Blick auf das Hofeshaus im Werdt frei ließ. Dieses stand jetzt dunkel da.

Was hatte der junge Mensch an diesem unheimlichen Ort bei Nacht zu suchen? Der Hof-

schulze wollte den Fuß heben, um den Schläfer anzustoßen, dann aber unterließ er es und setzte seinen Weg fort, ohne den Schlafenden zu berühren. Mochte jeder selbst zusehen, wie er mit sich fertig wurde in dieser Nacht!

Im Osten dämmerte schon der Tag, als er auf Wulfsink anlangte. Jutta, die Hauswirtin, hob den Kopf aus den Kissen und richtete sich ein wenig auf in dem Bestreben, über den Altar, der breit vor ihrem Lager stand, hinüber zu sehen. Verschlafen fragte sie:

Seid Ihr schon aufgestanden, Hofschulze?

Er aber vertauschte stumm sein Festwams mit dem Arbeitskittel und ging wieder hinaus auf den Hof und holte Hacke und Schüppe aus dem Winkel beim Stall und warf sie in die Schubkarre.

Da lag am südlichen Ende seiner Snaat ein Stück Land, das die Steinart*) hieß, das hatten seine Väter brach liegen lassen, weil es voll von Steinen war. Dorthin ging er mit seiner Karre.

Er sah um sich und dachte: es wird viel Mühe kosten und lange währen, bis alle die Steine weggeräumt sind, die Erde gesäubert ist, und sie endlich ertragfähig sein wird, denn es sieht hier wüst aus. Aber es war ihm lieb so.

*) Auch Steenart und endlich Stennert geschrieben.

Auf seine eigne, schwerfällige, hartnäckige Art wollte dieses Land, das sein gewalttätiger Vater verächtlich beiseite hatte liegen lassen, bezwungen sein. Ein langsames, mühseliges Werk würde das werden.

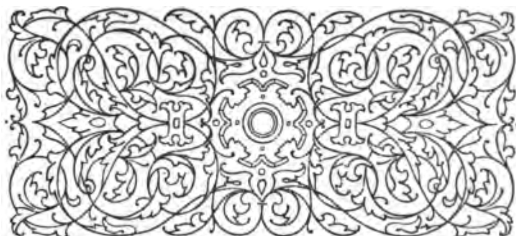
Vom Elverfeld herüber klang jetzt das Angelusgeläute.

In der Rheinebene erloschen die Sonnwendfeuer. Der alte Heidengott war wieder ins Grab gestiegen, und der dornengekrönte Christus war Sieger geblieben. Die gequälte Erde atmete auf und sah in Sehnsucht dem jungen Tag entgegen, der grau und kühl am Himmel heraufzog.

Da bückte sich Lüdger zu Wulffink und hob den ersten Stein von der Erde auf und warf ihn in die Karre. Als einsamer Arbeiter im fahlen Dämmerlicht begann er sein mühseliges Werk.



Der König im Werdt



Hans im Werdt stand vor seinem altmodischen behäbigen Hofeshaus und schaute die schnurgerade Ulmenallee hinunter, deren Bäume er selbst als Knabe gepflanzt hatte. Es war Mittag, die Sonne stand hoch am Himmel, und die Laubkronen der schlank gewachsnen jungen Bäume warfen runde Schatten um die Stämme auf den Weg. In dessen Mitte lag eine Bahn gelben Sonnenlichts. Auf dieser stillen, warmen Sonnenstraße bewegte sich ein großer, schwerfälliger Planwagen, von vier Braunen gezogen, langsam dahin.

Eine junge Frau, des Werdthöfers Schwester, saß auf der Steinbank bei der Haustür, und ihre Augen gingen, gleich denen des neben ihr stehenden Hofwirts, dem davonfahrenden Lastwagen nach. Jetzt schlug sie die Schürze vor das Gesicht und brach in Schluchzen aus. Ach Gott, ach Gott, wenn er nur heil wieder heimkommt, der Jürgen!

Der Werdthöfer schien nicht auf sie zu hören, seine hellen, scharfen Augen hingen an der Garnfuhre, die im Sonnenlicht langsam weiterrückte.

Er ist ungern fortgegangen, jammerte die Frau weiter. Du weißt wohl, daß er am Fuhrmannshandwerk keine Freude hat. Aber du zwingst ihn ja! Du hast ja Gewalt über ihn! Und wenn ihm unterwegs ein Unglück zustoßen sollte, so trägst du die Schuld daran!

Nun war der Karren endlich am Ende der Allee um die Ecke gebogen und hatte sich damit den nachschauenden Blicken entzogen. Jetzt erst sah der junge Hofeserbe auf die weinende Schwester hinunter. Warum gebärdest du dich so kindisch, Jette? sagte er. Die Straßen sind gegenwärtig sicher, und sie haben ihre Waffen bei sich. Und wenn dein Mann heimkommt und bringt die Karre leer, den Beutel aber gefüllt wieder mit, so weißt du, daß es euer Schade nicht sein wird. Du wirst dann wohl einsehen, daß das Fuhrmannshandwerk einträglicher ist als Bauernarbeit.

Aber der Jürgen ist ein ehrlicher Wuppertaler und kein jüdischer Handelsmann. Für die Feldarbeit ist er geschickt, du aber schickst ihn davon fort in Gefahren und Abenteuer hinaus.

Hans im Werdt, der Hofeserbe und Bleicher,

zuckte ungeduldig die Achseln. Der Jürgen taugt mir nun einmal zu dem Geschäft trotz seiner Schwerfälligkeit, weil er zuverlässig und besonnen ist, und weil er zur Sippschaft gehört und nicht gleichgiltig zur Sache steht wie ein gedungner Knecht.

So kannst du ja selbst die Garnfuhre auf die Märkte führen, du verstehst dich doch am besten auf den Handel, und dann könnte der Jürgen an deiner Statt während deiner Abwesenheit dem Werdt vorstehn. Ich meine, das sollte des Gutes Schaden nicht sein, denn mein Jürgen hat Geschick zur Landwirtschaft und ist ein tüchtiger und fleißiger Mensch!

Da fuhr der Bruder sie rauh an. Schweig, du Närrin! Der Hofeserbe allein gehört auf den Hof, und sonst keiner, am wenigsten der eingeheiratete Köttersſohn. Hier im Werdt hat dein Mann nichts zu verwalten, noch zu befehlen. Hier bin ich Vogt. Und nach mir wird es wieder mein Sohn. Und nur der! Wie lange wird es brauchen, bis du das verstanden hast? Damit wandte er ihr den Rücken zu und ging zurück ins Haus.

Die Jette, seine Schwester, aber sah ihm nach mit einem halb zornigen, halb verschüchterten

Blick. Ja, der! Der herrschsüchtige kluge Bruder! Mit seinem klirrenden Gelde gedachte er sie abzufinden, die doch auch ihr Erbanrecht auf den Vaterhof hatte. Nicht den kleinsten Spliß seiner großen Hufe geruhte er ihr und ihrem Manne als Erbgütlein abzutreten. Er war ein gewalttätiger und trotziger Mensch, und daß er ihren Jürgen jetzt auf die lange, gefahrvolle Reise schickte, das verzieh sie ihm nie, auch nicht um einen Haufen blanken Geldes willen.

Über den anklagenden Gedanken aber war ihr die Lust zum Weinen vergangen. Sie stand auf und ging in ihr Elternhaus, wo der Bruder jetzt als Vogt waltete, und wo ihr selbst und ihrem Mann und Söhnlein eine Kammer zum Wohnen angewiesen war nebst einem Platz am großen Gesindetisch, an dem ihr Bruder und seine Frau die Ehrenplätze des Hauswirts und der Hauswirtin einnahmen. Jürgen, der Kötterssohn aus der Voßkuhle, erhielt da freilich ein besseres Essen, als er daheim je zu kosten bekommen hatte. Trotzdem sehnte er sich nach einem eignen Herd, nach einem Erbgütlein, wäre es noch so klein gewesen, auf dessen Boden er ein Häuslein hätte erbauen können, um es bei seinem Tode seinem Sohne zu vererben.

Hans im Werdt führte aber andres im Schilde und beachtete die Wünsche des Schwestermannes nicht. Er hatte einen unternehmenden Geist und entwarf in seinem tatendurstigen Sinn hochfliegende Pläne, die nicht nur ihm selbst und seinen noch ungebornen Söhnen, sondern auch seinen Nachbarn im Tal bei der Wupper und allen andern Markgenossen im Barmer Gebiet zugute kommen sollten. Diese waren aber zum Teil schwerfällige, bedächtige und kurzsichtige Menschen, die nicht gleich dem Werdter Hofesmann den Vorteil, der sich aus dem Bleichergeschäft und dem Garnhandel erzielen ließ, erkennen wollten. Diese Zurückhaltenden anzuspornen und zu gleichem Tatendurst aufzuwecken, fühlte er sich berufen.

Darum ging er zu Arnd zu Wulffink, dem Schultheißen, und beredete sich mit ihm. Und weil es in dem Barmen damals weder eine Kirche noch ein Amts- oder Schulhaus gab, einigten sie sich dahin, daß der Fronbote umgehn und die Hofeserben zu einem friedlichen Geding auf die alte Solstätte des freien Hofs in dem Barmen laden wolle. Denn das Freihofgeding, zu dem sie alljährlich zusammenkamen, um ihre Klagen und Wünsche vorzubringen, ihre Toten anzusagen,

ihre Lehnshand zu erstehn und miteinander zu beraten, was da zu strafen, zu ändern und zu bessern wäre, war das einzige Band, das diese einsam auf ihren verstreut liegenden Höfen hausenden und ihren kleinen Sonderinteressen nachgehenden Hüfner miteinander verknüpfte.

So trat denn der Bote seine Wanderung an von Hof zu Hof und sagte allerorten seinen Spruch mit deutlicher und eindringlicher Stimme. Und auch auf die Höfe, die ihr Gericht in Wichmarkhusen hatten, begab er sich diesesmal, denn kein Barmer Hofesmann sollte bei dieser friedlichen Beratung auf der Dingstätte fehlen. Und am vorgeschriebnen Tage kamen sie die Berge heruntergestapft ins Tal von Nord und von Süd im hellen Morgensonnenschein, die großen, ernsthaften Menschen, die zwischen Wäldern und Bergheiden auf rauher Erdscholle hausten und nur ungern die beschwerliche Arbeit auf ihrer Hufe im Stiche gelassen hatten, um dem Gebot zu gehorchen und ihrer Pflicht als geschworne Hofeserben Genüge zu tun.

Als sie dann einer um den andern auf dem Herrenhof anlangten, fanden sie den Hofschulzen schon auf der alten steinernen Richtbank unter der großen Linde sitzen, und neben ihm den jüngsten der Hofeserben, Hans im Werdt, den

Lohnbleicher. Und sie bekamen diesesmal keine Klagen über Holz- und Wildfrevel und Erbschaftsangelegenheiten vorgetragen, auch führte nicht wie sonst ihr hünenhafter Schulze das Wort, sondern der schlanke junge Werdthöfer, der Sohn des verstorbnen Johannes im Werdt, stand auf und nahm das Wort, nachdem er blitzenden Auges die Reihen der geschwornen Hofesmänner auf und nieder gesehen hatte, forschend, ob sie sich vollzählig eingefunden hätten.

In eifriger Rede begann er ihnen auseinanderzusetzen, daß der Weg zur Wohlhabenheit für sie nicht im Ackerbau und in der Viehzucht, sondern in der Gewerbtätigkeit und im Handel liege. Seht nach den Städten hinüber, sagte er. Sind deren Einwohner nicht aus hörigen Leuten zu freien Bürgern mit eignem Besitztum geworden? Haben sie nicht Häuser und Gärten, die sie ihren Söhnen vererben dürfen ohne Kurmud und Herrenerlaubnis? Wie aber haben sie sich solches errungen? Mit ihrem Gelde haben sie sichs erkauft, mit dem Gelde, das sie sich durch Handel und Gewerbe verdient haben. Wir dagegen hier draußen auf dem Lande sitzen noch in der Weise unsrer Altvordern zu Lehen auf den Gütern, deren Boden der Schweiß unsrer Väter gedüngt

hat. Der Herr des Hofes fordert von uns Erben das beste Haupt unsrer Herden, ehe er uns die Lehenshand am Gut erteilt. Und ist ein böses Jahr über uns gekommen, und stand der Hafer schlecht, und war der Roggen taub, und hatten die adlichen Junker in ihren Jagden und Fehden unsre Felder verwüstet, sodaß manche von uns nicht wußten, womit im Winter ihrer Kinder hungrige Mäuler stopfen, wurden uns darum unsre Herbstabgaben erlassen oder geringer bemessen? Nein, das Wenige, das wir hatten, und mehr noch wurde uns abgefordert. Denn wir sind abhängig von unserm Hofesherrn, gleich seinen Dienstleuten sind wir geachtet.

Soweit hatten sie ihn reden lassen. Jetzt aber stand Haertlief zum Westen, ein reicher, geachteter Hofesmann, auf und gebot dem jungen Eiferer durch eine Handbewegung Schweigen. Was versuchst du Junger, uns zu verhetzen gegen unsern lieben gnädigen Herrn, der die Gewalt zu steuern hat in unserm Barmen? fragte er. Sind wir übler dran als unsre Nachbarn in den umliegenden Marken? Wer wollte wider die Kurmud murren? Unsre Väter haben sie auch bezahlt. Wen wollte es verdrießen, daß sein Erbe ihm als Lehen zuerkannt wird vom gnädigen Herrn? Der alte

Brauch will es so. Und darum sind wir Hüfner noch lange keine Hörigen oder Knechte, sondern selbständige Hofeserben, die als Schöffen sitzen dürfen beim freien Hofsgericht und weisen und vertreten ihr eignes Recht. Ist einem von euch je unrechte Gewalt geschehn, an seines Vaters Erbgut die Lehenshand vorenthalten worden oder einem gegeben, der sich nicht ans Gut zu sippen verstanden hätte? Wie sollten aber wir uns freien wollen von den Abgaben an Getreide und Vieh, die unsre Väter und Urgroßväter jederzeit ohne Widersetzlichkeit gezahlt haben? Denn wie es von jeher Brauch und Sitte gewesen ist, so wollen wir es getreulich weiter halten und es nicht anders verlangen, nicht besser noch schlechter. Das ist meine Meinung!

Haertlief zum Westen sah sich um nach diesen Worten, um festzustellen, ob die andern Geschwornen ihm beipflichteten. Sein Nachbar Godert zu Karnap nickte ihm bestätigend zu und sagte laut: Recht hast du! So denk ich auch, und so denken wir Altmodischen alle: Wie es bei unsern Vätern Brauch gewesen ist, so soll es auch bei uns Brauch und Gesetz sein!

Und noch einer von der Nordseite, Heinken zu Riechensched, stimmte bei: Wenn wir vom Brauch

der Väter abwichen, müßte unser Herrgott uns strafen!

Da rief Hans im Werdt voll Ungeduld, während sein schönes junges Gesicht bis unter die Haarwurzeln errötete: Ihr kurzsichtigen und übervorsichtigen Nachbarn, blindlings wollt ihr es weiter treiben nach eurer Väter Weise, heute noch, wo sich doch die Zeiten längst geändert und sich alle Werte gewandelt haben! Haben nicht unsre Großväter noch Hafer gegen Reis und Mehl gegen Fleisch vertauscht, anstatt solches für Geld einzuhandeln, und haben sie nicht noch geglaubt, der Wohlstand vermöge allein unter ihrer Hände Arbeit aus dem Boden herauszuwachsen? Wir aber wissen schon, daß Geld satt macht; daß für Geld alles käuflich ist, Eßwaren und Kleider und Häuser und Länder; daß Geld den Papst besticht, daß er Klosterschwestern verehelicht; und den Kaiser, daß er Unedle zu Rittern schlägt; und die Grafen, daß sie ihre Schlösser und Güter an Bürger und Bauern verkaufen. Das Geld aber, mit dem sich alles erkaufen läßt, das wächst nicht auf unsern rauhen Feldern, denn was unser armer Boden an Früchten trägt, ist nicht des Handelns wert. Dagegen unser klares Wasser, unsre Wupper, taugt die nicht ebensogut zum Bleichen des Garns

als wie die Ruhr? Seid ihr aber in Werden, in Witten und Hattingen gewesen und habt die großen Bleichbleche gesehen und habt die Leute nicht gefragt, warum sie so eifrig ihr Geschäft betreiben? Sonst hättet ihrs erfahren: um des Geldes willen! Und seht unsre nächsten Nachbarn, die Elverfelder an, wie sie sich regen und plagen. Die sind dem Rhein um einige hundert Fuß näher als wir Bärmer, daher mag es kommen, daß ihr Sinn beweglicher ist und leichter als der unsre. Aber auch ihr Besonnenen und Langsamen versteht euch längst auf das Geschäft des Garnbleichens, denn die meisten von euch bleichen das eigengesponnene Garn für ihren Hausbedarf selbst, bleichen es auch wohl einigen Nachbarn für geringe Bezahlung. Aber das Bleichen als ein einträgliches Geschäft zu betreiben, darauf versteht ihr euch noch nicht. Soll das Gewerbe unserm Tal eine richtige Geldquelle werden, so müssen wir alle zusammenstehn und uns nach dem Muster der Städte eine Ordnung schaffen und gleichwie die Zunftgesellen einer Innung zusammenhalten und unsre Nahrung nach vereinbarten Rechten und Gesetzen zum allgemeinen Nutzen betreiben. Unsre Söhne müssen wir nach den großen niederländischen Handelsplätzen, nach Antwerpen und

Amsterdam schicken, daß sie sich dort umsehen auf den Märkten und von den Kaufleuten und Händlern lernen, sodaß sie hernach unsern Garnfuhren das Geleit geben und den Verkauf und den Einkauf auf kluge Weise verrichten können.

Hier aber wurde der redegewandte Eiferer zum zweitenmal von Haertlief zum Westen unterbrochen. Das sollte uns fehlen, unsre Söhne in die Städte zu schicken! sagte er, und in seiner Stimme zitterte verhaltner Groll. Sollen sie sich auf den Heerstraßen herumtreiben wie die Juden und andres fahrendes Gesindel? Sollen sich unsre Söhne, die künftigen Hofeserben, auf den fremden Märkten herumstoßen lassen als verachtete Handelsleute, deren Heim und Namen niemand kennt? Nein, mögen sie das Feilschen und Geldschachern den Juden überlassen wie bisher und seßhaft bleiben, wie es ihre Väter immer gewesen sind! Denn vor uns selbst müßten wir Alten uns schämen, stießen wir unsre eignen Kinder in die Abenteuer und Gefahren der Heerstraße und Städte hinaus, in der Fremde unsre Barschaft zu mehren! Wie mancher würde nimmermehr heimkehren! Und auch den andern, den Zurückgekommnen, die an ihrem Leibe da draußen nicht Schaden genommen hätten, in ihrer Seele aber

unlustig und ungeschickt geworden wären für die harte Arbeit des Landwirts, wie sollten wir ihnen ohne Scham in die Augen sehen können!

Hans im Werdt fuhr dem Haertlief wieder aufflammend ins Wort: Wie sie heimkommen würden, deine Söhne, Westhöfer? Als gestählte, erfahrne, unerschrockne Männer, klüger und weitsichtiger und geschickter geworden durch ihre neuen Kenntnisse von ausländischem Wesen, Recht und Brauch, gestärkt in Gefahren, gewöhnt, überall ihren Mann zu stehn, schnell entschlossen und doch besonnen zu handeln. So würden deine Söhne dir wiederkommen und würden dir einen Beutel Geldes heimbringen. Das Geld, das du so gut wie wir andern nötig hast, Nachbar! Das Geld, mit dem sich alles kaufen läßt. Noch glaubt ihr mir nicht, wenn ich euch sage, daß in kurzer Zeit auch dieser Herrenhof und seine Rechte für Geld käuflich sein wird, und wir unsre Hand- und Gespanndienste in Geld werden abtragen dürfen, aber erleben werden es wohl noch manche unter euch! Erleben wenigstens sollt ihr noch das Wunder, das am Werdt geschehn wird! In zwanzig Jahren soll er anzusehen sein wie ein Herrenhof, seinen Garten und seinen Fischteich soll er haben. Und ein neues festes Haus, wie sie in den Städten

gebaut werden, will ich aufrichten und will das Land vom Herrn kaufen, auf dem es stehn wird, und will es meinem Sohn vererben als freies Eigentum. Nicht nur die Hand soll er erben an seines Vaters Gut, sondern ohne Kurmud und Herrenerlaubnis soll er es empfangen als Eigentümer, und soll sagen dürfen, auf seinem Grund und Boden stehend: Hier bin ich König!

Hans im Werdt war schön anzusehen, als er diese stolzen Worte sagte, eine feurige Begeisterung leuchtete ihm aus den Augen. Die Hofeserben sahen einander verwundert an und schüttelten die Köpfe über diesen jungen, überklugen und unternehmungslustigen Menschen, der sich erkühnte, ihnen Vorschläge und Vorschriften zu machen.

Und die Altmodischen, die von Wickeringhus, von Riechenscheb und von Heckinghus brachen in ein spöttisches Lachen aus. Er hat gut reden, höhnten sie, der mit seinen durchwässerten Wiesen bei der Wupper! Wo sollen aber wir auf den Bergen das Wasser herleiten?

Andre, Vorsichtige schwiegen und dachten: Mögen die andern sich zusammentun und die neue Nahrung ausprobieren, vorerst sehen wir noch lieber unser Heu als fremder Leute Garn auf unsern Wiesen liegen. Wir wollen zusehen und abwarten.

Nur einige, die bei der Wupper begütert waren, gaben ihm die Hand und sagten: Wir sind dabei! Doch die wurden übertönt von den Widersprüchen und Spottreden der übrigen.

Mehrmals hatte Arnd zu Wulffink, der Hofschulte, den eifrigen Redner zu unterbrechen versucht, und sein gutmütiges rundes Gesicht war vor Ärger gerötet. Denn stand er nicht da in seiner ganzen Größe als Heger des Gerichts und hatte des lieben gnädigen Herrn Rechte zu vertreten? Und hatte dieser Grünschnabel von Hüfner nicht an althergebrachten Herrenrechten mit frechen Worten zu rütteln versucht? Was wollte der? Dem Herrn Land abkaufen, sich gebärden wie ein Ritterbürtiger? Ein Aufwiegler, ein Leuteverderber war dieser neuerungssüchtige, geldgierige Bleicher mit seinen verwegnen Gedanken und Plänen. Nun ärgerte er sich schwer, ihm diese Versammlung an der alten heiligen Dingbank erlaubt und selbst zusammenberufen zu haben.

Und als Hans im Werdt, Johanns Sohn, nun zornigen Herzens und hocherhobnen Hauptes, die schmalen Lippen fest zusammengekniffen, das Hofesgeding verließ, in das er voll freudiger Begeisterung getreten war, da rief des Schulzen dröhnende Baßstimme ein Spottwort hinter ihm

her: Seht, Nachbarn, da geht der zukünftige König im Werdt!

Da lachten sie alle und fanden es einen guten Namen für den jungen Werdthöfer. Sie wiederholten es untereinander und freuten sich daran: Da geht er, der stolze König im Werdt!

Und Hans im Werdt vermochte den Spitznamen nicht mehr abzuschütteln sein Leben lang. Sahen die Nachbarn ihn auf seinem Bleichblech das Garn mit seinen Knechten besprengen, so spotteten sie: Da sät er nun Geld, der König im Werdt! Und als es laut wurde, daß sich der Werdter Hofeserbe vom Amtmann auf der Beyenburg die Erlaubnis zur Erbauung eines Hauses auf seiner Hufe geholt hatte, lachten sie wieder: Da baut er schon das Haus für den zukünftigen Thronerben, schade nur, daß dieser so lange verzieht, bis er endlich geruht, seinen Einzug zu halten in seines Vaters Königreich! So redeten sie, weil der Werdthöfer bisher noch vergeblich auf einen Sohn gewartet hatte.

Hans im Werdt hatte nicht acht auf all den Spott. Sie sollen sehen! Ich werde es erzwingen! Eines Tages werden sie erkennen, daß ich wahr gesprochen habe! So schwor er sichs zu.



Zwei Monate waren vergangen, seitdem die Garnfuhre des Werdter Bleichers in der hellen, stillen Sonnenbahn die Ulmenallee hinausgefahren war. Jetzt sauste der Sturm durch die Baumkronen, die schlanken Stämme bogen sich ächzend, als die vier stämmigen Braunen des Werdthöfers am Ende der Allee wieder auftauchten. Sie kamen aber diesesmal nicht, wie es sonst ihre Art war, in vollem Trabe herangestoben. Der Knecht, der auf dem Handpferd saß, zwang sie, einen langsamen Schritt einzuhalten, sogar jetzt im Angesicht des heimatlichen Stalles. Und der Sturm übertönte mit seinen wilden, heulenden Geräuschen das Knarren der Räder.

Dennoch nahm Jette ahnenden Sinnes drinnen im Hause das Nahen des Gefährtes wahr. In Eile riß sie ihren kleinen Sohn, der spielend am Boden saß, in die Höhe, nahm ihn auf den Arm und lief mit ihm hinaus. Unter dem ersten Baum der Allee aber blieb sie jählings stehn, als schlage eine unsichtbare Hand sie zurück. Der atemberaubende Wind zerrte ihr an Haaren und Kleidern, er riß das welke Laub vom Boden auf und trieb es im Wirbel durch die Luft. In diesem wilden Tumult kam der Viererzug laut-

los und langsam heran wie ein Gespenst. Und wie der Knecht, der vornübergebeugt auf dem Rücken des vordersten Tieres hockte, das Weib mit dem Kind auf dem Arm unter dem Baume stehn sah, hielt er die Pferde an.

Da stieß Jette einen lauten Schrei aus, stellte das Kind hastig auf den Boden und lief auf das Fuhrwerk zu. Ehe der Knecht Zeit gefunden hatte, von seinem Tier abzusteigen, war sie an ihm vorbeigerannt, zerrte an dem Plantuch, das die Karre überspannte, und riß es auseinander. Nun schrie sie zum zweitenmal auf, und diesmal so gellend, daß es drinnen im Hause gehört wurde.

Auf dem Boden der leeren Karre lag, von einer Decke bedeckt, ein verstümmelter Leichnam. Über dem Gesicht des Toten hatte sich das bergende Tuch verschoben, und Jette hatte in ihm ihren Mann erkannt.

Mitleidig trat der Knecht an sie heran. Seht nur lieber nicht hin! Wir sind überfallen worden. Und weil der Fuhrmann den Wegelagerern den Geldbeutel verweigert hat, haben sie ihn umgebracht. Er hat sich lange gewehrt, und ich hab auch nicht müßig dabei gestanden, aber sie sind zu sechs gewesen. Mit dem Gelde sind sie dann

eiligst davon gestoben, und ich hab den Fuhrmann aufgehoben und weich gebettet in den Karren. Aber tot war er und blieb er. Und ich mußte noch froh sein, daß sie mir die Pferde zurückgelassen hatten.

Die Frau, zu der er sprach, hörte ihn schon nicht mehr, leblos lag sie am Boden neben dem großen Karrenrad. Verlegen starrte der Knecht auf sie hinunter und wußte nicht, ob er sich bücken und sie aufheben sollte. Da schob ihn eine nervige Hand rauh beiseite. Der Wirt war herangekommen, riß jetzt das Plantuch auseinander, und wie er den Toten daliegen sah, wich ihm alles Blut aus dem Gesicht.

Der Knecht tat einen tiefen Atemzug, durch den seine Angst vor dem strengen, gewalttätigen Brotherrn hörbar hindurchzitterte, und wollte sich anschicken, seine Erzählung zum zweitenmal herzusagen. Aber ohne ihn zu beachten und eine Frage an ihn zu richten, bückte sich der Hofwirt und hob seine Schwester auf. Er sah ihr in das weiße Gesicht, nahm sie wie ein Kind in seine sehnigen Arme und ging mit ihr dem Wind entgegen zu dem Hause zurück.

Das Kind aber, das Jette unter dem ersten Baum auf die Erde gestellt hatte, war allein

hinter der Mutter her bis zur Karre gelaufen, und jetzt mühte es sich auf seinen kurzen Beinchen, dem Ohm, der die Mutter auf seinen Armen trug, zu folgen. Und eine zornige, schrille, hohe Kinderstimme durchschnitt das heulende Sturmestreiben und drang bis ans Ohr des Königs im Werdt: Was machst du mit der Mutter, du Böser — du Böser — du — du — wart! Aber der Wind fuhr unbarmherzig gegen den ganz kleinen Jungen an, sodaß er umfiel und verstummte.

Der Knecht hob ihn auf und trug ihn bis unter die Haustür. Drinnen in der Kammer unter den pflegenden Händen der Hauswirtin, des Werdthöfers zaghafter, stiller Frau, kehrte Jette schnell das Bewußtsein zurück. Mit verstörten Augen sah sie fragend um sich. Als sie aber ihres Bruders ansichtig wurde, der nahe vor ihr stand, nicht aufrecht wie sonst, sondern gebeugt und demütig, wie sie ihn nie gesehen hatte, kam ihr die Erinnerung an das Geschehene wieder, und Schmerz, Verzweiflung und eine gehässige Wut verzerrten ihr bleiches Gesicht. Mit dem Finger zeigte sie auf ihn und schrie mit gellender Stimme: Du bist schuld! Du hast ihn den Straßenräubern in die Arme gejagt, du, du

bist der Mörder! Du geldgieriger, du grausamer, du hartherziger Mensch! Du hast meinem Kinde den Vater gemordet — du —

Langsam richtete sich Hans im Werdt auf unter den Anklagen, die seine Schwester ihm wie Wurfgeschosse an den Kopf warf. Sie war zu weit gegangen, sie hatte zu laut geschrien, und ihre vergifteten Pfeile flogen über das Ziel hinaus. Wäre sie stumm geblieben und bleich und leblos, wie er sie in der Allee am Boden gefunden hatte, er hätte die Augen vor ihr niedergeschlagen; vor dieser kreischenden, rachsüchtigen Frau aber gewannen Trotz und Hochmut die Oberhand. Überlegen und verächtlich sah er auf die Wütende hinunter. Du redest im Fieber, sagte er, und seine Stimme hatte einen kalten Klang. Ich habe die Straßenräuber nicht auf ihn gehetzt! Gefahren lauern dem Menschen allerorten auf, hier im Tal so gut wie draußen. Der Blitz kann überall einschlagen, und in der Wupper kann der Mensch ersaufen so gut wie im Rhein. Warum willst du die Schuld auf mich wälzen? Zieh unsern Herrgott zur Rechenschaft, denn der ist der Schuldige. Und ist dein Mann nicht im Kampfe wider das Diebsgesindel eines ehrenhaften Todes gestorben, dessen sich

kein Ritter zu schämen brauchte? Ja, wenn er wie ein Feigling den anvertrauten Geldbeutel ihnen zugeworfen hätte, um sein Leben dafür zu erkaufen, so müßte sich sein Sohn des lebend heimgekehrten Vaters schämen, jetzt aber darf er stolz auf den Toten sein. Willst du es nicht auf diese vernünftige Weise ansehen, Jette?

Während der Rede des Bruders sank Jette langsam in sich zusammen, und es war, als vertauschten sie die Rollen, als würde aus der Klägerin die Schuldige. Seiner geistigen Überlegenheit gelang es ja immer, sie zu verschüchtern und zu demütigen. Er war immer der Stärkere gewesen, der Hauswirt und der Vogt, sie war nur eine Magd im Hause, obschon auch sie Johann im Werdts Tochter war.

Hilfesuchend sah sie jetzt um sich. Aber die Hausfrau hatte sich in die andre Ecke der Kammer geschlichen, da beugte sie sich tief über den Spinnrocken und machte sich mit ihren magern, zitternden Händen daran zu schaffen. Nein, von der hatte sie keinen Beistand zu erwarten, die war noch feiger und schwächer als sie selbst.

Da klang ein weinerlicher Ruf von der Tür her: Moederken! Moederken! Ihr kleiner Sohn stand da und streckte die Arme nach ihr aus.

Da sprang sie auf und riß ihn an sich und flüchtete sich mit ihm in die Kammer, die ihr und ihres Mannes Heimwesen vorstellte, schloß die Tür fest hinter sich zu und setzte sich auf das breite Ehebett mit dem kleinen Hermann auf dem Schoß und redete da, unter heftigem Schluchzen, leise und eindringlich auf ihn ein: Nun ist dein Vater tot, mein arm Jongchen! Und der Ohm ist doch schuld daran, wenn er es auch nicht wahr haben will. Er hat den Vater auf die unsichern Straßen geschickt, und wenn du groß bist, wird er dich auch hinausschicken wollen. Aber das tun wir nicht. Da widersetzen wir uns! Hörst du, nie wirst du ihm seine Garnfuhren geleiten, mag er es selbst tun oder seine Knechte schicken. Du wirst immer hier im Werdt bleiben, und er muß dir einen Spliß von der Hufe abtreten, der König im Werdt, denn das kommt dir zu. Du bist der Enkelsohn des letzten Hofeserben! Das darfst du nie vergessen, Hermännchen, mein Jongchen! Nie, nie, hörst du!

Während so Jette in ihrer Kammer leise und leidenschaftlich mit ihrem verwaisten Kinde flüsterte, wurde draußen auf den Nachbarhöfen bei der Wupper schon laut über das Unglück verhandelt, das des Königs im Werdt Schwestermann be-

troffen hatte. Anklagende Stimmen wurden laut. Gottes Finger! sagten sie. Der geldgierige Garnbleicher, der uns überreden wollte, die eignen Söhne in die böse Welt hinauszuschicken, hat nun einen deutlichen Fingerzeig erhalten, wie unser Herrgott über die Sache denkt! Nun wird er fein still werden, der kluge Hans!

Hans im Werdt aber achtete nicht auf das Gerede der Leute. Er gab dem Toten ein ehrenvolles Begräbnis und behielt dessen Witwe und Kind nach wie vor bei sich im Hause. —

Im folgenden Jahre aber geleitete er die Garnfuhre, die sein und seiner Nachbarn Waren trug, selbst an ihren Bestimmungsort. Und als er heil wieder heimkehrte mit geschwollner Geldkatze, verstummte das anklagende Gerede der Leute.

Als nach fünfjähriger kinderloser Ehe die Hausfrau des Werdthöfers einem Sohn das Leben schenkte, und ein großes Tauffest angesagt wurde, ging ein Lachen durchs ganze Wuppertal. Hätten sie damals schon ein eignes Glockenwerk in den Barmen gehabt, an diesem Tage würden sie die Glocke kräftig gerührt haben, um es dem ganzen Tal kundzutun: Der König im Werdt läßt seinen Sohn taufen! Endlich hat er sich ihn vom Himmel ertrotzt, der eigensinnige Weltverbesserer!

Lustige, lärmende Tage sah nun der alte Werdt. Es gingen viele aus und ein auf dem Hofe. Jette hatte gewaltig zu tun mit Backen und Kochen, denn es waren viele Gäste zum Tauffest geladen worden.

Und der Wirt ließ Bauleute aus Köln kommen, die begannen auf dem abgesteckten Platz den Boden auszuheben zum Bau des neuen Hauses. Es soll groß und stattlich werden, sagte der König im Werdt, und soll eine aus festem Stein gemauerte Kammer haben neben der Fürstattstov, zum Aufbewahren des Garnes, die soll mit einer schweren mit Nägeln bespickten Tür gegen Feuer und Diebe gesichert werden. Das Haus soll mein Sohn einst zum Erbe erhalten, wenn er zu Jahren und Verstand gekommen ist und sich umgesehen hat in der Welt. Ich aber will dann mit meiner Hausfrau wieder hinüberziehn in das alte Haus meines Vaters und dort in Frieden meine Tage beschließen. Dann soll der Junge allein in seinem Hause herrschen als ein freier Mann.

Am zweiten Tage des Tauffestes wurde es gegen Abend endlich still im Werdt. Der letzte Gast hatte sich verabschiedet und taumelte nun langsam in der grauen Abenddämmerung zwischen den Ulmen davon.

Da ging Hans im Werdt in die Kammer, wo die Wöchnerin lag. Sie lag mit glühendroten Wangen in den Kissen und sah dem Eintretenden mit unheimlich glänzenden Augen entgegen. Am Fußende des Bettes lag das Kind in der großen hölzernen, kunstvoll geschnitzten Wiege und schlief.

Der Mann beugte sich zuerst über das Kind, sah es lange prüfend und mit zufriednen Blicken an und trat dann erst an das Bett der Frau. Mit einem seltsamen Blick, den er nicht an ihr kannte, schaute sie ihn da an. Hab ich es Euch nun recht gemacht? Seid Ihr jetzt zufrieden? fragte sie mit heiserer, schwacher Stimme.

Er nahm eine ihrer verarbeiteten Hände, die lang ausgestreckt auf der Bettdecke lagen, und streichelte sie. Es ist ein prächtiger Junge, sagte er, du bist mein gutes Weib, du wirst ihm auch eine gute Mutter sein. Wir wollen ihn miteinander zu einem tüchtigen Menschen heranziehn. Die Leute sollen sich einmal wundern über unsern Jungen!

Da ließ die Frau den erhobnen Kopf in die Kissen zurückfallen und sagte kurz und trocken: Sprecht nicht immer von den Leuten! Ihr sollt den Jungen nicht für die Leute erziehn, sondern für unsern Herrgott!

Des Mannes Augen wurden groß vor Verwunderung. Diese Frau, mit der er fünf Jahre gelebt hatte, hatte ihm noch kein einzigesmal widersprochen, und nie war es ihr eingefallen, eine eigne Meinung zu haben. Und jetzt hatte sie in einem Tone zu ihm gesprochen, aus dem es wie Drohung klang.

War die Frau krank? Er mußte es wohl glauben. Er ging zur Tür und rief nach der Schwester. Jette kam sogleich dienstbeflissen herbei und lief zur Wiege. Aber der Bruder gab ihr mit einem Augenwink zu verstehn, daß sie sich nach der Frau umzusehen habe, die jetzt mit geschlossenen Augen und fest zusammengekniffnen Lippen dalag.

Jette befühlte nun mit besorgt werdender Miene die brennende Stirn und die trocknen Hände der Wöchnerin.

Da machte diese eine ungeduldige Wendung. Geht doch alle fort, sagte sie. Den ganzen Tag sind Leute an meinem Bett gewesen. Ich will kein Gesicht mehr sehen und keine Stimme mehr hören. Geht ihr beide doch auch und laßt mich allein. Ich bin müde.

Jette sah den Bruder an und schüttelte bedeutungsvoll den Kopf. In ihrer Kammer hatte

sie einen Kräutertee in Verwahr, der alle denkbaren Schäden und Gebresten heilte. Sie lief und braute ein Tränklein daraus. Das flößte sie der Fiebernden ein. Nun wird sie schlafen, und morgen ist das Fieber fort, und sie ist wieder die Alte, sagte Jette. Das Kind will ich die Nacht zu mir nehmen, damit sie ihre Ruhe hat.

Der König im Werdt, der mit seinen Gästen viel getrunken hatte an diesem Festtag, schlief in der Nacht einen tiefen, bleiernen Schlaf.

Und Jette war es, die zuerst am Morgen mit dem Kind im Arm ans Bett der Schwägerin trat. Da stieß sie einen Schrei aus, der den Hauswirt herbeirief. Ohne Warnung, ohne jemand herbeizurufen oder nach dem heiligen Sakrament zu verlangen, war die Frau in der Nacht in aller Stille und Heimlichkeit von ihrem Mann und ihrem kleinen Kinde weggestorben.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe der sonst so schnelle Werdthöfer die Tatsache begriffen hatte. Sah doch der gehorsamen, diensteifrigen Frau dieses heimliche Davonlaufen von Pflicht und Amt so unähnlich. Vorwurfsvolle, heftige Worte drängten sich ihm auf die Lippen, mühsam würgte er sie hinunter, weil die, der sie bestimmt waren, mit keinen Worten mehr zu erreichen war. Unbe-

kümmert um die Folgen war sie davongegangen! Und sie war doch die Mutter seines Sohnes, und so ein kleines Kind brauchte notwendig eine Mutter.

Hans im Werdt strich sich mit der Hand über die Stirn, auf der kalte Schweißtropfen perlten. Daß er so machtlos dastand vor dem Geschehenen, daß sich nichts daran ändern ließ, und er nicht mehr einzugreifen vermochte, das peinigte und demütigte den starken Mann, sodaß er qualvoll aufstöhnte. Das Kind braucht doch seine Mutter!

Da kam die gutmütige Schwester diensteifrig um das Bett herum. Ich werde für das Kind sorgen, gräme dich nicht! sagte sie.

Er nahm ihr das Kind aus dem Arm und sah lange auf das kleine runde Gesicht hinunter, bis sich seine Augen feuchteten. Dann gab er ihr das Kind zurück und sah sie an mit einem Blick, der ihr bis ins Innerste drang. Ich weiß wohl, was dir im Herzen steckt seit Jürgens Tod, sagte er. Aber wir sind von einem Blut, und von unsrer Sippschaft lebt niemand mehr als du und ich. Du bist also die nächste dazu, dem Kinde die Mutter zu ersetzen. So will ich es dir anvertrauen, Jette, denn du bist meine Schwester.

Jette schluchzte auf. Ich will mein Bestes tun, Bruder, ja, das will ich, beteuerte sie, und es war ihr Ernst mit ihrem Versprechen. —

Unter Jettens gewissenhafter Pflege und seines Vaters wachsamem Auge gedieh das Kind denn auch zusehends. Als es kaum drei Jahre alt war, trippelte es schon an der Hand des Vaters auf den Feldern und Wiesen des Werdts umher.

Siehst du, mein Junge, da wächst unser Roggen; er steht gut dieses Jahr, sagte der große Mann zu dem ganz kleinen Sohn, und dieser nickte lustig mit dem Kopfe und lachte. Hier im Bungert die dünnen kleinen Bäume habe ich letztes Jahr erst gepflanzt; wenn du groß bist, dann werden sie tragen. Du wirst dann stolz auf die großen gelben Äpfel sein, denn solche hat niemand hierzulande, ich habe sie aus Frankreich mitgebracht und mit teuerm Gelde bezahlt. Denn mit Geld kann man alles kaufen, das mußt du dir merken.

Sie gingen über die Bleiche, durch die Reihen weißer Garnstränge. Der Vater füllte die Giete mit Wasser, und der Sohn durfte die dicken, weichen Kinderhände hineintauchen und das Wasser umherspritzen, daß es in schillernden Tropfen an den Garnfäden hängen blieb. Dabei kreischte das Kind hell auf vor Vergnügen, und der König im

Werdt nickte ihm befriedigt zu. Du wirst einmal ein tüchtiger Bleicher werden, Hänneskken, sagte er.

Sie sahen sich auch gern in dem im Bau begriffnen Hause um zu der Zeit, wo die Bauleute auf dem Hofe beieinander saßen, ihr Vesper aßen und Rast hielten. Sie kletterten dann zwischen den neu aufgeführten Hauswänden umher. Und der große Hans ließ den kleinen Hans gegen eine Mauer klopfen, die aus massivem Stein errichtet war. Dahinter kommt der Garnkasten zu liegen, sagte er in eindringlichem, geheimnisvoll gedämpftem Ton, der dem Kinde wie ein Schreck ins Herz drang, daß es die Augen weit aufriß und die kleinen Hände ängstlich zurückzog von der kalten, harten Wand. Wenn wir zwei erst miteinander die schwere Tür von unsrer Schatzkammer auf- und zuschließen werden, Hans, mein Junge!

Wenn so die beiden miteinander Hand in Hand im Werdt einherpilgerten und alles betrachteten, befühlten und beredeten, lief meist noch ein dritter mit, ein rothaariger, kurzhalsiger Junge, doppelt so groß wie der kleine Hans und halb so groß wie der große. Das war Hermann, Jürgens Sohn. Der lief hinter den beiden her, die sich

nicht um ihn kümmerten, und wenn er auch nicht mitsprach, wandte er doch kein Auge von ihnen, und oft ging plötzlich ein listiges Lächeln über sein rundes bäurisches Gesicht, sodaß er in diesen Augenblicken trotz seiner kurzen Kindergestalt einem boshaften und verschmitzten alten Manne ähnlich sah.



Drei Jahre lang hatte der König im Werdt seine Hufe nicht mehr verlassen, um sein und der Nachbarn Garn auf die großen Märkte zu bringen. Um seines Kindes willen war er zu Hause geblieben. Im vierten Jahre aber konnte von den Nachbarn keiner der gemeinsamen Garnfuhre das Geleit geben; Hans im Werdt mochte sie nicht der Obhut der Knechte anvertrauen, und so nahm er zärtlich Abschied von seinem pausbäckigen Jungen, übergab seinem nächsten Nachbar und Jugendfreund, Nolde bei der Wupper, die Aufsicht über die Hofwirtschaft und begab sich auf die Reise.

Jette, der die Führung des Haushalts und die Wartung des Bruderkindes während des Hauswirts Abwesenheit auf den Schultern lag, sah seiner Heimkunft voll Ungeduld entgegen. Schon

rückte der mutmaßliche Tag seiner Rückkehr heran, als der kleine Hans plötzlich erkrankte und alles Essen und Trinken hartnäckig verweigerte. Jettens Kräutertrank und alle Sympathiemittel der herbeigerufnen Nachbarinnen wollten nichts helfen. Händeringend saß Jette am Bett des Kindes, das ihrer Obhut anvertraut war, und sah zu, wie das kleine Gesicht immer heißer erglühte, und die junge Brust immer mühevoller nach Atem rang.

Die dienstbeflissenen Nachbarinnen steckten flüsternd die Köpfe zusammen, sie waren sich alle einig, daß das Kind vom bösen Blick getroffen und behext worden sei von irgendeinem, der dem König im Werdt aus Neid oder Groll ein Leid zufügen wollte. Denn der Werdthöfer war ein zu eifriger, stolzer und rücksichtsloser Mann, als daß er mit jedermann Freundschaft hätte halten können.

Nun wußte sich Jette nicht mehr zu helfen. Die Nachbarinnen waren heimgegangen. Sie aber lief zwischen dem kleinen Krankenbett und dem Fenster von Angst gepeinigt hin und her und spähte hinaus, die Allee hinunter, um zu sehen, ob der Bruder und sein Wagen noch nicht zu sehen wären. Und jedesmal, wenn sie an das

Bett zurückkehrte, erschrak sie mehr über das veränderte Aussehen des kranken Kindes. Sie sah wohl, daß der Tod mit sichern Schritten herankam, und die Furcht bemächtigte sich ihrer, daß er eher noch als der heimkehrende Vater an des Kindes Bett stehn würde.

In ihrer Angst riß sie das Fenster auf und rief der Magd zu, die da beim Pütt ihren Eimer füllte, sie solle hinüberlaufen auf den Seelhof und das Bestemoderken dort bitten, für den kranken Sohn des Werdthöfers zu beten, daß er noch einige Tage am Leben bleiben möchte.

Und die Magd lief über den Hof, daß ihr die Röcke flogen, aber schneller als sie den Seelhof erreichte, hatte der Tod seinen Weg in das Werdter Haus gefunden, und Jette hielt schon ein totes Kind in den Armen, als sich die fromme alte Frau auf dem Seelhof anschickte, für den kleinen Hans, Hansens Sohn, zur mildtätigen Gottesmutter zu beten.

Und der Erbe vom Werdt mußte ohne seines Vaters Geleit zu Grabe getragen werden. Jette hatte alle Hausfrauenpflichten, soviel in ihren Kräften stand, erfüllt, einen stattlichen Leichenschmaus bereitet, die Gäste dazu laden lassen, und was es sonst bei der Trauerfeierlichkeit zu

bedenken und zu tun gab, mit der Hilfe des Notnachbars Nolde bei der Wupper erledigt.

Aber als nun die Freundschaft Hans im Werdts im Trauerhause zusammenkam und von keinem Hauswirt empfangen wurde, sahen sich die Leute befremdet an. Sie gingen über die große Diele und in die Vorderkammer, aßen und tranken, schauten neugierig in alle Winkel und konnten das Gefühl, als ob sie sich unrechtmäßigerweise in des abwesenden Mannes Haus eingeschlichen hätten, nicht los werden. Der eine oder der andre trat jeweilig unter die Haustür, um die Allee hinunter zu sehen, ob nicht etwa der Hauswirt unerwartet heimkäme; dann hätte sich die Mehrzahl der Gäste sicher gern zur Hintertür in aller Stille davongemacht.

Wie sie dann ehrbarlich in Reih und Glied im Trauerzuge nach dem Schwelmer Kirchhof hinaufpilgerten, wechselten sie bedeutsame Blicke miteinander, und einzelne sprachen es auch mit dürren Worten aus: So geht es, wenn ein Hofeserbe in der Welt herumreist, anstatt daheim seiner Wirtschaft in Ehren vorzustehn. Kommt er heim, so findet er sein Kind nicht mehr und muß sich erst von den Nachbarn erzählen lassen, wie es bei dem Begräbnis zugegangen ist!

Jette hatte ihre eignen Gedanken, wie sie da, mit ihrem stämmigen Jungen an der Hand, als erste Leidtragende hinter dem kleinen Sarge her denselben Weg ging, den sie bei ihres Mannes Begräbnis gegangen war. Sollten ihre geheimsten Wünsche nun doch noch in Erfüllung gehn? Sollte Jürgens Sohn der alleinige Erbe vom Werdt bleiben? Würde der stolze, eigenwillige Bruder endlich den Gottesfinger beachten?

Aus diesem Gedankengang heraus aber beschlich sie die Furcht, der Bruder möchte bei seiner Heimkehr den Verdacht auf sie werfen, sie habe des Kindes Pflege absichtlich vernachlässigt, weil es der Zukunft ihres eignen Sohnes im Wege stand.

Als Jette wenige Tage später gegen Mittag von fern Räderknarren sich nähern hörte, und Hermann atemlos herbeigerannt kam mit der Kunde: Der Oheim kommt! da schob sie eilig ihren Knaben in ihre Kammer und verschloß die Tür hinter ihm.

Sie selbst aber lief zur Hintertür heraus und hinüber auf den Noldeschen Hof und flehte den Nachbar an: Schützt mich vor dem Wirt, der eben heimkommt! Wenn er hört, daß sein Sohn tot und begraben ist, tut er mir ein Leid an! Er ist ein heftiger und schneller Mann.

Kommt Ihr mit hinüber, Nachbar, und sagt es ihm, ich fürchte mich.

Da ging der Wuppermann, des Werdthöfers Freund, mit ihr, und als sie durch die Hintertür ins Haus traten, hielt sich Jette hinter dem breiten Rücken des Nachbars versteckt. Sie sahen, daß der Hauswirt mit seinem Karren auf dem Hof angefahren war und sich an dem kleinen eisernen Kasten, der unter dem Wagen angebracht war, zu schaffen machte.

Mich wundert, daß er noch nicht nach dem Kinde gerufen hat, murmelte Jette. Aber der Werdthöfer holte erst aus dem eisernen Kasten den schweren Geldbeutel hervor, der außer dem eignen Gewinn noch den der benachbarten Bleichergenossen enthielt, für die er die Beförderung und den Verkauf ihrer Ware besorgt hatte. Dann erst sah er suchend um sich. Es begann ihn wunder zu nehmen, daß sich niemand von seinem Hausgesinde auf dem Hofe blicken ließ.

Unter der Haustür trat ihm Nolde bei der Wupper entgegen. Die beiden Männer sahen sich an. Da verfärbte sich der vom Werdt und fragte: Was ist geschehn?

Es ist ein Unglück —

Das Kind?

Ja, das Kind!

Laß mich herein! Mit rauhem Griff schob er den Nachbar beiseite, streckte den Kopf suchend vor, und es sah aus, als wollten seine hellen, scharfen Augen aus ihren Höhlen hervorspringen. Wo ist das Kind?

Aufkreischend wich Jette vor ihm zurück. Ich kann nichts dafür! Ich habs gepflegt, so gut ich konnte — ich hab alles getan —

Tot? fragte er und faßte Jette am Arm mit einem so eisernen Griff, daß ihr ein Schmerzens-laut entfuhr. Das Kind ist tot? Schon aus dem Haus — auf dem Kirchhof? Mein Sohn, der Erbe vom Werdt? Warum? So rede doch, du — du. Mit seiner stählernen Faust schüttelte er sie gewalttätig hin und her, die Zornesader schwoll ihm auf der Stirn.

Da nahm ihn Nolde bei den Schultern und warnte: Hab acht auf dich! Laß deinen Zorn nicht an einer Unschuldigen aus. Die Schwester kann nichts dazu, daß dein Junge gestorben ist. Ein jedes Kind kann krank werden und sterben! Frag unsern Herrgott, warum er es hat geschehn lassen!

Jette, die sich der Hand des Bruders entzogen hatte, holte tief Atem. Noch einmal quoll

in ihrem Herzen auf, was sie so lange unterdrückt hatte, der Rachedurst der Schwachen gegen den Starken. Solange ihm der Nachbar beide Arme gefesselt hielt und zwischen dem Bruder und ihr stand, war sie geschützt. Mit einer Stimme, der die Aufregung einen schrillen, schneidenden Klang gab, schrie sie ihm zu: Halt dich an den Herrgott und wälz die Schuld nicht auf mich! So hast du mich auch belehrt damals, wie sie mir meinen Jürgen zerfleischt auf deiner Karre heimgefahren haben wie ein Stück Schlachtvieh! Halt dich an den Herrgott, Bruder! Hörst du?

Schweig du nur, Jette, befahl der Wuppermann kurz. Dann gab er die Arme Hans im Werdts frei, ergriff dessen Rechte und schüttelte sie fest und treuherzig. Wir sind immer gute Kameraden gewesen, schon als Kinder, und haben gern alles geteilt, Leid und Freud. So wollen wirs auch jetzt halten. Der Mensch denkt, aber Gott lenkt, das müssen wir einsehen lernen, und daß es gegen seinen Willen kein Antrotzen gibt, und daß an seinem Segen alles gelegen ist. Und was sich nicht beugt, das muß brechen. Dir aber ist es von jeher schwerer gefallen, dich zu beugen, als mir, schon als Kind —

Ja, ich habe mich nie gern schlagen lassen, höhnte der Werdthöfer und lachte bitter. Und weil du so ein Biegsamer warst, habe ich dich oft verachtet in meinem aufrechten Trotz, aber du hast es weiter gebracht im Leben als ich! Geh du nur heim zu deinem Weib und zu deinen vielen Kindern!

Willst du nicht mit mir kommen?

Um mir dein gesegnetes Glück recht aus der Nähe anzusehen? Ich meine, das könntest du mir erlassen, Nolde. Zum bloßen Zusehen bin ich noch nicht alt genug!

Nein, alt bist du noch nicht!

Hans im Werdt fuhr auf, und seine Augen bohrten sich mißtrauisch, forschend in die des Freundes, weil er aus dessen Worten einen Beiklang von Spott herauszuhören meinte. Du sagst ganz recht, alt bin ich noch nicht! Und es ist noch nicht aller Tage Abend! Aber du kannst nur getrost heimgehn jetzt und mich allein und unbewacht in meinem eignen Hause herumgehen lassen; um mich schlagen wie als Kind werde ich jetzt nicht mehr. Geh nur, du kluger, frommer Mann!

Kopfschüttelnd ging Nolde von der Wupper nach dieser unfreundlichen Verabschiedung davon.

Hans im Werdt aber ging, ohne ein weiteres Wort an seine Schwester zu richten, in die Vorderkammer. Dort setzte er sich an den Tisch und stellte den Geldbeutel vor sich hin.

Jette lief in den Keller und füllte einen Krug mit Bier. Dann stellte sie eilig den Kohl auf den Herd und legte ein großes Stück Speck darauf. Der Hauswirt mußte Hunger mitgebracht haben von seiner Fahrt.

Es war unterdessen Mittag geworden, und das Gesinde stellte sich auf der Diele zum Essen ein. Aber der Bruder rief noch immer nicht nach ihr, noch kam er auf die Diele heraus, und sie rückte sein Essen unschlüssig hin und her, fand aber den Mut nicht, es ihm in die Kammer zu tragen.

Sie schlich an seine Tür, die einen Spalt weit offen stand, und lauerte hinein. Das Gesinde stellte sich hinter ihr auf, immer einer hinter dem andern, und so reckten sie neugierig die Köpfe übereinander, um einen Blick auf den Hauswirt zu erhaschen, der so still und stumm in der Kammer verharrte.

Er saß mit dem Rücken nach der Tür und sah die lauernden Augen nicht. Er hatte den ledernen Geldbeutel aufgeschnürt und das Geld

in kleinen Häuflein auf dem Tisch vor sich aufgereiht. Bald zog er das eine, bald das andre zu sich heran und schob es wieder von sich fort. Man sah sich nichts bewegen an dem Manne, als nur die schlanke, sehnige Hand, die langsam das Geld hin und her schob.

Die von draußen hereinsahen, erfaßte alle derselbe Gedanke: Da sitzt er nun und zählt und zählt das Geld, das er in der Fremde zusammengeschachert hat, aber der Erbe, für den er sammelt, ist tot!

Den Leuten wurde immer unheimlicher zumute, je länger sie dem stillen, stummen Geldzähler zusahen. Einige schlugen ein Kreuz wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns, und alle stahlen sich leise wieder von der Tür fort, und Jette, die der Hauswirtin Stelle im Werdt zu vertreten hatte, stellte ihnen die blank gescheuerten eichenen Schüsseln mit dem Essen auf den Tisch, und beim Niedersitzen gaben sie alle acht, geräuschlos zu Werke zu gehn.

Eine solche gedrückte und lautlose Leutemahlzeit hatte die alte Diele zuvor noch nie gesehen. Und der Mann in der Kammer merkte nichts von der Mittagtafel, die da hinter ihm gehalten wurde.

Als die Leute wieder an ihre Arbeit gegangen waren, und der Bruder immer noch nicht nach ihr oder nach seinem Essen verlangt hatte, schlich Jette wieder an den Türspalt und sah den Bruder noch an demselben Flecke sitzen. Doch zählte er jetzt das Geld nicht mehr, sondern hielt den Kopf in beide Hände gestützt.

Dieser Anblick ergriff Jette so sehr, daß sie, ihre Angst vor ihm vergessend, zurück zum Herd lief, die Schüsseln mit seinem Essen holte und sie mitten hinein zwischen die blanken Geldhaufen vor ihn hin auf den Tisch stellte. Wie sie ihm aber dazu gesegnete Mahlzeit wünschen wollte, brach sie in Tränen aus, schlug die Schürze vor das Gesicht und lief schluchzend hinaus.

Das weckte Hans im Werdt aus seinem finstern Brüten auf. Die Schüsseln schob er unwillig zurück, stand auf und nahm die verschiednen Gelder an sich. Denn es war fremdes Geld, was er gezählt und von dem seinen abgesondert hatte. Dann ging er hinaus auf den Hof, wo der Planwagen noch stand. Er holte einen Packen Telgarn heraus, das er für den Weber in Heckinghausen erhandelt hatte, ein Kästlein mit Gewürzen für den Krämer zur Fetten Henne und einige andre Dinge, die er im Auftrage der Nachbarn

auf den Märkten erstanden hatte. Hiermit beladen machte er sich auf den Weg.

Auf jedem Hof, wo er vorsprach, wunderten sich die Leute über ihn. Denn er machte das Geschäftliche sachlich und verständig, wie immer, mit ihnen ab, aber von seinem verstorbnen Kinde und seinem Schmerz sprach er mit keinem Wort, sodaß sie am Ende nicht wußten, ob er das Traurige schon erfahren hatte, oder ob es ihm noch verschwiegen worden war.

Zuletzt ging er den weiten Weg hinauf nach Heckinghausen, um dem Weber sein Garn zu bringen.

Die Frau des Webers konnte sich nicht enthalten, als sie den Werdthöfer in die Stube eintreten sah, die Hände zusammenzuschlagen in Schreck und Mitleid und auszurufen: Ach Gott! Ach du lieber Gott, da kommt der arme Mann aus dem Werdt!

Und wie der Werdthöfer, ohne sie zu beachten, mit dem Weber seine Rechnung zu begleichen begann, rief sie dazwischen: Ich bin auch mit im Geleite gegangen, wie sie Euern Sohn beerdigt haben! Auf dem ganzen Wege habe ich das Weinen nicht lassen können, weil ich daran gedacht habe, wie es Euch zumute sein würde,

wenn Ihr endlich heimkämt und fändet das Kind nicht mehr!

Hans im Werdt hielt einen Augenblick im Geldzählen ein, wandte den Kopf nach der jammernden Frau herüber und sagte: Ihr könnt morgen nach dem Werdt kommen und Euern Korb mit Eiern füllen lassen, denn Ihr werdet nicht eingeladen worden sein zum Leichenschmaus.

Ach, darum ist es mir nicht zu tun gewesen, ich bin gern umsonst mitgegangen, Euerm Erben die letzte Ehre zu geben, jammerte die Webersfrau, aber er sah schon nicht mehr nach ihr hin, sondern zählte weiter, band seinen Geldbeutel wieder zu und ging.

Da trat sie unter die Tür, um ihm nachzusehen, und sagte über die Schulter zurück zu ihrem Mann: Da geht der stolze König vom Werdt! Nichts bekümmert den, solange er Geld zwischen den Fingern umdrehn kann; er ist doch ein hartherziger, gottloser Mensch!

Der bleiche, magere Weber entgegnete, ohne von seinem Getaue aufzusehen: Er hat gesagt auf dem Geding der Hofeserben: Für Geld kann man alles kaufen! Mit dem Ausspruch hat er Gott gelästert. Jetzt kann er sich nicht einmal einen Sohn kaufen für sein Geld. Aber die

Eier holst du dir morgen im Werdt, hörst du, Stine!

Viele Leute aus dem Barmen sahen den König im Werdt auf diesem Geschäftsgang, den er eine Stunde nach seiner Heimkehr aus der Fremde, ohne vorher Essen und Trinken zu sich genommen zu haben, mit müden Gliedern und zusammengebissenen Zähnen unternahm. Aber niemand von diesen Leuten, die ihn gesehen und sich über ihn gewundert hatten, gewahrten, wie er spät am Abend noch hinauswanderte nach Schwelm und auf dem Kirchhof im Mondschein nach einem kleinen, neuaufgeworfnen Grabhügel suchte.



Hermann, Jettens Sohn, war vom Oheim als Wächter auf das Garnblech befohlen worden, um dieses von Hunden und Schweinen und herumlungerndem Gesindel rein zu halten. Das Garn hatte seine höchste Weiße erreicht und sollte am folgenden Tage von der Bleiche genommen werden.

Nun ging der Hofwirt selbst noch einmal vor Einbruch der Dunkelheit zu dem Bleichblech hinüber. Da sah er seinen jungen Garnwächter seltsam beschäftigt. Er hockte am Boden, die mit

Wasser gefüllte Giete (Gießschaufel) stand zwischen seinen Knien, und er war eben bei der Arbeit, mit beiden Händen unter dem Grasboden hervorgewühlte Erde in den Behälter zu werfen. In seinem Eifer merkte er das Herankommen des Oheims nicht, rührte mit einem Stock emsig den schwärzlichen Brei durcheinander, sprang dann auf und schickte sich eben an, mit seinen starken, kurzen Armen die Giete am Stiel zu packen und sie, wie er es von den Bleicherskuechten gesehen hatte, in weit ausholendem Bogen schwingend, den flüssigen Inhalt über das Garnfeld hinzuschleudern, als eine andre, größere Hand neben der seinen den Gietenstiel umklammerte und ihn jählings in seinem Tun störte.

Boshafter, kleiner Teufel du! sagte ihm eine Stimme ins Ohr, die er zugleich fürchtete und haßte. Du hast mir das Garn verderben wollen, und wär ich nicht darüber gekommen, hättest du mir morgen frech ins Gesicht gelogen, das Garn sei über Nacht von Gott weiß wem beschmutzt worden, du feiger, ehrloser Heimtücker! Ist das dein Dank dafür, daß ich dich und deine Mutter in meinem Hause wohnen lasse und kleide und füttere? Wer bist du denn? Des alten Wilddiebes aus der Voßkuhle Enkelsohn!

Der Junge hatte sich jetzt vor der drohend erhobnen Hand des Oheims ein paar Schritte rückwärts geflüchtet. Einen heimtückischen, haßerfüllten Blick schoß er aus den tief im Kopf liegenden Augen auf den Oheim. Trotz und Jähzorn trieben ihm das Blut ins Gesicht, daß es sich dunkel rötete.

Ich gehöre auf den Hof und Mutter auch, stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, der Hof gehört nicht dir allein. Und wenn du tot bist, gehört mir alles, auch das neue Haus mit den Dachpfannen und dem Garnkasten, alles, alles, mir ganz allein, denn dein häßlicher kleiner Junge, dem du gern alles geschenkt hättest, ist tot und begraben!

Mit schnellem Griff packte Hans im Werdt den Knaben beim Arm. Da krümmte sich dieser, und einem Raubtier gleich schlug er die starken, weißen Zähne in die Hand, die seinen Arm umklammert hielt. Doch der Mann gab ihn nicht frei, sondern schüttelte ihn so heftig und lange, bis ihn die Kraft verließ und sein Kopf hintenübersank wie der eines Ohnmächtigen.

Nun komm mit zur Mutter! Der Junge ließ sich jetzt ohne Gegenwehr von der harten Hand, über die das Blut in vielen kleinen Strähnen rann, vor-

wärts schleifen zum Hause. Dort stieß ihn der Wirt in seiner Mutter Kammer und rief Jette herbei.

Mit angstvollem Gesicht kam Jette gelaufen, schon Böses ahnend, denn jedesmal, wenn ihr Bruder und ihr Sohn aufeinander stießen, gab es ein Unglück. Hans im Werdt, dessen entschlossener, tatendurstiger Natur das langsame und heimtückische Wesen des Knaben zuwider war, hatte längst darauf gedrungen, daß er vom Hof entfernt würde. Hermann war nach Schwelm zur Schule gestellt worden, hatte sich aber, lernunlustig und verschlagen wie er war, anstatt in der Schulstube auszuhalten, die meiste Zeit auf der Gemarkenweide umhergetrieben.

Der Wirt hielt Jette seine blutüberströmte Hand vor die Augen. Da sieh, welch scharfe Zähne dein Sohn hat! Wenn sein Verstand ebenso scharf und beißend ist, werden die gelehrten Herren einen feinen Geistlichen aus ihm machen, zum Bleicher ist er wahrhaftig zu schade. Geistlicher soll er werden! Ich will ein übriges tun und ihm eine Geldsumme aussetzen für seine Lernzeit auf den Schulen. Die Dortmunder hat einen guten Namen, dort mag er sein Studium beginnen, der angehende Herr Kaplan.

Jette nahm ihre Schürze und wickelte sie hastig



um die blutende Hand. Ach Gott, Hermännken, was hast du getan? jammerte sie. Was hast du getan!

Aus dem Hintergrunde der Stube sagte des Jungen trotzige, verstockte Stimme, die der Oheim nicht ohne Ärger anhören konnte: Ich will kein Geistlicher werden, ich will auf dem Hofe bleiben und ein Bauer werden.

Sag doch lieber: Ich will der Hofeserbe vom Werdt werden und mich dann faul auf die Erde legen und alles mühsam angesammelte Gut in Ruhe verprassen und verderben, höhnte der Werdthöfer und entzog seine Hand unwillig Jettens sorglicher Behandlung. Du hast den Jungen gut abgerichtet, Schwester! Er weiß, wohin er zielt. Aber ich will ihm das unnütze Hoffen und Wünschen beizeiten abgewöhnen! Übermorgen nehme ich ihn mit mir nach Dortmund. Ich denke, es wird dich einmal freuen, einen Geistlichen anstatt einen Bauern zum Sohne zu haben. Ihr Frauen seid doch immer gewaltig in Sorge um euer und der Euern Seelenheil! So kanns dir und dem Hermann dann einmal nicht fehlen, euch einen guten Platz im Himmel zu verschaffen! Das ist wichtiger, meine ich, als eine Hufe auf dieser Erde!

Da weinte Jette laut auf, ohne auf seinen Spott eine Antwort zu finden.

Drei Tage später aber nahm der Werdthöfer seinen Schwestersohn mit auf die Reise.

Und als er heimkam ohne ihren Sohn, sah Jette stumm nach des Bruders Hand, auf der die kleinen, roten Narben noch nicht verheilt waren, und würgte ihr Schluchzen für diesmal hinunter. Sollte der Werdt nun doch nicht Jürgens Sohn als Erbe zufallen? Würde der starke Bruder doch Sieger bleiben? Was war er für ein Mensch, dieser Hans, Johanns Sohn, ihr Bruder, den sie den König im Werdt hießen! Und wenn er ihr auch schon viel Leid zugefügt hatte, sie konnte ihr schwaches Herz doch nicht dazu bringen, sich von ihm loszusagen, und wie es früher in Zwiespältigkeit am Bruder und am Gatten gehangen hatte, so teilte es seine Gefühle jetzt wieder zwischen Bruder und Sohn. So war sie denn immer gezwungen, zweien Herren unter Zittern in Furcht und Liebe zu dienen.

Nun lief kein Kind mehr über den stillen Hof, nicht einmal einen Hüterjungen hatte der Werdt. Denn der alte gebrechliche Schäfer Thiessen, der auf dem Hofe das Gnadenbrot aß, trieb die Kälber und die Schafe auf die Gemarkenweide und hütete sie.



Als es Winter wurde, und die Bleichen leer lagen, und die Feldarbeit ruhte, wußte Hans im Werdt nicht, wohin mit sich selbst in dem stillen Hause. Da sah man ihn häufig hinübergehn auf Noldes Hof bei der Wupper. Dort war Leben im Hause und nie ruhende Geschäftigkeit. Am flinksten von allen bewegte sich Noldes jüngste Schwester, das Lisken. Ob sie nun Kleider flickte oder das Geschirr scheuerte oder spann oder wusch, die Finger und die Zunge bewegten sich immer gleich schnell und leicht und froh. Der sah der Werdthöfer des Abends gern beim Spinnen zu. Sie wußte das und arbeitete doppelt so leicht und gut unter dem Blick seiner hellen, scharfen Augen. Der Faden, den sie spann, war fein und stark. Ehe Weihnachten gekommen war, waren die beiden sich einig und machten Hochzeit, der König im Werdt und die kleine flinke Schwester des Wupperhöfers. Sie zogen in das neue Haus ein, das nun fertig und stattlich dastand, mit städtischem Aussehen, denn es war fest gebaut, zwei Stockwerke hoch, und anstatt des Strohdachs war es mit roten Dachpfannen gedeckt. In dem alten Hofeshause mit den Scheunen und Ställen hauste jetzt Jette allein mit einem Teile des Gesindes.

Als er mit der lustigen kleinen Frau im neuen Hause zu wirtschaften begann, kam sich Hans im Werdt wunderlich jung vor. Die alte Unternehmungslust, das alte frohe Selbstvertrauen und die hoffnungsvolle Zuversicht, daß alles, was er mit seinen geschickten Händen und seinem schnellen, klugen Verstand angreife, zu gutem Gelingen kommen müsse, erwachten wieder in ihm. Er probierte die schwere, mit eisernen Nägeln bespickte Tür, die die Garnkammer abschloß, und rechnete aus, wie viel Garnballen sich in dem Kasten verstauen ließen, und um wie viel sein Bleichblech vergrößert werden müsse. Die Frau ging durch das Haus und sang. Es stand eine feingeschnitzte Wiege in einer Kammer, die war mit bunten Farben bemalt, und wenn sie daran vorüberkam, strich sie mit der Hand darüber hin und lächelte.

Das Frühjahr kam spät in diesem Jahre. Die Wupper war fest zugefroren und wollte nicht wieder auftauen. Doch endlich begann das Eistreiben in einer lauen, stürmischen Nacht. Das Krachen und Rauschen störte die Bewohner aller Wupperhöfe im Schlaf. Und am nächsten Morgen gebärdete sich die Wupper gleich einem wilden Strom, überflutete weit beide Ufer und riß, was

auf ihrem selbstgeschaffnen Wege nicht niet- und nagelfest war, mit sich fort.

Da sah die junge Frau im Werdt vom Fenster aus, wie eine Ziege nahe an der Wupper angepflockt stand und das Wasser sie schon umflutete. Eilig lief sie barfuß, mit aufgeschürztem Rock, durch das niedrige Wasser zu dem Tier hinüber und versuchte es loszubinden, aber dieses gebärdete sich wild und ungeschickt und brachte sie auf dem schlüpfrigen Boden zu Fall, und da nun das Wasser in heftiger Strömung über sie hinschoß, vermochte sie nicht wieder Boden zu fassen und wurde mitgerissen und trieb zwischen Treibholz und allerlei Garten- und Hausrat auf der rasend talabwärts strömenden Wupper davon. Das war in wenigen Sekunden geschehn. In dem Augenblick, wo sie sich umgerissen fühlte, hatte sie den Namen ihres starken, mutvollen Mannes gerufen, aber er hatte in seinem festen Hause den Ruf nicht gehört.

Auf dem Hof von Tiele vor dem Brögel wurde der leblose Körper der Werdthöferin gegen eine Hecke angetrieben, in deren Dornen sich ihre Kleider fingen. Tielens Hausfrau, die zuerst der Ertrunknen ansichtig wurde, erhob ein lautes Geschrei, und ihr Mann sowie die beiden Nach-

barn aus der Au und aus dem Bruch kamen herbeigelaufen und zogen mit Haken und Stangen den Körper der Verunglückten aufs Trockne. Die Frauen kamen mit Tüchern und Salben und Hausmitteln und machten sich eifrig an dem Körper der Ertrunknen zu schaffen. Aber all ihr Mühen blieb umsonst, kein Lebenshauch wollte in den weißen, starren Leib der Werdthöferin zurückkehren. Da berieten sie, wie sie die Tote nach dem Werdt hinüberschaffen sollten, da in der Nacht beide Stege, die westlich und östlich vom Werdt über die Wupper führten, vom Wasser fortgerissen worden waren.

Sie standen noch im Kreis um die Leiche, die nahe am Wasser auf der Wiese auf Tüchern gebettet lag, als sie am jenseitigen Ufer einen Mann vom Werdt her über die Gemarkenweide und den Herrenhof auf die Korßert laufen sahen, der dort, wo ihm das Wasser bis über die Knie ging, im Weidengebüsch der Wupper stehn blieb und mit vorgestrecktem Oberkörper zu ihnen herüberspähte. Da erkannten sie, wer es sei.

Das Wasser rauschte so stark, daß kein Gespräch mit einem am jenseitigen Ufer stehenden zu führen war. Sie traten aber wie auf Befehl zurück und gaben dem drüben damit den Anblick

auf die am Boden liegende Leiche frei. Aber Hänneskeu im Bruch, der ein mitleidiger, weichherziger Mann war, fuhr sie an: Warum bedeckt ihr die Tote nicht, wie soll der Mann drüben, für den es keinen Weg gibt, herüber zu kommen, den Anblick ertragen?

Da riß eine der Frauen ihr Tuch von den Schultern und breitete es über das Gesicht und die nassen Haarsträhne der Ertrunknen.

Der am andern Ufer sah dem zu mit seinen scharfen, weitsichtigen Augen. Während eines Augenblicks wankte er und beugte sich weiter noch über das schäumende Wasser; seine Bewegungen waren die eines unzurechnungsfähigen oder betrunknen Menschen, und für die Zuschauer nahm es sich aus, als stehe er im Begriff, sich kopfüber in die tosende Wasserbrandung hineinzustürzen, die jeden Körper unbarmherzig mitreißen mußte in Tod und Verderben.

Hans im Werdt wankte, da fiel sein Blick auf die Leute, die drüben in einer Reihe dicht am Wasser standen, die Hälse lang gereckt, die Augen alle in gieriger Spannung auf ihn gerichtet. Da strafften sich seine Glieder langsam wieder, bis er steif und gerade aufgerichtet dastand.

Tiele von dem Brögel legte beide Hände an den Mund, und seine Stimme durchschnitt das Brausen des Wassers: Wir bringen Euch die Tote nach dem Werdt — übers Elverfeld.

Da neigte der drüben bejahend den Kopf, trat aus dem Wasser zurück auf das trockne Land und ging mit langsamerm Schritt den Weg zurück, den er in atemloser Hast hergelaufen war. Er ging, sein schönes neues Haus zum Empfang der Toten herzurichten.

Die Leute sahen ihm stumm nach, als er festen Trittes dahinschritt. Da geht er nun heim in sein leeres Haus, der König im Werdt, sagte einer vor sich hin, und die andern nickten gedankenvoll mit den Köpfen dazu, und keiner dachte diesesmal an den Spott, der sich hinter dem stolzen Namen verbarg. In ihnen allen regte sich in diesem Augenblick ein Gefühl der Hochachtung vor diesem unbeugsamen, stolzen Manne.

Als Hans im Werdt der Schwester die Nachricht von dem grauenvollen Tode seiner Hausfrau brachte, da fiel diese im ersten Schreck auf die Knie und breitete die Arme aus wie eine um Erbarmen Flehende. Heilige, allgerechte Gottesmutter, nun ist es genug! Sei uns gnädig, milde, allerbarmende Jungfrau! Mein Jürgen

tot, der kleine Hans und seine Mutter tot, der Hermann verschollen in der weiten Welt, und nun dein junges Weib und deine Hoffnung ertrunken! Bruder! Bruder! Ihr Rücken beugte sich immer tiefer zur Erde, bis ihre ausgestreckten Hände den Boden berührten.

Der König im Werdt aber stand unbeweglich da und sah auf sie hinunter, und die Worte seines Nachbars und Freundes kamen ihm wieder in den Sinn: Was sich nicht beugt, muß brechen!

Aber noch stand er aufrecht, noch war seine Zeit nicht gekommen.

Aufrecht ging er auch am Begräbnistage hinter dem Sarge her, worin sie sein Liebesglück und seine Hoffnung zu Grabe trugen. Aber die ihm näher ins Gesicht sahen, wunderten sich, wie das über Nacht fremd und steinern im Ausdruck geworden war, und zum erstenmale wurden sie darin den tief eingegrabnen Zug gewahr, der von starrer Hartnäckigkeit und stummer Erbitterung redete und es seiner leuchtenden Schönheit beraubte. Nur seine Augen waren die alten geblieben, sie sahen geradeaus und über die Leute hin mit scharfem und kühnem Blick. Mit diesen hochmütigen Augen hielt er das aufdringliche Mitleid der Leute in Schach. Denn der König

im Werdt vergaß keinen Augenblick, daß die Leute beobachtend auf ihn sahen.

Der Werdthöfer zog nun wieder zu der Schwester ins alte Hofeshaus hinüber, es litt ihn nicht in dem neuen Hause, wo das Lachen und Singen der jungen Frau noch nachklang, und wo die buntbemalte Wiege versteckt in einer Ecke stand.



Jahr für Jahr leitete er nun selbst wieder die Ausfuhr des gebleichten Garns. Und allmählich vergrößerte sich die Zahl der Bleichgenossen im Barmer Tal, die nach dem Beispiel der vereinigten Nachbarn bei der Wupper die Garnnahrung als lohnende Erwerbsquelle ansahen und zu schätzen begannen. Trotzdem machten noch immer die Feinde der neuen Nahrung die größere Hälfte der Markgenossenschaft aus. Und diese beuteten gern die auffälligen Schicksalsschläge, die den König im Werdt, den eifrigen Anführer der Bleichersippe, getroffen hatten, in abergläubischem Sinne aus. Er war das Opfer, an dem der Herrgott klar und deutlich allen Menschen bewies, daß die neumodische Lust an schnellem und leichtem Gelderwerb nirgend anders



hin als ins Unglück und in die Hölle führen könne.

So dachten und sprachen die Altmodischen, die Hüfner, die an und auf den Bergen saßen und ihre Schweine in jedem Frühjahr in den Wald zur Eichelmast trieben und ihre Felder Jahr für Jahr auf dieselbe Weise bestellten, wie es ihre Väter und Großväter getan hatten, und die da gedachten, ihre Güter den Söhnen zu vererben, nicht mit den hochklingenden Begleitworten des Bleichers im Werdt: Hier seid ihr Könige sondern mit den stillern, aber ebenso stolzen: Hier seid ihr Hofeserben, gleich wie eure Väter es vor euch gewesen sind.

Jettens Bitte nachgebend, hatte der Werdthöfer auf einer seiner Reisen in Dortmund nach dem Verbleib Hermanns gefragt, hatte aber nur zur Auskunft erhalten, der Knabe sei als Schütze eines fahrenden Schülers in die Welt gewandert unter Mitnahme des ihm für Lehr- und Verköstigungszwecke vom Ohm ausgestellten Geldes.

Der alte Thiessen konnte endlich das Amt eines Viehhüters nicht länger versehen, und so mußte sich der Werdthöfer notgedrungen nach einem Hüterjungen umsehen. Doch die umwohnenden Hofeserben hatten ihre Kinder zu dem-

selben Zweck auf den eignen Höfen nötig, und von den Köttersleuten war niemand willens, seinen Sohn für Geld in den Werdt zu verdingen. Deutlich zeigte es sich hierbei, in welchen übeln Ruf der alte angesehene Werdter Hof bei den Leuten gekommen war, und daß sie ihn als eine Stätte des Unheils und der Gottesgerichte ansahen.

Sie wollen mehr Geld haben, sagte Hans im Werdt zu seiner Schwester. Aber Jette schüttelte den Kopf, sie hatte feinere Ohren und wußte, was die Leute unter sich flüsterten.

Da stellte sich eines Morgens ein Junge auf dem Hofe ein, der heruntergestiegen kam von einem beim Dönberger Wald liegenden Hofe. Der pflanzte sich breitbeinig vor dem König im Werdt auf, und seine hellen, treuherzigen Augen schauten ihm offen und gerade ins Gesicht. Ich möchte Euer Hüterjunge werden! sagte er.

Wer bist du denn, und wieviel Lohn verlangst du dafür, mein Vieh auf der Gemarkenweide zu hüten? fragte der Werdthöfer.

Das runde Gesicht des Jungen verzog sich zu einem vergnügten Lachen, als er erwiderte: Ich bin der Engel von Hohrod! Ich will Euch Eure Kälber und Schafe gern hüten, aber Geld

dafür nehme ich nicht. Für mich schickt es sich nicht, um Geld zu dienen.

Die Stirn des Wirtes legte sich in Falten. Warum willst du kein Geld nehmen? Grafen und Fürsten nehmen Geld für ihre Dienste an, und wer bist denn du, mein Bürschchen, daß es sich für dich nicht ziemen sollte?

Ich sagte es Euch schon, daß ich der Engel von Hohrod bin. Wir sind sieben Geschwister daheim auf dem Hofe, ich bin der Jüngste von den Brüdern, da könnt Ihr wohl denken, daß für mich nicht viel zu tun übrig bleibt. Aber nur hinter den Großen herzulaufen wie ein Hündlein, das behagt mir nicht länger, denn ich bin nun schon zehn Jahre alt. Darum hab ich ihnen gesagt: Hört, Jungens, ich stelle mich anderswo in Arbeit! Und sie haben gesagt: Arbeiten magst du wohl, aber freiwillig und nicht um Lohn! Denn unser Hof ist der älteste im Lande und ist ein freier Oberhof gewesen vorzeiten, und es hat noch nie einer um Geld gedient von den Hohrodschen! Das haben sie gesagt. Ich aber habe durchaus zu Euch gewollt, obschon ich zwei Stunden zu laufen habe von daheim bis hier auf Euern Hof, nur weil sie Euch den König im Werdt heißen, denn bei Euch, Herr König, möcht ich Hüterjunge sein!

Dem Jungen, als er jetzt zum Werdthöfer aufsah, saß der Schalk in den Augenwinkeln, und wie eine Fahne schwenkte er eine lange Haselgerte, die an ihrem obersten Ende mit einem Büschel grünen Laubes geziert war. Seht, die Gerte hätt ich schon! Wollt Ihr mich nun, obschon ich kein Geld nehme?

Mit finsterm Gesicht sah Hans im Werdt auf den frischen Jungen hinunter. Er wußte, wie die Leute ihm den Ausspruch nachtrugen, den er damals im Jugendeifer auf dem Hofesgeding getan hatte: Für Geld ist alles zu kaufen! Und nun wollte ihm für sein Geld nicht einmal ein Hüterjunge feil sein, und er sollte einen geschenkt nehmen? Hatten seine Feinde und Neider ihm diesen Knaben hergeschickt, um ihn zu verhöhnen? Aber das war doch wohl ein ungerechter Argwohn, dieses offne, ehrliche Kindergesicht wußte von keinem Betrug; der Junge war kein Abgesandter, der kam aus eignem, freiem Willen mit seinem wunderlichen Angebot daher. Jetzt nickte der Werdthöfer und gewährte dem Knaben die Bitte, als unbezahlter Hüterjunge bei ihm angestellt zu werden.

Nun lief über den Hof wieder ein Junge am Morgen und am Abend mit dem Vieh, das

er aus- und wieder heimtrieb, nach und von der Gemarkenweide, die im Westen an den Werdter Hof anstieß. Der Junge sang und pfiff dazu, daß es in allen Winkeln des Werdts gehört wurde. Begegnete ihm aber der Hofwirt, wandte dieser das Gesicht nach einer andern Seite, er konnte kein fremdes Kind auf seinem Hofe sehen.

Er war immer eifrig bei der Arbeit, der Werdter Wirt, und gönnte sich keine Ruhe vom Morgen früh bis in die Nacht hinein. Hans in der Bredden und Hermann zur Scheuren, seine Nachbarn jenseit des Mühlenstrangs, standen oft still, ehe sie mit ihrem Pflug beim Fleet umwandten, um hinüberzusehen nach der reichen Musterhufe, auf der es neue Baumpflanzungen und Gemüseländer und Blumenbeete zu sehen gab. Denn der König im Werdt verschloß sein Geld nicht in der Lade, sondern steckte es in sein Land, und das mußte es ihm mit Zinsen zurückgeben. Seht, was sich mit Geld erreichen läßt, rief der Werdt in seiner bunten, prunksüchtigen Fruchtbarkeit allen Vorübergehenden entgegen. Der Werdthöfer brauchte viele bezahlte Hände, da war es gut, daß er ein flinker und scharfsichtiger Mann war, denn die bezahlten Knechte, die an den verschiedensten Enden der

Hufe beschäftigt waren, mußten das wachsame Auge des Brotherrn über sich fühlen, sollten sie nicht in träges und liederliches Arbeiten geraten.

Er macht sich viel Mühe und Arbeit, aber warum das alles? So fragten sich die Leute.



Eines Abends kam ein junger Mensch durch die Ulmenallee auf das alte Wohnhaus zugeschritten. Ehe er aber zur Haustür eintrat, sah er sich aufmerksam nach allen Richtungen hin um, als gelte es einen Überschlag zu machen über den Wert oder Unwert alles Geschauten. Dann ging er über die Diele geradeswegs auf die Kammer zu, die einst Jürgen mit Weib und Kind bewohnt hatte.

Jette hörte von der Vorderkammer aus, wo sie beim Hauswirt saß und Kleider flickte, den Schritt, sprang auf wie eine Junge, lief dem Eindringling nach, und wie sie von hinten dessen roten Haarschopf sah, schrie sie: Hermann, min Jong, min Jong!

Da drehte sich der Bursche um, und wie er sie so alt und vergrämt vor sich stehn sah, stieß ihn der Anblick ins Herz, sodaß er aufschluchzte,

die Arme ausbreitete und ihren magern Körper umschlang, heftig und leidenschaftlich. Min arm ould Moderke!

Jette ging der Atem aus in der Umarmung des Sohnes, denn solches war ihr noch nie von ihm geschehn. Schon als Kind hatte er sich nicht mehr von ihr küssen lassen wollen. Ihre eingefallnen Wangen färbten sich rot, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Bist dus denn wirklich? Bist du es? Wie anders bist du geworden! So groß und schön und gut!

Jetzt trat der Sohn von ihr zurück. Sieh mich erst einmal an, Mutter, sagte er. Ich bin kein Priester geworden. Auch nicht schön und nicht gut. In der Welt herumgestoßen zu werden, macht einen nicht gut. Sieh mich nur an, dann siehst du, wie ich gelebt habe. Wie ich oft froh gewesen bin, in einem Pferdestall nächtigen zu dürfen, wie ich mich habe durchbetteln müssen von Haus zu Haus. Wie ich verklopft und verhauen worden bin, und wie sie mich mit allen Hunden vom Hofe gehetzt haben! Sieh mich nur an! Meinst du, es sei ein vergnügliches Reisen gewesen von Schule zu Schule? Meinst du, die Herren hätten mich was anders als Lügen gelehrt? Und redlich Mühe gegeben haben sie sich,

mich um ein weniges härter und gewissenloser und schlechter zu machen.

Mit angstvollem Blick umfing jetzt Jette die Gestalt des Sohnes. Und da erfüllte sein verwildertes Aussehen sie mit Schrecken. Mit einem unsteten, lauernden Blick sahen seine Augen unter den buschigen roten Augenbrauen hervor. Seine Kleidung war verwahrlost und zerlumpt wie die eines landfahrenden Bettlers. Aber das Geld, Hermännken, das viele Geld, das der Ohm dir mit nach Dortmund gegeben hat? jammerte sie.

Da lachte der Sohn. Das haben sie mir genommen. Ein paar ritterliche Wegelagerer haben sich den Spaß gemacht, den kleinen wehrlosen Schützen zu berauben. Das ist so der Brauch in der Welt, mußt du wissen!

Ach Gott! Ach Gott! Wärst du doch ein Priester geworden, es stünde jetzt besser um dich!

Ein Priester? Lieber ein grober Bauer, Mutter! — Hat der Ohm immer noch keinen Leibeserben?

Nein nein, viel Leid ist über ihn gekommen in deiner Abwesenheit!

Aber sein alter Eigensinn ist noch lebendig?

Ach Gott, Hermännken, vertrag dich mit ihm, tus deiner alten, kummerbedrückten Mutter zu=

lieb! Red nichts von Erbschaft! Bleib hier und arbeite wie ein fleißiger Knecht, so wirst du schon mit ihm auskommen, er ist nicht ungerecht. Und du lernst dann mit allem umgehn.

Und ewig leben wird er ja nicht, und dann bin ich der nächste am Erbe, und es wird doch noch mein; dann sollst du es gut haben, Mutter!

Jong, Jong, red nur mit ihm kein Wort davon, er ist noch ein starker Mann!

Du hast Recht, meine Zeit ist noch nicht da, noch ist er Vogt im Haus und kann mich hinausjagen wie einen Hund, wenn es ihm beliebt. Danach werd ich mich richten, hab keine Sorge deswegen, Mutter! — etwas hab ich doch gelernt da draußen!

Und Hermann, Jürgens Sohn, blieb im Werdt und arbeitete wie ein Knecht. Weil du meiner Schwester Sohn bist, verjag ich dich nicht vom Hof wie einen frechen Bettler, hatte der Oheim zu ihm gesagt. Aber sieh zu, daß du dein Brot nicht müßig issest, denn den Anblick eines Faulenzers ertrag ich nicht lange.

Und schon nach wenigen Wochen war der neue Hausgenosse so eingeschafft in die Feldarbeit, daß der Wirt einen Knecht entlassen konnte. Doch nur für die Bauerngeschäfte war der neue

Arbeiter zu gebrauchen, für die Bleicherei und das Fuhrmannshandwerk zeigte er sich untauglich. Denn er hatte eine seltsame, gewalttätige Art zu arbeiten, und es gab Tage, an denen er alles Vieh, das ihm in den Weg kam, und alle Gerätschaften, die er in seine Hände nahm, auf die brutalste Weise mißhandelte.

Der Werdthöfer und sein Schwestersohn redeten nur das Nötigste miteinander, und an den Tagen, wo Hermann seiner bösen Laune in Blicken und Gebärden freien Lauf ließ, kam Jette nicht aus der Angst heraus, daß es zu einem Zusammenstoß zwischen Bruder und Sohn kommen könnte. Nur wenn der Bruder auf einer Geschäftsreise fern vom Hofe war, und ihr Sohn allein auf der Hufe als Herr schalten und walten konnte, hatte sie eine gute Zeit. Der rauhe Mensch behandelte sie dann so weich und zärtlich wie ein Kind, das eine Unart gut machen möchte.



Arnd zu Wulffink, der Hofschulze, war gestorben, und die Hofbeerbten aus dem Barmen waren nach Beyenburg vor den Amtmann zur Schulzenwahl befohlen. Da kam am Vortag der

Wahl des verstorbnen Schulzen ältester Sohn, Lüdger, der nunmehrige Hofwirt von Wulffink, in den Werdt, um sich mit dem Wirt wegen der Schulzenwahl zu bereden.

Ich weiß, daß es der Wunsch von manchen Hofesleuten im niedern und obern Barmen ist, daß Ihr zu unserm Schultheißen gesetzt würdet, Werdthöfer, sagte Arnds Sohn. Und ich komme, um Euch kundzutun, daß alle, die solches wünschen, sich zusammentun und ein Bittgesuch an den Amtmann richten, daß er Euch zum Schultheißen wählen möchte, um des Vorteils willen, der unserm Barmen daraus erwachsen würde, weil Ihr ein kluger und tätiger und weitsichtiger Mann seid, geschickt, andre zu beraten und zu leiten.

Bei dieser Rede des jungen Schulzensohnes hatte sich ein flüchtiges Lächeln stolzer Genugtuung über das durchfurchte Gesicht des Werdthöfers verbreitet. Trotzdem schüttelte er jetzt abweisend den Kopf, als er kurz entgegnete: Das Bittgesuch können sich die Nachbarn sparen. Daß der Amtmann mich nicht zum Schultheißen auswählt, dafür hat dein Vater noch gesorgt!

Ja, ich weiß, daß mein Vater einen Groll auf Euch hatte, seit Eurer Rede auf dem Hofes-

geding, und eben deshalb bin ich hergekommen, um Euch zu beweisen, daß ich andrer Meinung bin als er.

Die beiden Männer standen in dem Garten hinter dem Hause, wo Lüdger zu Wulffink den Werdthöfer dabei getroffen hatte, wie er Fische mit einem Netz aus dem Fischpool holte.

Über diesen Fischteich, den Hans im Werdt nach dem Muster des Herrenhofes angelegt hatte, war viel Gespött laut geworden im Tal. Für die zukünftigen Könige, seine Söhne, legt er nach Art adlicher Herren den Fischpool an, soll uns nur wundern, welchen Wildbann er ihnen mit seinem Bleichgeld noch kaufen wird, damit ihnen das Wild so gut wie die Fische zur gefälligen Verfügung steht! So hatten die Altmodischen gehöhnt.

Lüdger zu Wulffink sah jetzt mit nachdenklichem Blick über den Teich und die bunten Blumenbeete, die ausländischen Bäume und Strauchgewächse und die langen, geordneten Reihen des Gemüselandes und sah, wie schön und reich und behäbig alles dastand. Dann sagte er: Was Ihr Euch vorgenommen habt, das habt Ihr auch durchgesetzt, Eure Hufe ist ein Prunkstück geworden, wohin man sieht, sind die Spuren

Euers Wohlstandes zu sehen. Und darum hab ich Respekt vor Euch, wenngleich Eure Arbeit nicht die meine ist, und Euer Ziel auf einem andern Berge steht als das meine. Denn zur Garnnahrung bekenn ich mich nicht, ich lasse mir an der Feldwirtschaft genügen. Mein Vater hat das Geschäft des Landwirts über dem des Schultheißen vernachlässigt, und so gibt es Arbeit genug für mich auf dem Erb. Aber mit ehrlicher Freude würde ich Euch im Amt meines Vaters sehen, wo Ihr doch endlich zu Recht kämt und mit Weisungen und Verordnungen die Leute, die Euch an Erfahrung und Klugheit nachstehn, auf den richtigen Weg weisen könntet.

Jetzt reckte der Werdthöfer den immer noch geschmeidigen Körper zu seiner vollen Höhe auf. Damals, als ich auf dem Hofesgeding redete, war ich noch jung und glaubte die Leute mit Worten überzeugen zu können, sagte er. Jetzt bin ich älter und klüger geworden und greife die Sache anders an. Nicht mehr mit Worten, sondern mit dem Beispiel trachte ich die Ungläubigen zu überzeugen, und dazu braucht es den Schulzentitel nicht. Der Schäfer treibt die Schafe nicht mit Worten auf die gute Weide, sondern er geht ihnen voran, und sie folgen ihm nach!

Es war ein herrischer Blick, mit dem der König im Werdt jetzt über sein Land hinsah, es blitzte und wetterleuchtete in seinen hellen Augen, die seltsam jung aus dem verwitterten Gesicht herausschauten.

Der jüngere Mann sah den ältern voll Verwunderung an, weil sich ihm jetzt deutlich offenbarte, daß alle die tückischen Schicksalsschläge, die den Werdthöfer getroffen hatten, doch nicht imstande gewesen waren, ihm den sichern Mut und den festen, zielbewußten Willen zu brechen. Und der ernsthafte, schwerfällige Junge streckte dem vielbesprochnen, beneideten und verhöhnten König im Werdt seine große, schwielige Hand hin und sah ihm mit einem Blick treuherziger Bewunderung in die leuchtenden Augen. Möge Euch alles gelingen, was Ihr Euch vorgenommen habt, Nachbar, Ihr seid noch kein alter Mann!

Da flog des Werdthöfers Blick über den Gartenzaun weg, dorthin, wo die Ulmen hoch und steif zur Seite des Weges Wache standen. Die Baumkronen waren einander langsam entgegengewachsen, sodaß die Sonne keinen Weg mehr hindurch fand. Manche Garnfuhre war dieses Weges gefahren, vier Särge waren unter den Bäumen hingetragen worden, und zwei Hoch-

zeitszüge hatten sich in ihrem Schatten bewegt, und immer schmaler war die Sonnenbahn geworden, die sich in der Mitte des Weges hingezogen hatte, und jetzt war sie ganz verschwunden, und es war schattig und kühl unter dem Laubdach der Allee. Lange sah der Werdthöfer hinüber, dann wandte er die ernst gewordnen Augen dem jungen Nachbar zu. Ich hätte eine Bitte an dich, Lüdger! Zum drittenmale will ich es wagen, mir eine Hausfrau in den Werdt zu holen, willst du mir den Freundschaftsdienst erweisen, für mich den Freiwerber zu machen, oder fürchtest du dich vor dem Gespött der Leute?

Lüdger zu Wulffink schüttelte den Kopf. Ich habe mich bei meinem Tun noch niemals um die Leute gekümmert, noch sie um mich, sagte er. Ich will Euern Auftrag annehmen. Ihr habt zwar keinen Redegewandten in mir erwählt, aber den üblichen Freiwerberspruch will ich mit ehrlichem guten Willen vortragen auf dem Hofe, auf den Ihr mich schickt.

Als am folgenden Tage die Barmer Hofesleute von der Beyenburg heimgestapft kamen, da waren sie alle und am meisten der neu erwählte Schultheiß selbst über die Wahl des Ritters Quade, ihres Amtmanns, verwundert, denn der hatte den

jüngsten von ihnen allen, den Sohn des verstorbnen Schulzen, Lüdger zu Wulffink, in Amt und Würden eingesetzt.

Den ersten Gang aber, den der neue Hofschulze tat, war, daß er als Freiwerber ging, um dem König im Werdt eine Braut zu werben. Er sprach aber seinen Spruch vor tauben Ohren. Niemand mochte sein Kind dem Manne anvertrauen, über dem so sichtbarlich Gottes Zorn lastete. Trotz seiner neuen Schönheit und Üppigkeit war der alte Werdter Hof in Verruf gekommen bei allen frommen, furchtsamen und abergläubischen Leuten. Man mag kein Knechtlein auf den verfemten Hof jagen, geschweige denn das eigne Kind, sagten sie.

Da war nur eine Witwe, die anders dachte. Das war Hilla in der Auen, eine große und schöne Frau mit fröhlichem, sicherm Wesen, die ihrem stattlichen Hofgut, das im niedern Barmen an der Wupper lag, schon seit Jahren allein vorstand. Sie hieß den Freiwerber eintreten und bewirtete ihn. In ihren Mädchentagen war sie viel in den Werdt gekommen, da ihre Mutter mit der Werdter Sippe verschwägert war, und da hatte sie dem jungen Werdthöfer oft mit warmem Blick nachgesehen, denn seine schnelle,

entschlossene und mutige Art hatte ihr ehrliche Bewunderung eingeflößt. Diese Frau hatte den Mut, dem König im Werdt ihre einzige Tochter, ihr blühendes Ebenbild, Hilla, die junge, zur Frau zu geben.

Als der Hochzeitstag festgesetzt war, berief der Werdthöfer sein Hausgesinde zusammen, um ihm das bevorstehende Ereignis mitzuteilen. Stramm aufgerichtet stand er in ihrer Mitte, die Stimme, mit der er sprach, hatte einen lauten und harten Klang, und seine Augen gingen mit stechendem Blick in die Runde, jedes der ihm neugierig zugewandten Gesichter mißtrauisch musternd. Doch wohin er sah, begegneten ihm nur unterwürfige und ehrfürchtige Mienen.

Da war nur einer, dem ein höhnendes Lächeln um die Lippen flog, als er zu dem grauhaarigen Hauswirt, der seine Hochzeit ankündigte, aufschaute, das war Hermann, der Schwestersohn. Der Wirt entließ nun das Gesinde bis auf diesen einen, mit dem er unter vier Augen zu reden begehrte. Als letzte schlich sich Jette hinter den Leuten her und warf unter der Tür noch einen angstvoll flehenden Blick auf den zurückbleibenden Sohn.

Als sich die beiden Männer jetzt allein gegenüberstanden, ging beiden der Atem schwer, und

ihre Augen sahen aneinander vorbei, als scheuten sie sich vor dem Zusammentreffen der Blicke.

Der Ältere nahm zuerst das Wort. Vom Tage meiner Hochzeit an gedenke ich allein mit meiner Hausfrau hier im alten Hofeshaus zu wirtschaften und will keine zweite Wirtschafterin neben sie stellen. Darum wird Jette, deine Mutter, ins neue Haus hinüberziehn, wo sie den Bleicherskuechten und den beiden Leinenwebern, die ich aus dem Elverfelde herüberkommen lasse, um sie bei mir in Arbeit zu stellen, die Wirtschaft führen soll.

Der andre, der mit gesenkter Stirn die Rede entgegengenommen hatte, verriet jetzt seine Ungeduld durch einen lauernden Blick, der unter dem roten Haarbüschel, der tief in die eigensinnige Stirn hineinhing, hervorschoß. Und ich?

Hans im Werdt fuhr sich mit einer ihm eignen ungeduldigen Gebärde durch das ergrauende Haar. Mancher würde die Zeit für gekommen erachten, dich vom Hof zu schicken, sagte er.

Seit wann ist es der Brauch bei einem Wirt, seine Knechte wegzuschicken, wenn er Hochzeit macht? fragte Hermann mit verstecktem Hohn. Bin ich dir nicht ein nützlicher und fleißiger Knecht gewesen?

Laß mich ausreden, gebot der Werdthöfer kurz. Was mancher an meiner Stelle täte, das gedenke ich doch nicht zu tun, sondern will es anders halten. Du magst bei deiner Mutter im neuen Haus wohnen, und sie soll dir Kost und Trank wie bisher geben. Weil ich aber dich und deine Gesinnungen kenne und weiß, daß du mir nur widerwillig und mit rachsüchtigem Herzen Knechtdienste tust und im geheimen auf den Tag wartest, der dich zum Hoseserben vom Werdt machen soll, so taugt es nicht, daß du weiterhin mein Knecht auf dem Hofe bleibst. Ich will aber ein übriges tun, nicht um deinetwillen, sondern um deiner Mutter, meiner Schwester, willen und dir mit einem Vorschlage kommen. Merk auf, daß du mich verstehst. Du kennst das Land, das östlich an den Werdt stößt, und das wir den Rauenkamp heißen. Es gehört zum Herrenhof und liegt wüst. Dieses Land wird der gnädige Herr gern für Geld in Pacht austun, wenn sich ein Pächter findet, der die Mühe nicht scheut, die Büsche auszuroden und den Boden umzuackern. Du bist rauh und stark und hast Lust und Geschick zur Bauernarbeit, du bist der rechte Mann dazu, Pächter vom Rauenkamp zu werden. Mein eigner Urgroßvater ist auch noch

nichts andres gewesen seinerzeit als bloßer Zeitpächter am Werdt, aber bei seinem Tode hat er das Land schon als erbliches Lehngut seinem Sohn hinterlassen dürfen. Denn die Hofesherren sind froh an einer Hand, die ihrem Boden die Früchte abringt, die ihnen Zins und Abgaben eintragen! Und so wird auch dir die Zeitpacht einmal in Erbpacht umgewandelt werden, wenn du es dir genügend Geduld und Fleiß und sauern Arbeitsschweiß willst kosten lassen. So kannst du Hofwirt vom Rauenkamp werden und eine neue Sippe dieses Namens gründen, du, des berüchtigten Fuchses aus der Voßkuhle Enkelsohn! Hast du mich verstanden? Warum hebst du den Kopf nicht und siehst mich an? Findest du keine Antwort auf meinen Vorschlag?

Du willst mir das Geld für die Pacht geben? Der Rauenkamp ist ein schlechtes Land, steinig teils und teils versumpft —

So schere dich vom Hof, du widerhaariger, verstockter, undankbarer —

Du hast mich nicht ausreden lassen, Ohm! Es ist ein schlechtes Land, aber ich will deinen Vorschlag nicht ohne weiteres zurückweisen, sondern will ihn in Ruhe überdenken, und dafür mußt du mir einige Tage Frist geben. Ich verstehe

wohl, daß dir daran gelegen ist, mich anderswo anzuketten, weil du fürchtest —

Der Werdthöfer lachte zornig auf. Was kommt dich an? Was sollte ich fürchten und wen? Dich vielleicht? Ich dich fürchten? Wer bist denn du?

Du hast Recht, Ohm. Du bist der Vogt und der König im Werdt, und ich bin nur der Knecht. Heute bin ichs noch. Aber du bietest mir großmütig an, mich mit deinem eignen Gelde aus der Knechtschaft loszukaufen. Ich wills mir überlegen, Werdthöfer. Meinen Großvater in der Voßkuhle, den sie den Fuchs heißen, will ich um Rat fragen, das ist ein schlauer Mann, der hat noch nie eine Katze im Sack gekauft!

Unter diesen Worten wandte sich Hermann nach der Tür und ging leise vor sich hinlachend aus der Kammer.

Das Gesicht Hans im Werdts verzog sich in Zorn und Ekel, wie er dem Davongehenden nachsah. In seinem Leben verzieh er der Schwester nicht, daß sie sich so weit hatte vergessen können, einen aus der Voßkuhle in die ehrbare Werdter Sippe einzuschmuggeln.



Es war ein heißer Junitag, als der König im Werdt seine Braut heimholte. Auf dem Hofe in der Auen standen zwei Karren, die eine mit der Aussteuer der Braut und ihrem Spinnrocken beladen, die andre mit Brettern belegt, die als Sitzbänke zu dienen hatten. Die erste bestiegen der Hochzeiter und die Braut; die zweite aber Hilla, die ältere, die Mutter der Braut, und ihre fünf stattlichen Söhne, die wie die Orgelpfeifen nebeneinander auf dem langen Brett saßen. Der älteste unter ihnen sah schon über den Kopf der großen Mutter weg, trotzdem wurde er noch wie ein Knabe gehalten. Denn Hilla hielt die Zügel der Hofeswirtschaft in ebenso kräftigen Händen wie jetzt die Zügel der beiden Braunen. Mit lautem Peitschenknall und dem Geschrei der Auenjungen fuhren die Wagen vom Hofe und durch die Furt in der Wupper, die die Grenze bildete zwischen der Barmer und der Elberfelder Markung, hinüber auf die Landstraße. Viel Fußvolk schloß sich den Wagen an. Der König im Werdt gab eine Frizech*), und mancher von den Abergläubischen und Frommen und Altmodischen über-

*) Frizech, im Gegensatz zu den Gebehochzeiten.

wand heute seine Scheu vor dem Werdt, um eine selten gebotne Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Sogar Hartlief zum Westen war unter den Gästen des geldgierigen, neuerungssüchtigen Bleichers.

Wie sie nun aus dem Sonnenbrand einbogen in die tiefbeschattete Ulmenallee des Werdter Hofs, erschraken sie beinahe über das Dunkel und die Kühle dieses Laubgangs. Ein Frösteln glitt über die Schultern der Braut, und Hans im Werdt hörte eine Stimme hinter sich sagen: Die Bäume hat der Hochzeiter selbst gepflanzt, das sollte man kaum für möglich halten! Die Braut hob den Kopf und sah hinauf in das dichte Laubdach mit einem nachdenklichen Blick. Da hob sich der Hochzeiter halb von seinem Sitz, und mit zusammengebissenen Lippen schwang er die Peitsche und zog den gemächlich dahintrabenden Gäulen eins über, daß sie sich in jähem Schreck wild aufbäumten und dann in gestrecktem Galopp dahinrasten.

So stürmisch und polternd war die Auffahrt vor das alte Werdter Haus, daß Jette in ihrer unsaubern Kochschürze aus der Haustür gestürzt kam, in der Meinung, es habe sich ein Unglück ereignet. Sie hatte mit Hilfe der Mägde alle

Vorbereitungen zur Bewirtung der Hochzeitsgäste den ganzen Morgen eifrig betrieben und sich vorgenommen, beim Herannahen der Gäste in tadellos sauberm Anzug, mit verbindlich lächelndem Gesicht, auf der Türschwelle zu stehn.

Nun aber stand sie verstört in ihrer beschmutzten Schürze und ganz verdutzt vor dem Wagen, auf dem das Brautpaar unverletzt thronte und mit lachenden Gesichtern auf sie heruntersah. Heilige Jungfrau, ich dachte, die Pferde seien mit euch durchgegangen, sagte sie. Wie närrisch bist du gefahren, Bruder! Dann lief sie, den Willkommensspruch an die Braut vergessend, eilig ins Haus zurück, nur ihrer anstößigen Schürze eingedenk.

Der Hochzeiter war unterdessen schon vom Wagen herabgesprungen und hob nun das stattliche Mädchen Hilla, die junge, mit kräftigen Armen zu sich herunter. Dann ihren Arm umklammernd mit einem eisernen Griff, daß das Mädchen heimlich die Zähne im Schmerz zusammenbiß, führte er die Braut mit zurückgeworfnem Kopf und stolzblickenden Augen in sein Haus.

In der Vorder- und in der Achterkammer rechts von der Diele verteilten sich die Gäste um die aus langen Brettern hergestellten Tische. Es

begann nun ein eifriges, schweigsames Essen und Trinken. Der Gastgeber schien seinen Gästen beweisen zu wollen, was ein gefüllter Geldbeutel vermöge. Er bewirtete sie mit goldgelbem Wein. Der war am Rhein am südlichen Hange gewachsen und hatte viel Sonne getrunken. Dieser Wein ging den Menschen wie Feuer ins Blut. Sie wurden lebendig, begannen einander anzusehen und bekamen geläufige Zungen.

Nesa zu Klauhus *), eine hagere Vierzigerin, die seit des Vaters Tode den Klauhuser Hof bewirtschaftete und um ihrer vielen Schweine sowohl als um ihrer großen Reinlichkeit, die ihr den Spitznamen „Scheuerpott" eingetragen hatte, berühmt war, erhob jetzt vor allen die Stimme in einem Streit mit ihrem Nachbar Heine zu Karnap über die zuträglichste Winterfütterung der Ferkel.

Wenn du einen Mann hättest, würdest dus anders machen, Nesa, beharrte der Nachbar.

Kann ja sein, daß ich mir noch einen Mann eintue, aber dich mit deinen magern Schweinen gewiß nicht, und überhaupt keinen, der mir bei meiner Schweinezucht ein Wort dreinreden würde.

*) Klauhus, später Klauhausen und endlich Klausen geschrieben.

Und keinen, der nicht täglich sechsmal zum Pütt liefe, sich die Hände zu waschen, schaltete eine spöttische Stimme ein.

Und von allen Seiten wurden nun Fragen laut: Hast du heute morgen auch deinen Schweinen die Tröge gescheuert, Nesa Scheuerpott? — Mich wundert, daß dir die Tiere reinlich genug sind; die meinen wühlen sich in jeden Kot ein, wie gewöhnst du ihnen das ab, Nesa?

Unbeirrt gab die Frau zurück: Sind immer noch reinlicher als die Männer, meine Schweine!

Nun lachten sie alle, denn jeder wußte: die Nesa hatte sich all die Jahre her nach einem Manne umgeschaut, aber bis heute noch keinen gefunden, der ihr sauber genug war. Blitzblank müßte der ausschauen von Kopf bis zu Fuß, wie ihr kupferner Wasserkessel, den die Mägde als Spiegel benützen. Und so ein schneereiner war unter den hart arbeitenden Hüfnern des Wuppertals nicht zu finden.

So sprachen und lachten sie in der Achterkammer.

In der vordern Stube, wo das Brautpaar saß, ging es feierlich her. Dem grauhaarigen Bräutigam zur Linken saß die Braut, ihm zur Rechten deren Mutter. Die beiden großen blonden

Frauen, Hilla, die ältere, und Hilla, die junge, sahen einander ähnlich wie Schwestern. Wenn Hans im Werdt den Kopf nach rechts wandte, sah er in ein schönes Gesicht mit kräftigen Zügen von jener rosigen Färbung, wie sie nur nördlichen Völkern eigen ist, und die keine Sonne zu bräunen vermag. Aus diesem Gesicht schauten strahlend blaue Augen mit offnem, ehrlichem, selbstbewußtem Blick in die Welt. Wandte er den Kopf nach links, begegnete ihm dasselbe Gesicht, ein wenig weicher, ein wenig jünger, und darin fielen nur befremdend die langen schwarzen Wimpern auf, die die blauen Augen so geheimnisvoll überschatteten, daß sie beinahe düster erschienen. Heute hielt Hilla, die junge, diese seltsamen Augen sittsam niedergeschlagen, wie der Brauch es von der Braut bei ihrem Ehrenmahl verlangte. Hob sie aber hin und wieder einmal flüchtig die schwarzen Wimpern, so begegnete sie unfehlbar dem Blick Hilbrands zu des Ritters Haus, der an dem schmalen Tisch ihr gerade gegenüber saß.

Die beiden waren einander nicht fremd. Wenn im Winter die Mädchen zum Spinnen im Hof in der Auen versammelt gewesen waren, hatte Hilbrand, des Rittershöfers Sohn, seine stolze

Schwester einigemale abgeholt und hatte es sich da, wie die andern Burschen, eine Weile bei Schember und Pfannkuchen wohl sein lassen auf der großen gemütlichen Diele. An der Tochter des Hauses aber hatte er da immer gleichgiltig vorübergesehen, so wie sie an ihm. Heute nun sahen sie sich zum erstenmal in die Augen und erschraken einer am Blick des andern.

Und der feurige, lebensvolle junge Rittershäuser verleugnete plötzlich seine sonstige ausgelassene Art und saß ebenso stumm und gesittet da wie sein Gegenüber, die Braut.

Dafür ward am obern Tischende seines Vaters weittönender Baß laut, denn der Rittershöfer und Hilla, die ältere, und der König im Werdt trugen an diesem Tisch die Kosten der Unterhaltung allein. Der junge Hofschulze Lüdger zu Wulffink griff nur seltnerweile einmal mit kurzem Wort ins Gespräch ein. Neben ihm saß seine bleiche, überschlanke Frau, deren Augen mit einem unzufriednen und verängstigten Blick über Menschen und Dinge hinirrten, sodaß man es ihr ansah, wie ungemütlich und fremd sie sich fühlte in diesem Kreise. Denn sie, die in einem Kloster mit adlichen Fräulein zusammen erzogen worden war, und ihr Bruder, der Kemenatenjunker, der dem Herzog

mit Pferd und Harnisch gedient hatte, sie paßten beide nicht mehr in diese biedere Hüfnergesellschaft.

Auf der Diele erhob sich bald ein gewaltiger Lärm. Da tafelten die drei jüngsten Brüder der Braut sowie Jung Hohrod und seine blonde Schwester Elsken, die zum Fest mitbringen zu dürfen er sich beim Wirt ausbedungen hatte. Des kleinen Hüterjungen schrille, unverschämte Knabenstimme übertönte allen übrigen Lärm.

Jetzt begann er, begeistert von dem Genuß eines halben Bechers Wein, ein Lied anzustimmen, ein derbes Lied voller Schalkheit, wies die Leute gern auf den Hochzeiten singen. Mit feiner hoher Stimme fiel klein Elsken ein, derber dann die drei Jungen aus der Auen.

Da packte es auch die in der Achterkammer, daß sie brüllend einstimmten, und zugleich schlug der Rittershöfer in der Ehrenstube auf den Tisch und gab hiermit den andern das Zeichen mitzutun. Nun sangen sie alle bis auf Jutta, des Hofschulzen Frau, die die schmalen Lippen fest zusammengekniffen hielt. Sie sangen, bis ein schriller Mißklang über die Diele hinschwirrte und alles jählings verstummen machte. Die Musik war da. Sie hockte hoch oben auf einem Wandgesims zwischen Töpfen und Krügen, in denen Jette den

Winterproviant aufzuheben pflegte. Ein Fiedler wars und ein Flötenspieler. Die beiden saßen da wie Vögel auf einem hohen Ast und baumelten mit den vier Beinen im Takt ihres Spiels. „Mädchen, komm und dreh dich um.“ In beiden Kammern rückten Stühle und Bänke, sie kamen nach und nach alle auf die Diele heraus, zuerst die jüngern, dann die ältern.

Die Braut sah mit einem fragenden Blick zum Hochzeiter auf. Der Werdthöfer verstand ihn und lachte. Das Lachen klang behaglich und wohlwollend. Der gelbe Wein war ihm langsam ins Blut gegangen, daß er jetzt in breiter Gemütlichkeit dasaß und die schwer gewordnen Glieder nicht regen mochte. Geh nur, Kind, und spring den Reigen, so viel dirs Spaß macht, sagte er.

Da stand die Braut auf. Sie sah ihn aber noch einmal an, und in den düster umwimperten Augen glomm ein seltsames Leuchten auf. Kommt Ihr nicht mit, Herr Wirt?

Da lachte der König im Werdt wieder, er wußte wohl, daß die Sitte ihm den Platz neben der Braut im Reigen anwies, aber er kümmerte sich wenig um alte Bräuche und war gewohnt, nach seinem eignen Verstand und Gutdünken zu

handeln. Geh du nur, sagte er, es wird sich schon einer finden, der dich herumdreht.

Da stand auch Hilbrand zu des Ritters Haus auf und sagte zu ihr: Ich will wohl mit dir gehn.

Da nahmen sie sich bei den Händen und gingen zusammen auf die Diele hinaus. Sie waren beide gleich groß und hatten beide denselben stolzen, aufrechten Gang.

Ein paar ältere Hofeserben rückten um den zweiten Tisch zusammen, auf den der alte Rittershöfer eine Kanne Wein von der Hochzeitstafel herüberbefördert hatte, und der Kemenatenwirt zog die Dobeln aus der Tasche. Nun erst wirds gesellig, sagten sie, die Köpfe nahe zusammensteckend.

So blieb denn der Hochzeiter, der vom Würfelspiel nichts hielt, allein mit Hilla, der ältern, an der Hochzeitstafel sitzen.

Während sie unter dem Strohdach des alten Werdter Hauses lärmten und sprangen und unter der Einwirkung des Weines vergaßen, daß sie bei einem verfemten Manne zu Gast waren, auf einem Hofe, der zur Unglücksstätte geworden war, saß des Hochzeiters Schwestersohn allein in einer Kammer des neuen ziegelgedeckten Hauses. Er saß am Tisch und beugte den struppigen roten

Kopf tief über eine Tafel, auf die er mit ungelenker Hand eine Reihe von Zahlen malte. Es galt noch eine ansehnliche Geldsumme vom Ohm zu erpressen. Denn nicht wegen des Raukamps hatte er soeben mit dem Amtmann auf der Beyenburg verhandelt, sondern dieser hatte ihm sogar die Pacht des Herrenhofes angetragen.

Der Oheim hatte recht geweissagt, als er gesagt hatte, sogar die Hand am Herrenhof werde käuflich und die alljährlichen Hand- und Gespanndienste der Bärmer in einen Geldzins umgewandelt werden. Mochte der kluge Ohm nur selbst den wüsten Rauenkamp urbar machen, wenn ihn danach gelüstete, er, Hermann, hatte jetzt besseres zu tun, als sich um diese verwahrloste Wildnis zu kümmern. Denn er hegte keine Zweifel, daß er das nötige Geld erlangen werde, weil er wußte, wieviel dem Ohm daran gelegen war, ihn anderswo als im Werdt festgelegt zu wissen. Der Herrenhof war aber vom Werdt nur durch die Gemarkenweide getrennt, und so würde er das Gut, an das er im geheimen sein Anrecht trotz alles abfindenden Geldes des Ohms nicht aufgab, immer im Auge behalten. Die Zeitpacht am Herrenhof war löslich, er würde da zu seinem Vorteile wirtschaften und warten — auf

den Werdt warten. Auch die Hausfrau, deren er bedurfte, um den neuen Pachthof zu bewirtschaften, war ihm schon versprochen. Das war die Mergh vom Heid aus dem Kotten, der neben dem Lichtenscheider Hof lag. Die brachte ihm kein Heiratsgut mit, denn sie war armer Leute Kind, aber das kümmerte ihn nicht, denn er hatte auf andre Dinge zu sehen als auf mitgebrachtes Hab und Gut, denn mit einer Frau, die sich mit Schmuck behängen will und darauf bedacht ist, ihre Hände zu schonen, war ihm nicht gedient. Die Mergh aus dem Kotten auf der Heid aber war eine emsige Arbeiterin, dabei bescheiden und gefügig und ihm in heißer, demütiger Liebe zugetan.

Der Rothaarige stand auf, schob die Tafel fort und verließ das Haus. Einen höhnenden Blick sandte er zu dem alten Hofeshaus hinüber, wo die Hochzeitsgesellschaft lärmte und sang, dann ging er den weiten Weg bergauf durch den Barmer Wald zu der auf dem Gebirgskamm liegenden Heide.

Es war unterdessen Nacht geworden auf der Diele des Werdter Hofes. In den vier Ecken wurden die in eiserne Wandringe eingesteckten Fackeln entzündet. Sie warfen ein flackerndes

Licht über die Hochzeitsgesellschaft, die teils an den weißgetünchten Wänden entlang saß, teils sich inmitten der Diele im Reigen drehte. Hilbrand zu des Ritters Haus und Hilla, die Braut, tanzten noch immer Hand in Hand. Der Musik ging der Atem schneller aus als diesen zwei heißblütigen, kräftigen, jungen Menschen.

Am Türpfosten zur Vorderkammer lehnte Albert zur Kemenate, der der längste von diesen langen Menschen allen war. Weil er der Erbe eines freien Sattelhofes war und es in allen Dingen den Ritterbürtigen gleich tat, hießen sie ihn den Kemenatenjunker. Er trug sich wie ein Edelmann. Das schwarze Sammetwams mit den goldbesetzten, seidengefütterten Ärmeln stand dem schlanken, bleichen Menschen vortrefflich zu Gesicht. Die Mädchen und die Frauen sahen viel zu ihm hinüber; er aber sah keine an. Seine goldbraunen Augen schauten hochmütig und gelangweilt auf diese bäuerliche Springerei. Er hatte in Düsseldorf am Hofe des Herzogs, dem er mit Pferd und Harnisch diente, in einem Mummenschanz den Reigen mitgetanzt, und ein Fräulein von Nesselrod war seine Partnerin gewesen.

Vor ihm stand Nesa to Klauhus und redete eindringlich auf ihn ein. Er hörte nur mit

halbem Ohr auf sie, denn was gingen ihn die häuslichen Verhältnisse dieser eckigen, ältlichen Frauensperson an, die sie ihm auseinanderzusetzen so angelegentlich bemüht war. Erst als sie mit liebkosender Hand über das schneeig weiße Futter seines Ärmels strich, sah er verwundert auf sie hinunter und begegnete dem Blick wohlgefälliger Bewunderung, mit dem sie seine Person umfing. Da durchzuckte ihn der mißliche Gedanke, die Hofeserbin möchte in ihm ihr langgesuchtes Reinheitsideal entdeckt haben.

Dunkle Röte überflutete sein blasses Gesicht, während seine Augen hastig die Umstehenden musterten, um sich zu vergewissern, daß niemand den Vorgang beobachtet habe, denn der Kemenatenjunker fürchtete die Lächerlichkeit mehr als Sünde und Tod. Indem er Nesa rücksichtslos mitten in einem Satz beiseite schob, ging er schnellen Schrittes in die Kammer, um sich zu den eifrigen Würfelspielern zu gesellen. Heine zu Karnap aber, Nesas immer spottbereiter Nachbar, der in der Nähe der beiden gestanden hatte, kniff listig eines seiner schmalen Äuglein zu, und indem er dem eilig davonschreitenden auf den Rücken deutete, wo der Kalk der Wand auf dem schwarzen Sammet eine weiße Spur zurückgelassen

hatte, flüsterte er der enttäuschten Nesa zu: Siehst du wohl? Einen Fleck hat er doch! Da wärst du bald schändlich hineingefallen, armer alter Scheuerpott, der Junker ist nichts für dich, zu scheuern hättest du auch an dem noch! Laß ihn nur laufen, Neskеn!

Mit allen Gästen hatte die Braut reihumgetanzt, wie es die Sitte wollte. Mit heißen Wangen kam sie jetzt an die Tür der Vorderkammer und streckte den Kopf hinein. Aber der Hochzeiter saß ruhig an seinem alten Platz. Er legte eben, in ein eifriges Gespräch vertieft, seine Hand auf die der Mutter.

Von neuem begann die Musik. Da zog es Hilla, die junge, an Kopf und Füßen herum. Der Rittershäuser kam ihr schon entgegen, wie selbstverständlich faßte er sie bei der Hand, und nun sprangen sie wieder miteinander den immer wilder werdenden Reigen.

Auf der hintern Abteilung der nur eine Stufe tiefer liegenden Diele standen zwei alte eichene Truhen einander gegenüber. Auf der einen thronte ein Kinderpaar, es waren Jung Hohrod und Elsken. Der Junge pfiff zur Musik und polterte mit den Füßen den Takt gegen die Truhe, während seine hellen Augen scharf beobachtend umher-

wanderten. Klein Elsken aber saß blond und zart und rosig an seiner Seite, ganz eingehüllt in eine feine sittsame Schüchternheit. Im Kinn und in den Wangen hatte sie Grübchen, und das ganze Gesichtchen war weich wie eine lose Schneeflocke, und ebenso weich und schmelzend war der Blick ihrer blauen Augen, wenn sie die einmal aufschlug, was hier und da verstohlnerweise geschah. Ein klein fein Dingchen ist das, sagte mancher an diesem Abend von ihr. Jung Hohrod hörte das gern, sie war sein ganzer Stolz, diese kleinste Schwester.

Auf der zweiten Truhe, dem Kinderpaar gegenüber, ruhten jetzt Hilbrand und Hilla von ihrem letzten, langen Tanze aus. Heiß brannten ihnen die Gesichter. Um die Schläfen der Braut wehte ein loses goldnes Gespinst, das sich während der wilden Springerei unter der Brautkrone vorgestohlen hatte, und in ihren schwarzbeschatteten Augen lag ein feuchter, heißer Glanz.

Da war eine große weiße Hauskatze. Die strich verstört an den Wänden entlang, denn Abend für Abend, solange sie zurückdenken konnte, hatte sie auf dieser Diele neben der Feuerstatt ihr behagliches, ungestörtes Schlummerplätzchen gehabt. Was bedeutete nun heute der Lärm und

das wüste Menschengetriebe? Und wo sollte sie hin, sie, die rechtmäßige Dielenbewohnerin? Als diese Katze jetzt an Hillas Kleid vorbeistrich, bückte sich die, hob sie zu sich auf den Schoß und streichelte über das weiche, weiße Fell des Tieres. Nun strich auch des Ritterhäusers ungefüge Männerhand über den seidenweichen Rücken der Katze. Knisternde Fünklein sprangen da auf, und der geschmeidige Tierleib krümmte sich wie in Schmerzen unter den beiden heißen Menschenhänden. Die Braut aber stand hastig auf, die Katze in den Armen haltend, und sagte, ohne ihren Nachbar anzusehen: Sie fürchtet sich hier, ich will sie hinaustragen. Da stand der Ritters-häuser ebenfalls auf und ging der Voranschreitenden nach.

Jung Hohrod hatte mit gespannter Aufmerksamkeit diesem Vorgange zugeschaut. Die weiße Hauskatze vom Werdt war sein besondrer Schützling. Immer, wenn er auf dem Hofe zu tun hatte, lockte er sie zu sich heran. Und als die Braut eben die Katze auf den Schoß genommen hatte, da hatte er voller Befriedigung bei sich festgestellt: die weiße kriegts gut bei der neuen Wirtin! Jetzt aber sprang er beunruhigt von seiner Truhe herab. Ich muß doch sehen, was

sie mit ihr anstellen da draußen. Bleib du da sitzen, Elsken!

Hilbrand und Hilla waren durch die Hintertür aus der dunstigen Diele getreten, wo unter dem Schein des unruhigen roten Fackellichtes alles zu schwanken schien, die Menschen sowohl als ihre Schatten, die wie schwarze Riesengespenster an den weißen Wänden hingaukelten. Sie standen in dem stillen, nächtlichen Bungert. Der hatte ein feierliches und fremdes Aussehen. Schwarz ragten die Bäume empor aus dem weißen Leichentuch, das das fahle Mondlicht über die Wiese ausgebreitet hatte. Nichts rührte und regte sich. Die plötzliche Stille und Einsamkeit um sie her wollte den beiden erregten Menschen fast den Atem rauben. Die Luft war seltsam mild.

Johannisnacht, sagte Hilla scheu vor sich hin. Sie wußte, daß in dieser Nacht der Teufel allenthalben seinen Spuk trieb, und die Hexen von allen Ecken und Enden der Welt heimlich zu Berg ritten zum unerlaubten Tanz. Ihr war zumute, als stünde sie hier nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern in einem schweren Traum, in dem sie nichts zu denken noch zu tun hatte, als still zu halten und alles um sich her geschehen zu lassen, wie es kommen wollte und mußte.

Die weiße Katze in ihrem Arm rieb den Kopf gegen ihre Wange, weich und kosend war die Berührung. Doch da griff Hilbrands nervige Hand dicht unter dem Kinn in das Fell des Tieres, um es gewaltsam von ihr loszureißen. Dieses krallte sich in seiner Angst an ihrem Nacken fest, daß sich die spitzen Krallen tief ins Fleisch bohrten. Sie schrie leise auf. Da legte sich ein Arm um ihre Schultern, der sie und die Katze wie in einen Schraubstock gefangen nahm, sodaß sich keines von ihnen mehr zu rühren vermochte und ihnen beiden der Atem auszugehn drohte. Hilla sah zwei glühende Augen dicht vor den ihren, und ein paar heiße Lippen schlossen ihr den Mund. Da verging ihr die Besinnung.

Die Katze aber stieß endlich einen kläglichen Jammerlaut aus. Zugleich rief hinter dem Paar eine drohende Knabenstimme: Was stellt ihr da mit der Katze an? Quält ihr sie? Sogleich laßt sie laufen!

Von dem Ruf erwachten sie, fuhren erschrocken auseinander, und die befreite Katze floh in wilden, lautlosen Sprüngen davon und jagte durch die stille Wiese dahin wie ein weißer Spuk.

Recht so, jetzt ist sie euch durchgebrannt, die seht ihr sobald nicht wieder, höhnte Jung Hohrod.

Hilla sah mit verstörten, wirren Augen auf den Knaben hinunter. Plötzlich griff sie nach seiner Hand und umklammerte sie wie ein Rettungstau.

Jung Hohrod sah erstaunt zu ihr auf. Warum umschloß die große stolze Braut so fest seine Hand, als wolle sie sich festhalten an ihm? Und warum zitterte die heiße Hand, die die seine hielt? Was willst du? fragte er.

Aber plötzlich blitzte ein schlaues Verstehen in seinen Augen auf. Ach so! Sie hatte vom gelben Wein getrunken, die Hilla, und nun war ihr schwindlig geworden. Mädchen vertragen so was nicht. Er selbst hatte einen halben Becher Wein von der alten Jette eingeschenkt bekommen und hatte Elsken nur zweimal davon trinken lassen, aber er fühlte sich noch so stramm und sicher auf den Beinen wie ein trinkfester Mann. Mit der aber, die sich jetzt so fest an seine Hand klammerte, ging sicher die Welt schon im Kreise herum. Stolz reckte er sich auf. Zu gern hätte er jetzt von einer bedeutenden Höhe mit Beschützermiene zu ihr hinuntergesehen, aber da er ihr noch nicht bis zu den Schultern reichte, mußte er es von unten nach oben versuchen. Ja, ihr Gesicht war glühend rot, und ihre Augen glänzten

wunderlich. Warum nur stützte sie sich nicht auf den großen Rittershäuser, der da stand und sie anstarrte, sondern auf ihn, den kleinen Jungen? Nun, sie sollte ihr Zutrauen nicht bereuen, er würde sich schon der Aufgabe gewachsen zeigen. Stütze dich nur fest auf mich, sagte er mit seiner herzlichsten Stimme und machte sich steif und stark. Ich führe dich wieder hinein. Sie sollen es alle nicht merken, daß du nicht mehr sicher gehst! Ganz gewiß nicht! Ich werds schon machen! Komm nur, komm!

Und Hilla ließ sich willenlos von der Knabenhand nachziehn. So führte Jung Hohrod, der freiwillige Hüterjunge, die Braut in ihres Mannes Haus zurück.

Der Rittershäuser aber blieb allein draußen stehn und getraute sich nicht mehr in die Diele hinein.

Hilla, die junge, war nicht vermißt worden. Der Hochzeiter saß noch auf demselben Fleck vor dem dickbauchigen Weinkrug und sagte eben zu seiner Nachbarin: Du wirst es schon noch verstehn lernen, wie ichs meine, wenn du auch ein eigensinniges Weiberhirn hast, ich habe große Neuerungen im Sinn! Morgen früh gehn wir miteinander über die Hufe, dann zeige ich dir alles. Ja, Hilleken, gleich morgen früh sollst du

alles sehen, was mein und nun auch dein ist! Dazu klopfte er liebevoll Frau Hillas Arm.

Da lachte die Hofeserbin auf, so laut und herzlich, daß die am Würfeltisch die Köpfe wandten. Werdthöfer, Eidam, rief sie, ich bin die Braut nicht, ich bin nur die Mutter!

Da sah sie der Hochzeiter betroffen an, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und strich die grauen Haare von den Schläfen zurück mit einer raschen und zornigen Gebärde. Seine verschlafnen Augen wurden hell, und der Blick scharf und nüchtern. Er sprang auf und stieß den Stuhl hart unter den Tisch. Du hast Recht, sagte er, die da draußen, die junge, das ist meine Braut. Er hob den großen Krug, der vor ihm auf dem Tisch gestanden hatte, prüfend in die Höhe und setzte ihn wieder nieder. Der Krug ist leer, und der Wein war stark!

Nun stand auch Hilla aus der Auen auf. Es ist hohe Zeit, daß wir aufbrechen, ich habe noch meine Jungen da draußen, sagte sie und ging auf die Diele hinüber, um ihre fünf Söhne zusammenzurufen. Als sie die beieinander hatte, spähte sie suchend nach der Tochter aus und entdeckte sie, wie sie im hintersten Winkel auf der Truhe neben einem Knaben saß.

Das große Mädchen in der feierlichen Brauttracht und der kleine Junge gaben ein wunderliches Bild ab, wie sie da still und ernst Seite an Seite saßen und einander bei den Händen hielten wie ein ungleiches Liebespaar. Denn Hilla saß jetzt an Klein Elskens Stelle in Jung Hohrods sicherm Schutz. Elsken hatte die sanften Augen aufgeschlagen, sobald sie der Bruder allein gelassen hatte, um der Katze nachzulaufen. Und als Engel, der jüngste von den Auens Jungen, sie zu sich herangewinkt hatte, war sie sogleich willig aufgesprungen und hatte bis jetzt den Weg zur Truhe und zum Bruder nicht wiedergefunden.

Die Tochter erhob sich ehrerbietig, als die Mutter jetzt vor sie hintrat. Nun gehn wir nach Hause, ich und die Jungens! Du aber bist jetzt hier daheim, drum gute Nacht, Dochterken! Und mach deine Sache gut! Das sagte sie mit ihrer gewohnten, sichern und fröhlichen Stimme, als handle es sich nur um eine bedeutungslose Trennung und nicht um einen Abschied fürs Leben. Den letzten Satz aber sprach sie mit Nachdruck: Und mach deine Sache gut!

Die Braut hob die schwarzen Wimpern und sah die Mutter an, die Augen beider bohrten sich für einen Augenblick forschend ineinander.

In der Tochter Herz entspann sich ein schneller, heftiger Kampf. Aber sie preßte die Lippen zusammen und schwieg. Sie waren einander zu ähnlich, diese Mutter und ihre Tochter, beide selbständige, starke und verschlossene Naturen, und so kam es, daß, obschon sie eine große Liebe füreinander hegten, es niemals zu einem vertraulichen Gefühlsaustausch zwischen ihnen gekommen war. So reichte denn die Tochter auch jetzt nur ihre heiße Hand hin: Gute Nacht, Mutter.

'nacht, Hilleken! schrien die Brüder im Chor.

'nacht, Jungens!

So schieden sie. Die Söhne nahm Frau Hilla mit zurück ins traute, alte Heim bei der Wupper, die Tochter aber blieb auf der fremden Diele stehn, denn anstatt der Mutter gehörte sie jetzt dem Manne an.

Drüben stand er steif aufgerichtet unter der Kammertür, und die Gäste kamen, um sich von ihm zu verabschieden. Da wandte er den Kopf, und ein blitzender, befehlender Blick flog zu ihr herüber. An der Seite des Bräutigams muß die Braut stehn, wenn sich die Gäste verabschieden.

Hastig bückte sie sich noch zu dem Knaben herunter: Wie wirst du gerufen bei den Deinen zu Hause?

Da lachte der Junge über das ganze Gesicht. „Engel“ rufen sie mich!

Der Name steht dir wohl an, sagte sie leise und küßte ihn schnell auf den Mund. Ich danke dir, Engel, du bist gut zu mir gewesen.

Verwundert sah Jung Hohrod ihr nach, wie sie mit großen, eiligen Schritten zu ihrem Eheherrn hinüberging. Sie schwankte kein bißchen mehr, die neue Frau Königin im Werdt, der Rausch mußte schon verflogen sein! Und wie dankbar sie war! Er fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund. Was die für heiße Lippen hatte! Aber über das Los der weißen Katze war er wieder beruhigt, sie würde es sicher gut haben bei dieser freundlichen Frau. Da draußen im Bungert wars wohl nur der Rittershäuser gewesen, der das Tier zum Schreien gebracht hatte.

Engel von Hohrod steckte zwei Finger in den Mund, um seine leichtsinnige Schwester herbeizupfeifen, die mit den Auens Jungen in den Pferdestall gelaufen war. Er hatte sie wahrhaftig beinahe vergessen in seiner neuen Fürsorge um die große Hilla. Mädchen sind eben unselbständige, hilfsbedürftige Dinger, die man nie allein lassen kann, die großen wie die kleinen. Na, jetzt mochte der König im Werdt weiter

sehen mit der großen, er selbst hatte jetzt mit der Kleinen zu tun. Und er pfiff wieder, schriller noch als das erstemal, denn die von Karnap rüsteten sich schon zum Aufbruch, und denen waren er und Elsken für den Heimweg anvertraut.

Als sich der letzte Gast entfernt hatte, die Kienfackeln verglommen waren, und es still und dunkel auf der großen Diele geworden war, da wankte auch Jette auf müden Füßen aus dem alten Hofeshaus, wo sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, wo sie alt geworden war und grau und müde. Sie ging hinüber in das neue, kalte, ungemütliche Haus, das ihr der Bruder zum künftigen Wohnort angewiesen hatte. Mehrmals sah sie sich um auf diesem kurzen Wege, und jedesmal schüttelte sie mißbilligend den Kopf. Alles ordnete er an, wie es ihm passend schien, ihr herrischer kluger Bruder. Er regierte allmächtig im Werdt, aber über dem Werdt regierte ein Stärkerer. Sie, die alte schwache Frau wußte es wohl, aber die beiden gewalttätigen Männer, ihr Bruder und ihr Sohn, die wollten nicht daran denken.



Die kriegt es gut bei der neuen Frau, hatte Jung Hohrod von der weißen Katze gesagt.

Seine Prophezeiung sollte sich nicht erfüllen. Die neue Hauswirtin im Werdt legte eine abergläubische Scheu vor dieser schönen großen Katze an den Tag. Nie sah sie nach ihr hin, wenn die Katze des Abends auf ihrem gewohnten Platz neben der Feuerstelle hockte und unter leisem Schnurren vor sich hinspann, während des Feuers roter Widerschein über das weiße Fell hin und her spielte.

Über diese Scheu der Hauswirtin, die seltsam abstach von ihrem sonstigen kräftigen Wesen, kicherte das Gesinde heimlich. Sie wußten ja alle, daß die Katzen nicht zu den durchaus harmlosen Tieren gehörten, sondern daß sich der Böse gern der Beihilfe dieser leisen, schmeichlerischen Kreaturen zu allerlei Werken der Finsternis bediente. Im Elverfeld wars ja auch ein schwarzer Kater gewesen, der allerlei Gegenstände von den Nachbarn zusammengetragen hatte in das Haus einer alten Frau, die hernach als Hexe erkannt und in Essen verbrannt worden war. Und auf dem Loh hatte einmal ein Knecht eine schwarze Katze auf dem Felde aufgelesen und heimgebracht,

und die hatte vernehmlich zu ihm gesprochen: Höre, ich will dir einen Schatz finden helfen, willst du dafür am Ende deiner Tage dem Teufel deine Seele verkaufen?

Aber die Hauskatze vom Werdt trug doch ein weißes Fell, was sehr zugunsten ihrer Harmlosigkeit sprach, und dennoch schien diese Unschuldsfarbe das Tier in den Augen der Wirtin nicht vor bösem Verdacht bewahren zu können. Der Hauswirt lachte über diese abergläubische Bangigkeit, mit der seine kräftige junge Frau vor jeder Berührung mit der weißen Katze zurückzuckte.

Es kam aber der Tag, wo die regsame Hilla still in der Kammer beim Fenster im Sonnenschein saß und eifrig kleine Linnenstücke zusammennähte, die bald gewürdigt werden sollten, die weichen Glieder des sehnlich erwarteten Erben zu bekleiden. Da kam auf unhörbaren Sohlen die weiße Katze hereingeschlichen und sprang der gebückt sitzenden Frau auf den Schoß. Da schrie Hilla so gellend auf, daß der Werdthöfer, der sich im Hintergrunde der Kammer aufhielt, herzusprang wie ein Junger, das Tier beim Genick packte und es so wild zum Fenster hinausschleuderte, daß sich der langgestreckte Tierleib in der Luft überschlug.

Dabei traf es sich, daß in demselben Augenblick Jung Hohrod unter dem Fenster hergegangen kam und den großen weißen Schneeball geschickt in seinen Armen auffing. Dem schrie jetzt des Wirts zornige Stimme zu: Halt das Biest fest und dreh ihm den Hals um, oder mach sonst mit ihm, was du willst! Aber trag Sorge, daß es mir nicht mehr unter die Augen kommt!

Darf ich sie heim auf unsern Hof nehmen? Von da oben findet sie sich nimmer zurück nach dem Werdt! Ich bringe sie dem Elsken zum Geschenk! rief der Hüterjunge zurück. Da nickte der Wirt ungeduldig und warf das Fenster zu.

Hilla hatte bei des Knaben Frage den Kopf gehoben, aber jetzt saß sie wieder tief über ihre Arbeit gebückt. Und ihre Wangen glühten. Es war ja gut, daß die Katze fort kam. Aber das Bild des feinen blonden Kindes stieg vor den Augen ihres Geistes auf, wie es am Hochzeitsabend ihr gegenüber auf der alten Truhe gesessen hatte. Dem sollte nun die weiße Katze geschenkt werden. Es war nicht recht von ihr, solches geschehn zu lassen, denn es war kein gutes Geschenk, das Jung Hohrod da seiner kleinen Schwester brachte. Aber sie getraute sich nicht, den Mund aufzutun, um Einspruch dagegen zu erheben.

Als die schwere Stunde gekommen war für die Frau im Werdt, liefen Jette und die Magd geschäftig und voll Unrast zwischen Diele und Kammer hin und her.

Denn Jette war nun wieder nötig geworden in dem alten Hause. Als Hermann bald nach des Werdthöfers Hochzeit als Pächter mit seinem jungen Weibe auf den alten Fronhof gezogen war, hatte er der Mutter angeboten, mitzukommen, aber da war sie gewahr geworden, mit welch festen Wurzeln sie am Werdt und dessen Vorsteher hing, denn sie hatte sich nicht entschließen können, den Elternhof zu verlassen.

Während die Frauensleute durch Geschäftigkeit ihre Unruhe und Furcht vor dem noch bevorstehenden Ereignis zu dämpfen trachteten, ging der Wirt zum Hause hinaus, wanderte langsam, wie es sonst seine Art nicht war, über die Hufe, blieb hier und da stehen, sah gedankenvoll auf diese und jene Stelle und lächelte wie in einem Traume vor sich hin.

Wohl waren seine Haare grau, aber von den Beschwerden des Alters spürte er nichts. Zwanzig Jahre konnte er wohl noch leben. Der Sohn würde neben ihm aufwachsen, und alle die Gedanken und Pläne, die zu verwirklichen er selbst

nicht mehr Zeit und Kraft haben würde, die wollte er ihm in die Seele prägen. In zwanzig Jahren konnte er sich dann ruhig mit seiner alten Schwester im strohgedeckten Elternhause zur Ruhe setzen und in Frieden sterben, denn ein Hans im Werdt blieb hier zurück, sein Fleisch und Blut, ein Mensch, der ebenso fühlte und dachte wie er selbst und an seiner Statt weiter denselben Zielen zusteuerte. Hans im Werdt, Hansens Sohn, der junge König, würden die Leute von ihm sagen. Im Spott zuerst, dann aber im Ernst würden sie so sprechen. Denn die Leute sollten sich wundern, wie des Sohnes Königreich immer schmucker anzusehen sein würde, und was für schönes, blankes Geld auf seinen von Gräben durchzognen Wiesen wuchs. Und Geld war der Schlüssel zum Wohlstand, zur Freiheit und zur Macht. Die Altmodischen, die auf ihren einsamen Hufen saßen, weit ab von der Wupper, wollten es noch immer nicht so recht verstehn und einsehen, aber sein Sohn wußte und verstand es gleich ihm.

Hans im Werdt wachte endlich auf aus seinem Zukunftstraum, und als er verstört um sich sah, wurde er gewahr, daß er lange Zeit auf demselben Fleck gestanden haben mußte, wäh-

rend die Sonne am Himmel merklich weiter gerückt war. Da überfiel ihn eine heiße Angst um das, was derweil in seinem Hause geschehn sein mochte. Er fing an zu laufen, und je näher er dem Hause kam, je hastiger lief er. Die Tür fand er offen stehn.

Und auf der Diele kam ihm Jette entgegen; atemlos und erregt blieb sie vor ihm stehn und stattete ihm ihren Bericht ab. Das Kind ist da! Die Frau hat es gut überstanden!

Wie ein Stoß durchrüttelten die einfachen Worte den Körper des erregten Mannes; das Blut schoß ihm heiß zu den Schläfen hinauf. Einen Augenblick fürchtete er, von der Gewalt des Gefühlsanpralls zu Boden geworfen zu werden. Dann aber hatte er seine Kraft wieder beieinander und ging schnellen Schrittes auf die Kammertür zu.

Da sprach die Schwester zögernd hinter ihm her: Das Kind — es ist kein Junge, du hast eine Tochter, Bruder.

Was redest du?

Jette fuhr im Schreck zusammen, als sich der Bruder jählings nach ihr umwandte. Mit zitternden Fingern über ihre Schürze streichend, wiederholte sie: Du hast eine Tochter, Bruder.

Dabei schlug sie die Augen nieder und zitterte wie eine Schuldbewußte. Als sie sich endlich getraute, scheu zu dem Verstummten aufzusehen, erschrak sie noch heftiger als vorhin.

Denn da stand der Werdthöfer mit dem Rücken gegen den Türpfosten gelehnt, aschfahl im Gesicht, mit schlaff herabhängenden Armen, und es wollte ihr scheinen, als schwanke sein Körper hin und her wie der eines Trunknen.

Bei dem Anblick wurde ihr angst und bange. Sie hob wie im Gebet die gefalteten Hände gegen ihn auf und fragte: Willst du nicht hineingehn und das Kind ansehen? Es ist ein schönes, kräftiges Kind!

Er aber wollte es nicht sehen. Schwerfällig richtete er sich auf und tappte schwankenden Ganges die zwei Stufen, die zur Kammer hinaufführten, wieder hinunter und schleppte sich zur Hintertür hinaus in den Bungert. Dort blieb er stehn unter einem alten Apfelbaum, um dessen Stamm eine runde Bank gezimmert war.

Nein, er wollte das Kind nicht sehen. Denn was sollte ihm eine Tochter? Sobald die herangewachsen war, heiratete sie irgendeinen fremden Menschen, der sich dann lachend in das warme Nest setzte, alles im Werdt sein hieß, alles anders,

verkehrt und töricht machte und mit täppischer, ungeschickter Hand alle seine hoffnungsvollen, klugen Anlagen und Zukunftspläne zerstörte. Ein Mädchen konnte er nicht hinaussenden auf die Märkte und in die Städte, ein Mädchen verstand vom Handel nichts und nichts vom Geldeswert. Für wen hatte er das neue städtische Haus gebaut mit seiner festen Garnkammer? Für wen den Fischteich angelegt? Für wen die neuen Apfelbäume gesetzt? Für einen Fremden? Wie würden die Leute lachen und die Köpfe zusammenstecken und hämisch grinsend mit Fingern auf ihn zeigen: Alles kann man kaufen für Geld, nur keinen Sohn! Ein Königreich, aber nicht den Thronerben dazu! Seht, was nützt ihm jetzt sein Geld? Eine Tochter! War er schon ein altersschwacher Narr, daß er mit dieser Möglichkeit zu rechnen vergessen hatte? Nein, er hatte sie nur weit zurückgeschoben, weil es diesesmal für ihn galt: endlicher Sieg oder vernichtende Niederlage! Der Augenblick der Entscheidung war für ihn gekommen, länger vermochte er nicht Widerstand zu leisten gegen das feindliche Schicksal. Nun wußte er, wie es mit ihm gemeint war.

Er mußte sich auf die Bank setzen, weil ihm seine Glieder den Dienst versagten. Wie er da

saß, kam über ihn eine große, schwere Müdigkeit. Langsam sah er rings um sich, sah über alle Werke seines zähen Fleißes mit dem trostlosen Blick eines alten Mannes, der sein Liebstes vor seinen Augen ins Grab versinken sieht. Er hatte sich umsonst gemüht und umsonst geschafft, das alles sollte nicht wachsen und werden, er war ein alter Mann.

Endlich wußte er es: die Hand eines Stärkern war wider ihn und seine Pläne. Hatten es sich die Nachbarn nicht längst zugeraunt, daß er ein Verfemter sei? Er hatte gefreit, und sein Erstgeborner war ihm samt dem Weibe genommen worden. Er aber hatte sich wieder aufgerichtet und zum zweitenmale Hochzeit gehalten; da hatte die Frau, die ihm lieb war, daran glauben müssen. Aber noch einmal hatte er den Kopf in die Höhe gehoben und war mit Peitschenknall die Ulmenallee dahergefahren, ein junges Weib an der Seite, und schon hatte er geglaubt, seinem hartnäckigen Willen sei es endlich geglückt, sich kämpfend zu seinem Ziel durchzutrotzen, da wurde ihm zum drittenmal ein ehernes Nein entgegengerufen. Und nun wußte er es. Endlich, endlich verstand und wußte er, daß es nicht sein sollte. Nein! hieß es für ihn. Wie hatte sein alter Freund, der

reiche, glückliche Kolbe, gesagt? Biegen oder brechen! Ja, der hatte es weiter gebracht als er. Der war ein geduldiger und leiser Mann und kümmerte sich nicht um die Leute, und die Leute kümmerten sich nicht um ihn. Und der hatte das Biegen von jeher verstanden. Aber er, Hans im Werdt, nicht. Er verstand sich auch nicht aufs Beten. Er hatte nur immer gewollt. Gewollt und geherrscht. Jürgen, seinen Schwestermann, hatte er hinausgeschickt in die Welt, und der hatte darüber sein Leben lassen müssen. Jürgens Sohn aber, den er, um ihn aus seinem Wege zu räumen, zum geistlichen Stande bestimmt hatte, der hatte seinem Willen Trotz geboten und war heimgekehrt in den Werdt, über den auch ihn zu herrschen gelüstete. Denn der war willensstark und herrschsüchtig wie er selbst. Aber ein großer Unterschied bestand dennoch zwischen seinem Schwestersohn Hermann und ihm selbst. Denn sein, des Werdthöfers Wille, war immer auf das Gute und Nützliche und Fortschrittliche gerichtet gewesen, und geherrscht hatte er über solche, denen seine Führung zum Vorteil gereichen mußte, weil sie kleiner, kurzsichtiger und ungeschickter waren als er. Wogegen der Abkömmling des Lumpengesindels aus der Voßkuhle nur blind-

lings anwütete gegen alles, was seinem beschränkten Eigennutz als Hindernis vorkam. Kam der als Vorsteher auf den Werdt, so würde er ihn zugrunde richten, wie ein ungerechter und selbstsüchtiger Tyrann sein Land zugrunde richtet, und würde verwüsten, was er, der alte König, in vielen Jahren geschaffen hatte. Dieser Schwestersohn saß aber jetzt als sein nächster Nachbar, nur durch die Gemarkenweide vom Werdt getrennt, als Zeitpächter auf dem Freihof und lauerte und wartete, ob der alte Ohm ihm nicht bald den Platz räumen werde, daß er sich ans Werdter Gut sippen könnte kraft seiner nahen Blutsverwandtschaft.

Der Werdthöfer saß, das Gesicht der Gemarkenweide zugekehrt. Durch eine Lücke im Buschwerk sah er ein Stück des versumpften Teiches schimmern, den die Kinder den Bumannssumpf hießen, weil auf seinem Grunde der alte Ritter, der Vorfahre der Rittershäuser, liegen sollte. Dem hatte vor langen Zeiten einmal der Werdt sowohl wie der Herrenhof zu eigen gehört, und er hatte das versumpfte, unbrauchbare Land in fruchtbare Äcker umgewandelt. Weil er aber die nimmersatte Hand auch nach der Gemarkenweide ausgestreckt hatte, die nach altem Herkommen unberührtes Gut bleiben mußte, hatten

ihn die Unterirdischen hinabgezogen in den Teich. Der Werdthöfer nickte. Ja, auch der war einmal König im Werdt gewesen und hatte das schöne Erbe dem Sohn nicht hinterlassen dürfen.

Auf einmal wurden seine Blicke starr. Von der Gemarke her kam ein Mann gegangen. Es war aber nicht der alte Bumann in weißem Haar und klirrender Rüstung, mit dem sich seine Gedanken eben beschäftigt hatten, der da auf ihn zukam. Eine gedrungne breite Mannesgestalt war es. Den rothaarigen runden Kopf trug er vornüber gebeugt, lauernd sahen seine farblosen Augen aus ihren tiefliegenden Verstecken hervor; in ihm erkannte der Werdthöfer den Menschen, dessen Anblick ihm die Seele immer mit unbesiegbarem Widerwillen erfüllte. Wenn der Gottseibeiuns in eigner Gestalt, auf hinkenden Bocksfüßen, gehörnt und geschwänzt, durch das grüne Gras zwischen den kahlen Obstbäumen im hellen Morgenlicht auf ihn zugekommen wäre, er hätte nicht stärker erschrecken können als jetzt beim Anblick des Schwestersohns.

Mit einem hämischen Lächeln trat der Freihofpächter vor den Mann, der regungslos auf der Bank unter dem Apfelbaum saß und mit starrem Gesicht zu ihm aufsah.

Dag, Ohm, ich komm, um dir eine frohe Botschaft zu bringen, sagte er. Heute nacht ist mir ein Sohn geboren worden.

Da fuhr der andre zusammen, als habe er einen Schlag empfangen.

Willst du nicht mitkommen, dir den zukünftigen Erben vom Werdt anzusehen? höhnte der Rothaarige weiter. Denn ewig leben wirst du ja nicht, und die Zeit wird einmal kommen, wo ich und mein Sohn in den Kreis des Hofgerichts treten werden, um unser Recht zu fordern.

Der Werdthöfer holte schwer Atem, die Hände zitterten ihm, und seine Stimme war klanglos, als er entgegnete:

Ich habe eine Tochter, die soll den Werdt zum Erbe erhalten!

Da brach der andre in ein lautes, freches Gelächter aus.

Eine Tochter! Sieh da, das trifft sich gut, Ohm! Deine Tochter soll meinen Sohn zum Manne nehmen und ihm ihr Erbe zubringen, das ihm von Rechts wegen schon ohnedem zur Hälfte zukommt, dann bleibt der Werdt hübsch ungeteilt! So wollen wirs halten! Und ich selbst werde Sorge tragen, daß es also geschieht! Hörst du? Ich, des Fuchses aus der Boßkuhle Enkelsohn!

Wir werden ja sehen, wer von uns beiden auf die Länge der Stärkere bleibt, du oder ich! Denn mein Sohn lebt! Der deine aber — nichts andres ist er und wirds ewig bleiben, nichts andres, sag ich, als das lächerliche Hirngespinst, der blöde Traum eines eigensinnigen alten Narren.

Den Kopf in die Schultern geduckt, die Fäuste heimlich in Bereitschaft haltend, wartete der Freihofpächter auf den Angriff des Mannes, dem er so freche Beleidigungen ins Gesicht geschrien hatte, und dessen Stärke er kannte und bei kaltem Blut auch fürchtete. Aber er wartete umsonst. Der Werdthöfer rührte kein Glied. Bleich und kraftlos wie einer, vor dem der Blitz niedergefahren ist, saß er da. Verdutzt blieb Hermann noch eine Weile vor ihm stehn, in sich geduckt, wie ein zum Ansprung bereites Raubtier, dann richtete er sich langsam auf, lachte noch einmal laut und höhnisch und drehte seinem regungslosen Gegner verächtlich den Rücken.

Nun saß der Werdthöfer wieder allein im stillen Bungert. Was hatte der Rothaarige ihm soeben ins Gesicht geschrien? Nichts andres, als was die ganze Welt ihm entgegenschrie!

Von allen Seiten zugleich, sodaß es ihm in den Ohren gellte und brauste: Ich bin stärker

als du! Du hast es nicht durchzusetzen vermocht! Nein, es soll dir nicht gelingen! Nein! heißt es für dich! O, du allmächtiger, lächerlicher alter König im Werdt! Sein Rücken krümmte sich wie im Schmerz, er stützte schwerfällig die Ellbogen auf die Knie und barg das Gesicht in den Händen. Vom Hause her kam Jette angeschlichen. Sie hatte den Sohn zum Bruder treten sehen und fürchtete, die beiden möchten in Streit miteinander geraten sein. Nun sah sie den Bruder allein, vornübergebeugt, wie einen müden, gebrochnen alten Mann auf der Bank unter dem Apfelbaum sitzen.

Sie selbst, wie sie dastand in der weißen Frühlingssonne, war ein altes, hageres Weiblein. Aber die Augen in ihrem runzligen Gesicht sahen noch scharf und merkten bald, daß der gebeugte Mann von heimlichem Schluchzen geschüttelt wurde. Da blieb sie scheu von fern stehn in Jammer und Schreck. In seinem ganzen Leben hatte sie den starken Bruder niemals weinen sehen. Dieselbe Scheu, sich ihm zu nahen, erfaßte sie jetzt, wie damals, als er den Tod seines kleinen Sohnes erfahren hatte und allein und stumm in der Kammer vor seinen Geldpäcklein gesessen hatte. Denn er war ein stolzer Mann und wollte kein

Mitleid. Darum durfte er es auch nicht merken, daß sie hier stand und Zeuge seines stummen Jammers war. Doch ging ihr der Anblick des einsam weinenden Mannes so sehr zu Herzen, daß ihr selbst die Tränen aus den Augen zu tropfen begannen.

So stand sie eine Weile und weinte leise in ihre Schürze hinein. Dann schlich sie wieder zurück ins Haus.

Die Gäste, die zur Taufe von Hansens Tochter in den Werdt kamen, gaben sich redlich Mühe, den finstern, schweigsamen Vater des Täuflings durch gutgemeinte Scherzworte aufzuheitern. Das ist nun der Vorläufer, übers Jahr kommen wir wieder zur Taufe des Sohnes! sagten sie. Doch es war, als gingen die Reden ungehört und unverstanden an dem stummen Hauswirt vorüber.

Und die Leute sahen sich vielsagend an, als sie durch die Allee zurückgingen, und sagten zueinander: Mit einem Schlag ist er alt geworden, der König im Werdt!

Sie hatten Recht. Auch Hilla, seine Hausfrau, sah es, und dieses plötzliche Altern und unheimlich schnelle Hinwelken des bisher so stolzen, stattlichen und tatkräftigen Mannes erfüllte sie mit einem Grauen, das nicht frei von

heimlichen Gewissensbissen war, und sie versuchte mit aller Kraft, diesem sichtbaren Verfall entgegenzuarbeiten. Sah sie den Wirt untätig und in sich versunken durch den Bungert wandern, lief sie unter irgendeinem Vorwande zu ihm und fragte ihn über die Bäume und das Obst, das sie trugen. Für alles, wovon sie wußte, daß es ihm bisher am Herzen gelegen hatte, bezeigte sie ein eifriges Interesse. Nach den Garnpreisen, nach den Zöllen auf den Straßen und nach den Marktverhältnissen der Städte erkundigte sie sich voller Lernbegier. Und für die Tätigkeit des Bleicherknechtes legte sie gleich viel Interesse an den Tag wie für die des Stalljungen. Es war ein stummes Sichaufdrängen, ein Bitten ohne Worte: Sieh, ich will mit allem Eifer darangehn, deine Arbeit zu verstehn und zu erlernen, und will versuchen, dir den Sohn, nach dem du ein so verzehrendes Verlangen trägst, so viel in meinen Kräften steht, zu ersetzen, wenn du nur Vertrauen zu mir fassen und es einmal mit mir versuchen wolltest. Denn bin ich nicht dein Weib? Warum willst du einsam neben mir hergehn?

Doch Hans im Werdt hatte nicht acht auf ihr Werben, denn nicht nach dem Weibe verlangte ihn, es war der Sohn, der ihm fehlte.

Und nun kam noch eine Fieberkrankheit über ihn, der der durch Apathie schon geschwächte Körper des alternden Mannes keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen hatte.

Da überließ Hilla der alten Jette die Wartung des Kindes, um sich ganz der Pflege des Kranken zu widmen. Denn jetzt brauchte er die Frau. Alle Handreichungen tat sie ihm. Und nun folgten ihr seine müden Augen, wenn sie durch die Kammer ging, und zuweilen lohnte er ihr einen Dienst durch ein leises, freundliches Dankeswort.

Da fühlte Hilla in ihrem Herzen die alte Unruhe wieder erwachen, die sie zu Beginn ihrer Ehe gequält hatte bis zu der Stunde, wo sie zu dem Mann im grauen Haar mit dem stolzen Sinn und dem nimmerverzagenden Mut hatte treten dürfen, um ihm mit leisem Wort die Erfüllung seines Lebenswunsches zu verheißen. In dem stolzen Augenblick war eine heiße Freude in ihrem Innern lebendig geworden, die den heimlichen Druck, der seit dem Hochzeitsabend auf ihrem Gewissen gelastet, von ihr weggenommen hatte, sodaß sie glaubte, fortan, ohne sich Vorwürfe zu machen, an der Mutter Mahnwort denken zu können: Mach deine Sache gut! Wußte

sie doch, wohin die Worte gezielt hatten, und daß der König im Werdt nichts weiteres von ihr verlangte, als daß sie ihm den ersehnten Erben schenkte. Und erst als sie ihm durch die Geburt einer Tochter, ohne ihre Schuld, die große Enttäuschung, die ihm den Lebensmut gebrochen, bereitet hatte, verschwand ihre schöne Zuversicht wieder, und sie hatte sich mit der Bitte an ihn gedrängt: Willst du in Ermanglung des Sohnes mit der Frau vorlieb nehmen? Da hatte er sie zurückgewiesen. Aber jetzt in seiner Hilflosigkeit, wo er dankbar ihre Hand erfaßte, und sein müdes Gesicht vertrauensvoll aus den Kissen seines Krankenlagers zu ihr aufsah, rüttelte es wieder vernehmlich an ihrem Gewissen. Hast du ihm nicht am Hochzeitsabend schon die Treue gebrochen, die du ihm wenige Stunden vorher gelobt hattest? fragte ihr Gewissen, aber ihr Verstand verteidigte sie und sagte: Deine Schuld ist zu gering, als daß es sich lohnte, sie in Worte zu fassen und den Kranken damit zu beunruhigen. So schwieg sie denn wieder und pflegte ihn aufmerksam und voll dienstbeflissenen Eifers.

Sie hatten für den Kranken den Quacksalber aus Schwelm herübergeholt; der aber ließ, sobald

er wahrgenommen hatte, daß die Krankheit eine böse Wendung nahm, den Patienten im Stich und zeigte sich nicht mehr im Werdt.

Nun kam ungerufen die alte Graite vom Kapellenkotten, die allen Schwerkranken sterben half. Als sie an das Lager des Königs im Werdt trat, den sie nur als einen stolzen und aufrechten Mann gekannt hatte, brach sie, von seinem veränderten Anblick erschreckt, in ein mitleidiges Schluchzen aus. Sie braute ihr Kräutertränklein, mit Tränen vermischt, und goß es dem Kranken zwischen die bläulichen Lippen. Sie sprach ihre zauberkräftigsten Heilsprüche über ihm, aber der Tod wollte sich nicht stören lassen bei seinem stillen Werk.

Und Jette lief auf ihren müden alten Füßen durch die Nacht, um für den sterbenden Bruder den Priester zu holen. Die Hausfrau aber blieb am Bette des Mannes.

Es ist noch eine Garnfuhre unterwegs, sagte der Sterbende und versuchte sich aufzurichten, um durch das Fenster einen Blick in die Allee hinauszuwerfen. Wenn der Fuhrmann heimkommt, so mußt du den Nachbarn ihr Geld auszahlen, der Wuppermann weiß darum, den magst du nach allem fragen.

Die Frau beugte sich über ihn und nahm seine kalte Hand fest zwischen die ihren. Ich will es nach besten Kräften besorgen, es soll alles weitergeführt werden wie bei Euern Lebzeiten. Ihr müßt Euch nicht sorgen und grämen. Nolde bei der Wupper und meine Mutter, die eine erfahrne Frau ist, werden mich in allem beraten und mir beistehn.

Der Werdthöfer sah sie an, und der alte helle scharfe Blick seiner gesunden Tage kehrte für einen Augenblick in seine trüben Augen zurück. Ja, du und deine Mutter! Ich gebe sonst auf Weiberversprechen nicht viel, aber euch beiden kann man vertrauen, ehrlich und stark und klug seid ihr.

Über die Augen der Frau senkten sich bei seinen Worten die schwarzen Wimpern verhüllend nieder, während ihr ein feines Rot ins Gesicht stieg.

Der Sterbende aber hatte noch mehr zu sagen. Sein Atem rang sich schwer aus der todwunden Brust: Der Rothaarige — soll den Werdt nicht haben — auch sein Sohn soll — meine Tochter nicht — zum Weibe —

Ich versprech es Euch, beides soll nicht geschehn, solange ich am Leben bin! Ich bitte Euch, sorgt Euch nicht darum!

Da trat der Priester in die Kammer. Er war hastig gelaufen, weil er fürchtete, zu spät zu kommen, und hatte die alte Jette, die so schnell nicht mehr mitkommen konnte, weit hinter sich zurück auf der dunkeln Landstraße gelassen. Mit geröteten Wangen und fliegendem Atem trat er jetzt an das Bett, um dem reichen Manne, den er dreimal mit einem Weibe getraut hatte, und der ihm manches Silberstück und manchen guten Bissen hatte zukommen lassen, die letzte Wegzehrung zu reichen.

Als der Werdthöfer das Sakrament empfangen hatte, fiel sein Kopf müde in die Kissen zurück. Da schickte Hilla den Priester und das Gesinde aus der Kammer, damit ihm Ruhe werden sollte.

Nach einer Weile aber hob er noch einmal den Kopf und sah nach der Tür, die zur Diele führte, und hinter der die uilike Graite saß in einem Kreise von neugierig herzugelaufnen Nachbarsleuten, die ein gedämpftes Gespräch führten, das sich in der Kammer wie ein unaufhörliches Klagegemurmel anhörte.

Die Leute, sagte er mit brechender Stimme — die Leute sagen — der König im Werdt, sagen sie —

Da schloß der Tod ihm den Mund.

Nach einer Weile, als er sich nicht mehr rührte, nahm Hilla die Öllampe und rückte sie näher zum Bett, sodaß der Schein voll auf das regungslose Antlitz des Mannes fiel. Dann kniete sie nieder und sah in ehrfürchtiger Andacht zu, wie der Tod langsam mit leise glättender Hand über das wachsbleiche Antlitz des Verstorbnen strich, bis es allmählich still und schön und heilig anzusehen war. So mochte dieser Mann in seiner Jugend ausgesehen haben, ehe noch Enttäuschung, Zorn und Gram die Schönheit der Züge zerstört hatten. So aber hatte ihn Hilla, die junge, nie gekannt.

Und diesem friedvollen Heiligen, dem irdische Leidenschaften nichts mehr anhaben konnten, legte sie jetzt die Beichte ab, zu der es sie solange schon getrieben hatte. Ihre gefalteten Hände über seine kalte Rechte legend, redete sie leise zu ihm. Viele Worte machte sie nicht, aber als sie geendet hatte, sah sie ihn an mit einem Lächeln, das ein Gelöbnis in sich schloß und dem Toten versprach: Ich will meine Schuld ehrlich sühnen, du sollst dein Vertrauen nicht bereuen, ich werde dir treu bleiben, solange ich lebe!

Sie sah noch zu ihm auf, als die Tür leise aufging und die Hofesfrau aus der Auen, ihre

Mutter, in die Kammer kam. Diese trat von der andern Seite ans Bett heran, und als sie dem Toten ins Gesicht gesehen hatte, sank auch sie in die Knie und faltete die Hände. So hat er damals ausgesehen, zu der Zeit, da ich jung war, sagte sie, und ihre Worte brachen in einem Schluchzen ab, das ihren kräftigen Körper erbeben machte.

Da sah Hilla, die junge, verwundert zu der Mutter auf. Sie hatte die sich beherrschende Frau nie weinen sehen, nicht einmal am Totenbett des Vaters, an dem sie mit ihren sechs Kindern gestanden hatte.

Die Tochter erhob sich von den Knien und ging leise auftretend auf die Tür zu, um die Weinende mit dem Toten allein zu lassen.

Aber die Hofesfrau, die die Absicht der Tochter erriet, stand auf und ging ihr nach und fragte, indem sie sie am Arm zurückhielt: Wohin willst du?

Draußen, die Leute — es ist vielerlei zu tun —

Hilla, die ältere, hatte ihre Schwäche schon niedergerungen. Die beiden gleich großen Frauen standen einander gegenüber, und für einen Augenblick sahen sie sich in die Augen. Aber sie wandten

die Blicke rasch voneinander ab, als widerstrebe es jeder, in der andern Seele einem Geheimnis nachzuspüren.

Ich bin gekommen, dir zu helfen, nicht, dich von dem Toten fortzutreiben! sagte Hilla in der Auen. Ich werde hinausgehn und nach allem sehen. Du aber bleibst hier und hältst Wache bei ihm, denn du bist die Frau!

Dann öffnete sie einen Spalt weit die Tür zur Diele und winkte der alten Graite, hereinzukommen. Die hatte in ahnender Fürsorge die Totenlichter schon mitgebracht. Diese stellten die Frauen zur Rechten und zur Linken des Totenlagers auf und zündeten sie an. Darauf öffneten sie die Tür, damit die draußen Versammelten hereinsehen und einzeln ans Bett treten konnten. Denn sie dachten: Er hat immer darauf gehalten, daß es ordnungsgemäß zuging in seinem Hause, und es ist ihm immer wichtig gewesen, wie er sich in der Leute Augen ausgenommen hat, darum sollen sie ihn jetzt sehen, wie er in verklärter Schönheit daliegt gleich einem Heiligen.

Die letzte, die hinter dem Gesinde mit kurzen, müden Schritten in die Kammer trat, war Jette, die eben zu Tode erschöpft heimkehrte. Die Leute machten Platz, um ihr den Weg zu dem Toten

freizugeben, dessen Schwester sie war. Sie sank ermattet auf dem Stuhl am Lager nieder und faltete die runzligen Hände im Schoß. Klein und alt und anspruchslos saß sie da, ließ den Kopf tief auf die Brust hinabhängen und rührte sich nicht mehr, denn sie war zu müde zum Weinen.

Die alte Graite aber, die wußte, was sich bei einem solchen Anlaß schickt, stimmte jetzt mit schauervoller Inbrunst ihre Totenklage an, für die sie berühmt war weit und breit. Und die Mägde und die Nachbarinnen schlossen sich ihr pflichteifrigst an.

Die Wehklage tönte laut durch den stillen Werdt. Sie weckte die Hofhunde, daß sie mit rasselnder Kette aus ihren Hütten fuhren, den Kopf gen Himmel reckten und mit lautem Heulen einstimmten in den Totensang für den verstorbnen Herrn. Und das Hundegeheul weckte vielfältiges Echo auf allen Höfen des Tals. Das Vieh in den Ställen wurde unruhig. Es war, als sei die Nacht selbst aus ihrer Ruhe aufgestört und vor des Todes grauenvoller Gegenwart in Schrecken erwacht.

Und schon machte sich die Todesbotschaft auf und lief die Wupper entlang von Gehöft zu Ge-

höft und rief die Kunde in die nachtschlafenden Häuser: Der König im Werdt ist tot!

Nun fuhr Hans im Werdt zum letztenmale mit zahlreichem Geleit unter den Ulmen her, die er selbst gepflanzt hatte. Und Jette ging wieder einmal hinter einem Sarge. Aber sie bewegte keine ehrgeizigen Zukunftsgedanken für Sohn und Enkel mehr in ihrem Herzen, denn darin regte sich nichts als verständnislose Verwunderung darüber, daß sie nur bis zum Rande des Grabes mitgehn und noch einmal umkehren sollte in das leere alte Haus, in dem kein Werdthöfer mehr regierte.

Hinter der gebeugten alten Schwester schritten zwei aufrechte Frauen, Hilla die ältere und Hilla die junge. Und wer diese beiden ansah, dem fiel es auf, daß heute Mutter und Tochter einander noch ähnlicher sahen als damals auf der Werdtschen Hochzeit. Sie waren aber die einzigen Frauen im Zuge, die nicht weinten und jammerten, und ihre Haltung war so gefaßt und ihre Gesichter waren so still, daß sich ihr Betragen in den Augen der Leute wie Hochmut ausnahm. Sie wollen es dem König im Werdt gleichtun an Stolz, diese beiden, dachten die Leute.

Drei Tage nach dem Begräbnis kam der Hofschulze mit Nolde bei der Wupper, den der

Verstorbne zum Vormund seines Kindes ernannt hatte, in den Werdt. Mit der jungen Witfrau und deren Mutter hielten sie nun ein heimliches, kleines Hofesgeding in der Vorderkammer des alten Werdtschen Hauses ab. Dabei zeigte es sich, daß diese vier einträchtig darauf bedacht waren, die Pläne und Wünsche des Verstorbnen zu berücksichtigen.

Sie berieten sich noch, als der Freihofpächter ungerufen in die Kammer trat; sein Blick war voll lauernder, mißtrauischer Feindseligkeit. Warum besprecht ihr euch heimlich, ohne mich und meine Mutter? fragte er. Vergeßt ihr, daß sie und ich aus des Werdthöfers Sippe sind und ein Recht haben auf das halbe Gut?

Da stand der alte Wuppermann auf. Sein Gesicht war von schneeweißem Haar umrahmt, aber er stand noch in voller Kraft als Sohler dem großen Gut bei der Wupper vor, auf dem seine Söhne und Schwiegersöhne auf getrennten Splissen saßen, die aber alle in die Sohle gelteten. Dieser sagte mit der ihm eignen leisen und doch deutlichen Stimme: Ich bin deines Oheims Freund gewesen von Jugend auf und weiß, wie die Dinge liegen hier im Werdt. Ich weiß, daß deine Mutter mit Geld reichlich abgegutet worden ist. Seit wann

wäre es Brauch, einen Hofeserben zu zwingen, das Land zu spleißen, das ihm vom Vater hinterlassen wurde? Kann er seine Geschwister nicht mit Geld abfinden, wenn es ihm behagt? Und hat der Ohm deine Mutter nicht immer bei sich auf dem Hofe behalten und verordnet, daß sie bis an ihr Lebensende hier am Gut ihre Leibzucht behalten solle? Du aber hast ein eignes Unterkommen durch deines Oheims Hilfe gefunden und kannst keinerlei Anspruch mehr auf des Verstorbnen Gut erheben, denn er hat bei Lebzeiten schon ein übriges an dir getan! Ich aber bin der Vormund seiner Tochter, die einst den Hof erben wird, und habe als solcher darauf zu sehen, daß dieser und seiner Witfrau, die jetzt auf der toten Hand weiter dem Gut vorstehn wird, kein Zwang noch unrechte Gewalt geschieht. Dies tu ich dir jetzt kund, damit du weißt, wer fortan die Hand über den Werdt hält und ihn verteidigt und bevogtet. Habe ich so recht gesprochen, Hofschulze?

Da stand auch der junge schwerfällige Wulffinkhöfer langsam auf und sagte: Es war recht gesprochen. Du aber, Freihofpächter, tätest gut daran, deine unrechtmäßigen Ansprüche an den Werdt endgiltig aufzugeben, denn niemand wird

dir Recht sprechen, weder ich, der Schulze, noch der Amtmann, noch die Geschwornen des Hofgedings.

Bleich vor verbissenem Grimm verließ der Freihofpächter das Haus, wo er geboren war.



Nach Jahresfrist kam einer die Ulmenallee daher, mit großen, sichern Schritten. Die alte Jette saß auf der Bank vor dem Hause und hielt die kleine Gerit, Hans im Werdts Tochter, im Schoß. Wo finde ich die Hauswirtin?

Hilla, die beim Herd auf der Diele stand, hörte die Stimme und erkannte sie. Und die Schüssel, die sie in der Hand hatte, fiel klirrend zu Boden. Es war das erstemal seit der Hochzeit, daß Hilbrand zu des Ritters Haus auf den Hof kam. Nun flüchtete sie im ersten Schreck aus der Hintertür hinaus, während der Rittershäuser durch die Vordertür die Diele betrat.

Draußen aber besann sie sich darauf, daß sie die Werdthöferin sei. Sie strich ihre Kleider glatt und ging um das Haus herum und nahm Jette das Kind ab. Hilbrand, des Rittershöfers Sohn, ist hineingegangen und sucht dich, meldete Jette.

So sage ihm, ich hätte im Bungert zu tun, dahin könne er mir nachkommen, wenn er mit mir zu reden hätte.

Jette sah der eilig davongehenden Frau kopfschüttelnd nach. Was fiel der Wirtin ein? Es war nicht der Brauch im Barmen, Gäste außer dem Hause zu empfangen; man nötigte sie vielmehr, auf der Mühbank beim Herd Platz zu nehmen, und bewirtete sie. Es kostete der alten Hofestochter einen Entschluß, dem stattlichen Manne jetzt Hillas Auftrag auszurichten.

Der Rittershäuser zog denn auch die Augenbrauen hoch wie in Verwunderung oder Ärger, als ihm der Bescheid zuteil wurde. Aber er machte gehorsam kehrt und ging den Weg, der ihm gewiesen wurde.

Hilla stand mit dem Kinde auf dem Arm unter dem alten Apfelbaum, den eine runde Bank umzog, dieselbe, auf der der König im Werdt gesessen und über das Scheitern seines Lebensplanes geweint hatte. Sie sah dem Kommenden wartend entgegen, trat aber mit keinem Schritt auf ihn zu.

Die Sonne brennt heiß heute, begann der Rittershäuser, die Gestalt des blühenden jungen Weibes mit hungrigen Blicken umfassend.

Ja, sie brennt heiß.

Seit drei Wochen hat es nicht mehr geregnet, das Land dürstet sehr.

Ja, so ist es. Die Frau sprach in verhaltner Ungeduld.

Du arbeitest und wirtschaftest wie ein Mann, sagen die Nachbarn. Du hast Glück, daß deine Wiesen im Grunde liegen, die Dürre kann ihnen nichts anhaben. Aber du solltest die Heubanden nicht zu Bleichblechen verwenden, darin handelst du ebenso verkehrt, wie es der verstorbne Werdthöfer getan hat!

Bist du gekommen, mir das zu sagen? Was gehts dich an? Ich tu, was ich kann, die Mutter und der Wupperhöfer stehn mir bei, und ich betreibe es in allem nach dem Vorbild des Werdthöfers. Du kannst dich auf dem Hof umsehen, ich meine, es steht alles ebenso gut wie zu des Mannes Lebzeiten!

Du redest stolz. Aber du hast Recht. Bist ein tüchtiges Weib, Hilla! Ich habe dir heimlich zugeschaut — oft! Und nun bin ich gekommen. Du weißt, warum. Ich habe nicht Vater noch Bruder noch Freund hergeschickt, um für mich zu werben. Ich bin selbst gekommen!

Vor dir sind schon andre dagewesen. Der

Werdt ist ein begehrtes Gut. Ich habe sie fortgeschickt.

Ja, du hast sie fortgeschickt, die es nach dem Werdt gelüstete! Denn du wußtest, daß ich kommen würde. Und du weißt, wonach mich gelüstet! Ein ganzes Jahr hab ich gewartet des Anstands halber. Die Zeit ist mir lang geworden! Nun aber bin ich da!

Und wirst wieder gehn, wie die andern gegangen sind. Denn was du willst, das kann nicht sein, um des Verstorbnen willen kann es nicht sein.

Was soll das heißen?

Hast du den Hochzeitsabend vergessen?

Vergessen? Der Rittershäuser, dem die Stirn brannte, lachte laut auf. Stünde ich dann hier? Nein, ich habe ihn nicht vergessen.

Dann weißt du auch, daß eine Schuld zwischen uns steht.

Eine Schuld! Das ist ein großes Wort! Böses ist nicht zwischen uns vorgefallen. Es mag sein, daß ich dir einen Kuß oder zwei gestohlen habe! Was ist das Großes? Man küßt einander wohl einmal!

So redest du mit dem Munde, aber im Herzen weißt du es anders. Oder ist dein Gedächtnis

so kurz? So will ich ihm nachhelfen. Wir hatten den Reigen miteinander gesprungen, und uns war heiß. Ich hielt die weiße Katze im Arm. Es war Johannisnacht, wo der Böse Gewalt auf Erden hat. Der Gottseibeiuns selbst hatte seine Hand im Spiel, und das Tier stand heimlich in seinem Dienst. Ein Zauber umfing uns, daß wir wie Träumende oder wie Trunkne wurden, die nicht wissen, was sie tun. Aber das soll keine Entschuldigung sein, weder für mich noch für dich, denn über Reine und Gute hat der Böse keine Macht, auch in der Johannisnacht nicht, mit uns aber hatte er leichte Arbeit. Und wäre der Junge nicht dazwischen gekommen — In der Hochzeitsnacht habe ich meinem lebenden Mann im geheimen die Treue gebrochen, die ich ihm wenig Stunden vorher gelobt hatte, dem Toten aber werde ich die Treue halten. Ich habe es mir und ihm mit festem Gelübde zugeschworen.

Da trat er ihr ganz nahe, seine blauen Augen hatten sich verdunkelt in Zorn und Leidenschaft. Weiberreden! Überlaß du dem Pfaffen das Predigen! Und gereizt durch die stolze Abwehr, die sich in ihrer Haltung aussprach, wie sie hoch aufgerichtet vor ihm stand, das Kind des Toten auf dem Arm wie eine Schutzwehr zwischen ihm

und sich, herrschte er sie an: Setz das Kind zu Boden — mit dir allein will ich reden.

Hilla wich einen Schritt zurück. Rühr das Kind nicht an! Es ist des Werdthöfers Kind!

Wie nun Hilbrands finsterer Blick das Gesicht der kleinen Gerit streifte, erschrak er an den hellen, scharfblickenden Augen, die ihn aus dem Kindergesicht anschauten und seltsam an die des Königs im Werdt gemahnten. Und das Kind machte eine abweisende Bewegung mit der kleinen Hand und sagte mit seiner klaren, deutlichen Kinderstimme: Fort — du, Mann!

Da lachte er rauh auf. Der Starmatz ist gut abgerichtet!

Das Kind hat für sich selbst gesprochen, sagte Hilla mit verhaltner Stimme. Und nun sprech ich für mich ebenso: Ich bitte dich, Hilbrand, geh! Sieh, ich sprech es nicht in Stolz und Übermut, ich bitte dich demütig: Geh!

Mich schickst du fort? Besinne dich, Hilla! Ein zweitesmal komm ich nicht wieder! Darum bedenke jetzt, was du sagst!

Geh! wiederholte sie noch einmal.

Da wandte sich Hilbrand in wildem Zorn von ihr und ging nicht den Weg zurück, den er gekommen war, sondern lief blindlings gerade-

aus durch den Bungert nach der Gemarkenweide. Da schwang er sich über die Hecke und war nun den Augen der Nachschauenden entzogen.

Nun war sie allein. Sie ließ das Kind zu Boden gleiten und setzte sich auf die Bank, denn die Knie zitterten ihr. Sie sah nach der Gemarkenweide hinüber. Langsam wich die Glut aus ihrem Gesicht, bis es bleich und still wurde. Als sich das Kind an ihre Knie schmiegen wollte, wies sie es mit rauher Hand zurück, sodaß es ein paar kurze Schrittlein seitwärts torkelte und ins Gras fiel. Es blieb aber mit vergnügtem Gesicht da sitzen, wo es niedergefallen war, und haschte mit beiden Händen nach den weißen Mergenblümchen, die es umstanden.

Nach einer Weile kam Jette und holte das Kind und sprach ein paar Worte zu der Frau auf der Bank unter dem Apfelbaum; aber sie antwortete ihr nicht. Erst als der Fuhrknecht mit einem Anliegen an sie herantrat, wachte die Werdthöferin auf und erhob sich und ging wieder an ihr Tagewerk.

Und wie es Abend wurde, und die Sonne schon hinter den westlichen Hügeln in roter Lohe versank, ging sie noch einmal allein über die Hufe und blieb lange vor dem Bleichblech, das

weiß war von bleichendem Garn, über das das Himmelslicht mit rotgoldnem Schein hinspielte, gedankenvoll stehn.

Rotes Gold soll aus meinen weißbespannten Wiesen aufblühn, hatte der König im Werdt gesagt.

In der Nacht aber hat sie den toten Gatten unter heißen Tränen gefragt: Habe ich es dir heute recht gemacht? Bist du zufrieden mit mir?

Und er hat ihr im Traum geantwortet: Du hast deine Sache gut gemacht! Und wie er das sagte, hatte er das schöne, stolze Gesicht seiner jungen Jahre.



Druck von Karl Marquart in Leipzig

Hohrath, Clara. Im Wuppertal. Barmer Geschichten aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Geh. Mk. 4.—, geb. 4.50

—„— Dan und Lizzie. Ein Roman von den Normannischen Inseln. Geh. Mk. 3.—, geb. 3.50

—„— Fintje. Eine Erzählung aus dem alten Brüssel. Kartoniert Mk. 3.—

Jensen, Maina, In der Residenz zu Kleinhausen. Geh. Mk. 1.50, geb. 2.—

Löffler, J. H. Martin Bötzinger. Eine Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert. Zwei Bände. Gebunden Mk. 10.—

—„— Madlene. Erzählung aus dem oberfränkischen Volksleben. Geh. Mk. 2.—, geb. 3.—

Nielsen, Zacharias. Die Kohlenbrenner. Erzählung. Geh. Mk. 4.50, geb. 5.—

Niese, Charlotte. Menschenfrühling. Erzählung. Geh. Mk. 3.50, geb. 4.—

—„— Auf Sandberghof. Roman. Geh. Mk. 4.50, geb. 5.—

—„— Revenstorfs Tochter und andre Erzählungen. Gebunden Mk. 5.—

—„— Die Klabunkerstraße. Roman. 2. Aufl. Geh. Mk. 4.50, geb. 5.—

—„— Vergangenheit. Erzählung aus der Emigrantenzeit. 2. Auflage. Geh. Mk. 6.50, geb. 7.—

—„— Der Erbe. Erzählung. Geh. Mk. 5.50, geb. 6.—

—„— Auf der Heide. Roman. Geh. Mk. 5.50, geb. 6.—

—„— Die braune Marenz und andre Geschichten. 2. Auflage. Geh. Mk. 4.—, geb. 4.50

—„— Geschichten aus Holstein. Gebunden Mk. 3.50

—„— Licht und Schatten. Eine Hamburger Geschichte. 2. Auflage. Gebunden Mk. 5.—

—„— Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen. 4., der Gesamtausgabe 3. Aufl. Ein Band. Geh. Mk. 5.—, geb. 5.50

—„— Aus dänischer Zeit. Bilder und Skizzen. Ausgabe in 2 Bänden. Gebunden Mk. 5.50

Schmitthenner, Adolf. Novellen. Gebunden Mk. 6.—

—„— Leonie. Roman. Gebunden Mk. 5.—

—„— Neue Novellen. Geh. Mk. 5.50, geb. 6.—

—„— Ein Michel Angelo. Novelle. Sonderausgabe. Geh. Mk. 3.50, geb. 4.—

Speck, Wilhelm. Zwei Seelen. Erzählg. 4. Auflage. Geh. Mk. 4.50, geb. 5.—

—„— Menschen, die den Weg verloren. Zwei Novellen: Die Flüchtlinge — Ursula. Geh. Mk. 4.50, geb. 5.—

Stellanus, Georg (Graf Georg Holtzendorff), Weihnachten auf Wildegg. Erzählg.	Geh. Mk. 6.50, geb. 7.—
—„— Blau und Weiß. Erzählg. Zwei Bände.	Geh. Mk. 9.—, geb. 10.—
Thoresen, Magdalene. Signes Geschichte und andre Erzählungen.	Geh. Mk. 5.50, geb. 6.—
—„— An einsamen Küsten. Erzählungen.	Geh. Mk. 4.50, geb. 5.—
—„— Die Sonne des Siljethals. Pilt Ola. Erzählungen.	Geh. Mk. 5.50, geb. 6.—
Verbeck, O. Einsam. Roman.	Gebunden Mk. 7.—
—„— Der erste Beste. Erzählung. 2. Aufl.	Geh. Mk. 2.50, geb. 3.—
—„— Maria Neander. Die Neuenhofer Klucke. Zwei Erzählungen.	Geh. Mk. 4.—, geb. 4.50
Waldmüller, Robert. Don Adone. Dem berühmten Fabulanten Gian Francesco Sabattini nacherzählt. 2. Auflage.	Geh. Mk. 5.50, geb. 6.—
Wette, Hermann. Spökenkiker. Die Geschichte einer verirrten Menschenseele.	Geh. Mk. 3.50, geb. 4.—
—„— Krauskopf. Roman. 3 Bände. Band I: Krauskopfs Kindheit.	Geh. Mk. 3.50, geb. 4.50
—„— Band II: Vom Knaben zum Jüngling.	Geh. Mk. 4.50, geb. 5.50
—„— Band III: Vom Jüngling zum Mann.	Geh. Mk. 4.50, geb. 5.50





